PRESENTED

TO

THE UNIVERSITY OF TORONTO

BY

Großherzogl. Regierungs-Bibliothek

Schwerin

LG
R786n

Novellen

von

Otto Roquette.

HERZOGL. MEKLENBURG SCHWERIN REGIERUNGS-BIBLIOTHEK

H 2935
26/9/98

Berlin.
Verlag von Wilhelm Herb.
(Besserſche Buchhandlung.)
1870.

Inhalt.

	Seite
Rumpelstilzchen	1
Einer von Beiden	119
Unsere Jugend	195
Peter Weyrichs Haus	281

Rumpelſtilzchen.

In dem leichten Wagen, der vom Haltepunkt der Eisenbahn aus in die noch sonnige Herbstlandschaft fuhr, saßen drei junge Männer in, wie es schien, sehr guter Laune. Die beiden jüngeren wenigstens lachten und sprachen viel, neckten sich auch wohl dazwischen, während der dritte schweigsamer und gegen die Morgenkühle des späten Septembers in den Mantel eingehüllt und zurückgelehnt saß. Sie waren Abends zuvor aus der Hauptstadt abgereist, um ihre Mutter zu besuchen, die hier in der Gegend auf dem Familiengute wohnte. Von dem altgedienten Kutscher, der sie von der Bahn abholte, erfuhren sie, daß die Mutter wohlauf sei, und ihrer mit Freude harre, daß auch die übrigen Hausgenossen ihre Ankunft kaum erwarten könnten, besonders Herr Stumpf und Fräulein Jasmunda. Der Kutscher, der gleich vielen seiner Berufsgenossen Johann hieß, lachte dabei und die beiden jungen Herren ebenfalls. Sie waren überhaupt gern bereit zu lachen, wie man mit achtzehn und zweiundzwanzig Jahren pflegt, um so mehr, wenn man nach einer Nacht auf der Eisenbahn durch die Morgenfrische dahinrollt, in der behaglichen Aussicht auf Ferientage unter dem heimischen Dache, und, nicht zu vergessen, in Erwartung einer Tasse warmen Kaffees, von der Hand der sehr geliebten Mutter selbst eingeschenkt. Der Jüngste hatte vor

Allen Grund zu guter Laune. Denn nach kürzlich bestandener Schulprüfung fühlte er den letzten Rest seiner Knabenzeit abgestreift, fühlte sich zum ersten Mal als freier Mann, und reiste nun, von höchster Genugthuung erfüllt, nach Hause, um der Mutter ihren Jüngsten als angehenden Studenten vorzustellen. — Obgleich Brüder, waren die drei jungen Männer doch schon dem Aussehen nach sehr verschieden. Bei den jüngeren Beiden, kräftigen Gestalten mit offenen frischen Gesichtern, ließ sich zwar eine gewisse Familienähnlichkeit herausfinden, obgleich der achtzehnjährige sehr brünett, der Bruder aber blond, blauäugig und bartlos war. Dagegen hätte selbst ein auf Familienähnlichkeit erpichtes Tantenauge in dem Gesicht des Aeltesten in dem Kleeblatt nicht einen Zug, nicht eine Linie gefunden, die sich in den Gesichtern der beiden Andern auch nur annähernd wiederholt hätte. Scharf und fein geschnittene Züge, eine hohe Stirn, große, sprechende Augen über der leicht gebogenen Nase, dazu ein blasser, etwas leidender Ton über das Gesicht gebreitet. Es war ein geistvolles Gesicht, dessen vieldeutiger und überraschender Ausdruck jedem in's Auge fiel. Dazu gehörte eine schmächtige, fast dürftige Gestalt, die zwar jetzt in den Mantel verhüllt und verborgen war, sich aber auch so schon in ihren Formen als den etwas krankhaften Gesichtszügen entsprechend darstellte. Eugen, so wurde der immer schweigsamer werdende genannt, saß zurückgelehnt im Wagen, während seine Begleiter, welchen hier jedes Haus, jeder Baum bekannt waren, immer lebhafter wurden, und behaupteten, die Schimmel schlichen wie im Traume daher, während Johann sie doch wacker ausgreifen ließ.

Der Wagen näherte sich einem Dorfe.

„Admiral!“ rief der Jüngste, „wir sollten in der Eile bei Pastors halten und die Mädchen herauskloppen! Die Liesbeth soll wunderhübsch geworden sein!“

In den Augen des mit dem Namen Admiral Angeredeten funkelte die Unternehmungslust. Er war zwar erst ein junger Lieutenant bei der Marine, den Titel seines höchsten Avancements trug er in der Familie aber schon, seit er die Jacke des Seecadetten angezogen hatte. „Das thun wir!“ rief er. „Johann, bei Pastors halten!“

„Warum nicht gar!“ rief Eugen mit dem Tone scharfen Verweisens, indem er sich aufrichtete. „Früh um sieben Uhr macht man keine Besuche, am wenigsten heute, wo wir daheim erwartet werden.“

„Es handelt sich höchstens um fünf Minuten Aufenthalt“, wendete Ludwig, der Admiral, ein. „Unser Antrittsbesuch wäre damit gemacht, wir laden die Mädchen gleich auf morgen ein!“

„Sehr höflich!“ rief Eugen mit einem ironisch stechenden Blick. „Thut, was Ihr nicht lassen könnt, ich für meine Person fahre vorüber.“

Der Lieutenant und der Student schwiegen. Zwar glaubte Ludwig den Vorwurf der Unhöflichkeit von seinem Gewissen ablehnen zu können, denn die Töchter des Pfarrers waren Jugendgespielen von ihm, er und Sigismund, der Jüngste, durften da in alter Freundschaft schon etwas wagen. Aber er schwieg doch und wechselte nur mit Sigismund verstehende Blicke.

Eugen hüllte sich dichter in den Mantel, da die Morgen-

luft ein wenig frischer zu wehen begann, und da er sah, wie auch Sigismund sein leichtes Plaid um die Schultern zog, sagte er: „Welche Thorheit! zur Nachtfahrt nicht einmal den Mantel mitzunehmen! Du wirst Dich erkälten, Dir und der Mutter den ganzen Besuch verderben!“

Sigismund meinte mit sorglosem Gesicht, er sei nicht bedenklich, und habe schon kühlere Fahrten ohne Erkältung überstanden. Allein Eugen schien durch Widerspruch heute zur Empfindlichkeit gereizt zu werden, und warf kurze, scharfe Bemerkungen hin, welche die Jüngeren auf sich beruhen ließen. Johann fuhr durch das Dorf, aber ohne am Pfarrhause zu halten, da er schon wußte, daß, wenn Eugen im Wagen war, Alles nach seinem Willen, selbst gegen den der Gutsherrin, gehen mußte. Der Pfarrer stand am offenen Fenster und winkte mit der Hand Willkommen, Ludwig und Sigismund grüßten und riefen vergnügt hinüber. Und nachdem der Wagen das Dorf fast verlassen hatte, begann Eugen: „Nun? Warum habt Ihr Euren Besuch nicht gemacht?“

„Aber Du wolltest es ja nicht!“ sagte der Admiral etwas verwundert.

„Ich wollte es nicht!“ rief Eugen mit höhnischer Betonung. „Als ob ich einen Willen geltend zu machen hätte, wenn meine jungen Herren Brüder auf etwas bestehen! Ich bin so frei, mir diesen Anschein von Rücksichtnahme zu verbitten!“

Der Wagen fuhr währenddessen weiter, Eugen warf sich in die Ecke zurück, der Admiral und der angehende Student vermieden sich anzusehen und blickten jeder zu einer andern

Seite des Wagens hinaus. Sie schwiegen. Sigismund aber bemerkte, daß Eugen's Gesicht blasser wurde, und, wohl bekannt mit diesem Anzeichen, fragte er theilnehmend, ob Eugen Kopfweh habe? Mit einer gewissen Bitterkeit aber fuhr der Angeredete auf: Was ihn bewege, eine so thörichte Frage zu thun, da doch kein Grund zur Vermuthung von Kopfweh da sei! — Sigismund glaubte nun bestimmt zu wissen, daß Eugen an seinem alten Uebel leide, und bemitleidete ihn schweigend. Der Admiral aber hatte keine Lust mehr, den Geduldigen zu spielen und machte sich Luft, indem er halblaut die Worte hinwarf: „Unser Tyrann ist in seiner angenehmen Laune!"

Eugen hörte es, ein leises Zucken ging durch seine Mienen. Er sprach nichts mehr. — Lange währte die Fahrt aber auch nicht mehr. Die jüngeren Brüder schwatzten bald wieder unbefangener und freudiger, je näher sie dem Ziele kamen. Die hohen Linden des Gartens winkten schon, da stand das große stattliche Haus, und jetzt fuhr der Wagen durch das Hofthor.

Die Gutsherrin und ein hochgewachsener junger Mann, mit blondem Vollbart, der älteste ihrer Söhne, empfingen die Ankommenden mit lebhaften Begrüßungen. Aber wie groß die Freude der Mutter über ihren Jüngsten, der zuerst in ihre Arme sprang, auch sein mochte, ein rascher Blick ihres kundigen Auges belehrte sie, daß Eugen nicht in erwünschtem Wohlsein anlange, und rasch wendete sie sich zu diesem. Er aber schüttelte nur den Kopf, schnitt mit einer hastig gebieterischen Handbewegung jede Frage ab, und die Mutter, aus Erfahrung wissend, daß er somit gesund sein

wollte, ging schweigend auf seinen Willen ein. Freilich nicht ohne gewisse schnelle Anordnungen in seinem Zimmer, die sein Zustand verlangte, auch ohne daß noch ein Wort darüber verloren wurde. Nach seinem und des Hauses stummen Uebereinkommen war die Befriedigung seiner besondern Ansprüche im Stillen geregelt, und so fiel es nicht auf, daß er bald vom Frühstückstische verschwand; man wußte, daß er sich erst zu Mittag wieder zum Familienkreise finden werde.

„Wo aber bleibt unser Schönster?" fragte der Admiral, und empfing die Antwort, daß dieser, ein fünfter Sohn der Gutsherrin und Zwillingsbruder Eugen's, erst zu Mittag erwartet werden könne.

Es saßen noch zwei Personen um den von der Mutter und ihren Söhnen belebten Frühstückstisch, eine Dame und ein Herr, beide zwar nicht der Familie, aber doch dem Hause seit einer langen Reihe von Jahren zugehörig, und somit beide schon zu einem gesetzteren Lebensalter vorgeschritten. Die Dame hatte eine imponirend große Haube auf, von welcher hoch über der Stirn eine phantastisch mächtige Schleife von schottischgewürfeltem Bande wehte, correspondirend mit einer andern gleichartigen unter dem Kinn. Die Söhne des Hauses kannten diesen Haubenschnitt und diese Anordnung der Schleifen von frühester Kindheit, und die Natur wäre ihnen aus den Fugen erschienen, wenn sich Tante Jasmunda jemals in anderm Kopfputz dargestellt hätte. Nur die Farbe der Schleifen wechselte, und zwar ziemlich mannigfach, was auf einen umfassenden Haubenstand der Dame schließen ließ. Unter diesem immer blendend sauberen Kopfschmuck von gebrannten Strichen und Bändern sah nun aber eins der gut-

müthigsten und zugleich schalkhaftesten Gesichter hervor, in dessen Augen eine Freude über den besetzten Tisch glänzte, welche, in ihrem Ausdruck wenigstens, die der Mutter noch zu übersteigen schien. Ja, Tante Jasmunda schien förmlich verliebt in jeden Einzelnen der jungen Männer, und in jeden auf besondere Weise. Sie nahm bei der Ankunft den Jüngsten getrost beim Kopfe, um ihn abzuküssen, zum letzten Mal, wie sie sagte, denn vor dem Herrn Studenten werde sie fortan auf der Hut sein müssen; sie lachte den Admiral an, und drohte ihm für seine Neckereien mit dem Finger, aber mit einem Blicke, der ein wenig Schüchternheit vor dem hübschen, jungen Officier gaukelte und zugleich verrieth, daß sie ihn vor Liebe hätte anbeißen mögen. Sie sandte Eugen ihre Augen voll theilnehmendstem Mitleid nach, und reichte Friedrich, dem ältesten, die Kaffeetasse mit einer Hochachtung und Genugthuung, wie nur das Bewußtsein befreundeten Vertrauens ganz auszudrücken vermag. Und so stand jeder der Brüder zu ihr in besonderm Verhältniß, bald ernst, bald scherzend, jeder eines dankbaren Publikums für den Spaß, einer eingehenden Zuhöherin und Beratherin bei ernsten Dingen in ihr gewiß, alle voll Achtung vor der langjährigen und bewährten Freundin der Mutter. Jasmunda, oder vielmehr Fräulein Ulrike Jasmund, nur von den Söhnen des Hauses in's Romantische umgetauft, war bald nach dem Tode des Gutsherrn von der Wittwe eingeladen worden, durch einen Besuch ihr Hülfe und Trost in ihrer damals so bekümmerten Lage zu spenden. Diese war freilich, wenn auch äußerlich gesichert, doch bedrängt genug, denn die junge Frau fühlte sich mit ihren Knaben, von

welchen der älteste kaum elf Jahre zählte, und der jüngste noch geboren werden sollte, rathlos und verlassen. Ulrike, nur einige Jahre älter als ihre Freundin, nahm sich des Hauses und der Kinder so durchgreifend an, daß sie bald kaum noch entbehrt werden konnte, und ihr Besuch sich auf Jahre ausdehnte. Da sie selbst ohne viel Familienanhang in der Welt stand, wurde das Haus der Freundin das ihrige, von Abreisen durfte nicht mehr die Rede sein, und endlich hätte Ulrike selbst gefürchtet, ihr Dasein gehe zu Ende, wenn sie sich von dem ihr zu eigen gewordenen Kreise hätte trennen müssen. Ihr Einfluß auf die Erziehung der Knaben war groß. Denn angeregt, belesen, voll von geistigen Interessen, wußte sie auch die jungen Gemüther früh zu beleben, und ihr verdankten die Söhne des Hauses unendliche Anregung für ihre Studien, durch sie waren sie der Gefahr der Verwilderung in den Umgebungen des Landaufenthalts entzogen worden. Und zwar wirkte Ulrike so manches Jahr gemeinsam mit einem Hauslehrer, der bald nach ihrer Ankunft ebenfalls in das Haus gekommen war, und noch heutigen Tages mit am Familientische saß. Dies war Herr Stumpf, ein Mann voll guten Willens, zuverlässig und brav, für die äußere Aufsicht und den Unterricht in den Anfangsgründen ganz gut, auch begeistert für schöne Lectüre, aber doch ohne tiefere Bildung und Kenntnisse, um seine Schüler lange unterrichten zu können. Denn die Frauen, damals selbst noch unerfahren in den Forderungen männlicher Erziehung, hatten ihn, den Seminaristen, auf gut Glück in das Haus genommen, und erst der aufgehende Same von Ulrike's Anregungen belehrte sie, daß die Knaben der Schule ihres

Lehrers entwuchsen, und außer dem Hause weiter gefördert werden mußten. Gleichwohl, da fünf Söhne, an Alter immer ein paar Jahre von einander abgestuft, zu erziehen waren, verging für Herrn Stumpf manches Jahr im Hause. Er selbst wurde der Schranken seiner Befähigung inne, zugleich aber wuchs auch seine innere Erfahrung, er lernte in vielen Stücken zu berathen und zu helfen, und schonte keine Mühe, den Frauen Geschäfte aller Art abzunehmen, die sich der männlichen Hand besser anbequemen als der weiblichen. Herr Stumpf seufzte, als er nach zehnjährigem Aufenthalt im Hause nun auch den jüngsten seiner Pflegebefohlenen auf das Gymnasium zu bringen hatte. Da er nicht mehr nöthig war, gab es eigentlich für ihn keine Rückkehr mehr. Aber von einem Abschied für immer sollte auch bei ihm nicht die Rede sein. Denn die Gutsherrin kannte ihre Verpflichtungen gegen ihn, sie wußte, daß seine Zukunft nach so langer Mühewaltung in ihrem Hause eine fragliche geworden, und endlich war ihr wie der Freundin ein männlicher Beistand im Hause sehr erwünscht. Geschäfte, besonders Correspondenzen, gab es für ihn im Hause noch genug, und kurz, Herr Stumpf behielt sein Zimmer und sein Gehalt, und weder er, noch sonst Jemand im Hause, zweifelten, daß es bis an sein Ende jemals anders werden könne. Nun war er freilich mit der Zeit etwas schwerhörig geworden und hatte manche originelle Eigenschaften in sich ausgebildet, z. B. eine unbegrenzte Vorliebe für alte Kleider und abgegriffene Romane aus der Leihbibliothek eines benachbarten Städtchens, und seine Gesellschaft konnte nicht mehr als durchaus bildend, oder immer bequem betrachtet werden, zumal sein Gehörübel sich von

Jahr zu Jahr steigerte. Dennoch ertrug man ihn, ließ ihn gewähren und seinen Liebhabereien nachgehen. Diese stellten sich zum Theil als nicht unzweckmäßig heraus. Er hatte die Leidenschaft, Gartenmöbel anzustreichen und zerbrochene Gegenstände zu leimen. Er hatte die Kenntniß erworben, Lampen zu repariren, Fliegengift und Dinte zu kochen, Blumenstäbe zu schnitzen, Pappschachteln von jeder Größe zu machen, er verstand unzähliges Andere, dessen Bereich man ihm, als der ersten Autorität darin, gern überließ, ohne seinen Platz am Tische und seine bescheidene Stellung im Hause darum zu schmälern. Jasmunda mußte von den Söhnen der Freundin manche Neckerei dulden, denn die bösen Zungen, besonders die des Admirals, spielten gar zu gern auf eine unglückliche Neigung „Titians" (so hieß er, weil er des Farbenpinsels beim Anstreichen kundig) und auf ihre Aufmerksamkeiten gegen ihn an. Dann lachte Jasmunda hinter dem Taschentuch, daß die große Phantasieschleife auf ihrem Haupte wackelte, und Herr Stumpf, ahnungslos über den Gegenstand der Heiterkeit, sah vergnügt um den Tisch herum, denn er hatte es längst aufgegeben, zu fragen, und war stets mit froh, wenn er unter den frohen Gesichtern im Kreise sitzen durfte.

Als sich die beiden Damen einen Augenblick allein miteinander befanden, begann Ulrike: „Du bist doch eine glückliche Mutter, liebe Freundin!"

„Ja! Ja!" entgegnete die Hausfrau mit ganzem Hochgefühl des Glückes, und doch seufzte sie zugleich und fuhr mit betrübter Miene fort: „Wenn nur Eugen gesünder wäre!"

Jasmunda nickte bedenklich zustimmend drein. „Wie geht es ihm jetzt?“ fragte sie.

„Ich habe nur durch die Thürspalte in sein Zimmer gesehen,“ sagte die Mutter, „er leidet ja nicht, daß man sich um ihn kümmre, und man verschlimmert seinen Zustand nur, wenn man seine grillige Reizbarkeit aufregt. Vielleicht ist er eingeschlummert. Dann pflegt er sich in einigen Stunden besser zu fühlen.“

„Man muß Rücksicht auf ihn nehmen,“ beschönigte Jasmunda, „er ist ja sonst so vortrefflich. Freude hast Du genug an ihm, und der kleine Schatten, den seine Kränklichkeit in den Sonnenschein Deines Glückes wirft —“

„Ist auch nothwendig!“ fiel die Mutter ein. „Man muß etwas zu sorgen haben, damit man nicht übermüthig werde.“

Wirklich war die Gutsherrin eine glückliche Frau zu nennen, und wenn sie selbst noch so stattlich und lebensfrisch in ihrer Erscheinung unter den Ihrigen erschien, konnte sie von mancher Mutter beneidet werden. Denn alle ihre Söhne waren wohl gerathen. Freilich hatte sie in der letzten Zeit nur Friedrich, ihren ältesten, um sich gehabt. Friedrich zählte achtundzwanzig Jahre, hatte studirt und dann die Landwirthschaft gelernt, um den väterlichen Grundbesitz, der sich über noch mehrere Güter erstreckte, zu verwalten. Er war eine ernste, praktische Natur, in allen geschäftlichen Dingen auch von der Mutter als das Haupt der Familie betrachtet, von den Brüdern verehrt, von Jasmunda und Herrn Stumpf, wenn auch in unterschiedener Weise, bewundert. — Auf Friedrich, „unsern Aeltesten,“ wie er durch Ludwig, den

Namenerfinder für Alle, getauft worden war — folgten in der Altersstufe die Zwillingsbrüder Robert und Eugen, jetzt in ihrem sechsundzwanzigsten Jahre. Allein äußerlich wie innerlich verschiedenere Zwillingsbrüder konnte es nicht geben. All' ihre äußere Begabung schien die Natur an Robert gewendet zu haben, dessen Gestalt und ganze Erscheinung von früh auf sich in regelrechter Vollendung entwickelte, während Eugen, von Geburt an kränklich, auch später dürftig, klein und unscheinbar geblieben war. Unglücklicherweise hatte die Wärterin den Knaben einst fallen lassen und Eugen seither auch noch einen lahmen Fuß behalten. Umgekehrt aber stand es um die geistige Begabung der beiden Brüder. Robert war nichts weniger als innerlich anregbar, an ihm mußten selbst die beharrlichsten Bemühungen Jasmunda's scheitern, er war langsam im Denken, hatte weniger gelernt als alle seine Brüder, und mußte sich von jeher, sogar von den jüngeren, aushöhnen lassen. Ohne eigentlich beschränkt zu sein, stand er doch seinen Brüdern an Geist und Kenntnissen nach, er wußte und fühlte das, trat in späteren Jahren freiwillig hinter sie zurück, und war gutmüthig genug, sich ihrem Humor preis zu geben. Daß er aber, wie es bei äußern Vorzügen meist der Fall ist, auch etwas eitel war, kann nicht geleugnet werden. „Unser Schönster" wußte, wie gut ihm der Jägeranzug stand — denn er war Forstmann — und kannte seine Vortheile zu gut, um sich nicht in den Vordergrund zu stellen, wo er sich sicher wußte. — Ganz im Gegensatz zu ihm, und von allen Brüdern ihm innerlich am fremdesten, war nun Eugen durch Geist, Kenntnisse und Talente das eigentliche Licht der Familie. Mit einem gebrech-

lichen Körper vereinigte er gewaltige Charakteranlagen, die freilich, wie nichts eigentlich regelrecht sich an ihm und in ihm entwickelt hatte, mehr zu einem Sonderwesen, als zu wohlthuender Einheit erwachsen waren. Eugen hatte von frühster Kindheit mit einem starren, fast unbeugsamen Willen, dann mit seinen Studien, Bestrebungen und Talenten, gegen die Gebrechlichkeit des Körpers angekämpft. Immer mußten auf den kränklichen Knaben besondere Rücksichten genommen werden, man mußte ihm willfahren, ihn verwöhnen, die Brüder mußten seine Grillen, Launen, Sonderbarkeiten dulden, um ihm nicht zu schaden, denn jede Gegensätzlichkeit regte ihn im Innersten auf und warf ihn nicht selten auf das Krankenlager. So trug er den Namen „unser Tyrann" nicht mit Unrecht. Seine geistige Ueberlegenheit aber wurde unbedingt anerkannt. Man hatte gelernt sich ihr zu fügen, und so fügte man sich auch seinen Launen, da man ihren Grund in körperlichen Leiden kannte, und nahm liebevolle Rücksichten auf ihn. Allein grade diese Rücksichten, so sehr er sie beanspruchte, brachten Eugen im Innersten auf, denn er wollte nicht leidend scheinen, so oft er es auch war, er wollte wie ein Gesunder behandelt sein, so wenig das auch möglich war. Selbst gegen die Mutter bezeigte er sich heftig, herb, abstoßend, wo sie ihm zu viel Sorglichkeit entgegenbrachte, und sie, wie das ganze Haus, mußten stets auf der Hut sein, seine Empfindlichkeit nicht zu kränken, seinen reizbaren Stolz nicht zu verletzen, ja sie mußten auf der Hut sein, nicht zu verrathen, daß sie gegen seine Eigenthümlichkeiten wirklich auf der Hut waren. — Eugen hatte Philosophie und Sprachen studirt, und konnte gelehrt genannt

werden, er wußte im Sanskrit und Arabischen so gut Bescheid, wie in der französischen und englischen Umgangssprache. Seine Absicht, sich an der Universität nieder zu lassen, wurde leider immer noch durch Kränklichkeit verhindert, und so lebte er in der Hauptstadt als Privatgelehrter, der sich in seinen Kreisen doch schon wissenschaftlicher Achtung erfreute. Er war musikalisch gebildet, er zeichnete mit Geschick, er machte hübsche Verse, es gab kein wissenschaftliches und künstlerisches Gebiet, auf dem er sich nicht schon umgethan, er war eine Art von Universalgenie, dem es nur leider versagt blieb, eine einzige Richtung bedeutend aus sich heraus zu bilden. Die günstigen Verhältnisse der Familie gestatteten ihm, seinen Studien und Liebhabereien zu leben, sich mit jeder Bequemlichkeit zu umgeben, und doch machte die Sorge um seine äußern Bedürfnisse der Mutter das Herz recht schwer. Denn er bedurfte viel Hülfe, und sein Charakter machte es doch nicht leicht, sie zu leisten. Sein Herz war liebebedürftig, und doch stieß er Liebe, die ihm entgegenkam, vielfach zurück, denn er sah darin nur Mitleid, gegen welches sein Stolz sich sträubte. Er mußte quälen, wo er Liebe zeigen wollte, er fühlte selbst die Qual dabei, und war unglücklich über sich selbst, ja, er kannte alle seine Schranken und Besonderheiten zu gut, um sich in seinem eigenen Wesen behaglich zu fühlen. Je mehr Eugen eine eigenthümlich complicirte Natur war, desto einfacher die der beiden jüngsten Brüder und desto weniger ist von ihnen zu sagen. Ludwig's Eigenschaften wurden durch die Beinamen „unser Windbeutel, unsere Lästerzunge, unsere Seeschlange, unser Spaßvogel," mit denen er seine Namenerfindung für Andere entgelten

mußte, genugsam charakterisirt, und so auch machte der häusliche Admiralstitel, den er am häufigsten hörte, eine gewisse Ironie gegen seine persönliche Bedeutung harmlos geltend. — Sigismund, „unser Jüngster," schien manche Talente Eugen's mit der innern Gradheit und Festigkeit des ältesten Bruders in sich zu vereinigen. Und so finden wir ihn, nachdem die Frauen sich auf einige Zeit zurückgezogen, in Friedrich's Zimmer, wo der Aelteste und der Jüngste, die ein besonders freundschaftliches Verhältniß von jeher an einander knüpfte, in regem Gespräch bei einander sitzen. Ludwig war inzwischen seinem Bruder Robert entgegengeritten, dessen Ankunft er nicht erwarten konnte. Denn wenn der Admiral den Schönsten auch mit seinem Spott am heftigsten plagte, und behauptete, Bruder Robert habe nichts als Schönheit, und wenn jeder Andere außerdem noch sonst etwas sei, so sei er immer nur schön — trotzdem hielt er sich am liebsten zu ihm, denn ihre kleinen Interessen stimmten am meisten zu einander. Er brachte gegen Mittag den Erwarteten nach Hause, der, da er nur einige Stunden entfernt lebte, hier fast jeden Sonntag einsprach.

So war um den Mittagstisch die Familie vollzählig, denn auch Eugen hatte sich in leidlichem Wohlsein wieder eingefunden. Aus der Mutter Antlitz lachte stolzes Glück über den frohen Kreis der Ihrigen und von Jasmunda's Haube flatterte ein hochrothes Freudenbanner, während Herr Stumpf bald diesem, bald jenem schmunzelnd zunickte. Als man beim Nachtisch verweilte, zog die Hausfrau einen Brief aus der Tasche, legte ihn vor sich hin, und begann mit einem Tone, der auf Wichtiges vorbereitete:

„Meine lieben Söhne! Ich habe eine Mittheilung an Euch bis auf diese Stunde verspart, um sie Euch allen zugleich machen zu können. Unser Haus wird einen Zuwachs bekommen —"

„Gott schütz' uns! Was steht dem Hause bevor?" warf Ludwig halblaut dazwischen, und wurde durch einen Strafblick Eugen's zum Schweigen gebracht.

„Für's Erste nur einen Besuch," fuhr die Mutter fort, „doch kann es sein, daß er sich auf lange Zeit ausdehnt."

Jasmunda lächelte und sah um sich her, und als ihr Blick Herrn Stumpf traf, lächelte auch er angelegentlich, ohne zu wissen, wovon die Rede war.

„Und zwar einen weiblichen Besuch," redete die Hausfrau weiter. „Ein junges Mädchen von achtzehn Jahren."

„Oh! Ach!" hörte man den Admiral und den Schönsten in angenehmer Ueberraschung ausrufen.

„Ja, meine Söhne, ein armes Kind ohne Eltern, jetzt ganz ohne Familie, gegen das ich mich verpflichtet glaube, da ich seine Pathe bin. Leider muß ich mir Schuld geben, daß ich mich seit langen Jahren kaum um das Mädchen gekümmert habe, und noch nicht bestimmt anzugeben vermag, welche Stellung in unserm Hause das arme Rumpelstilzchen wird einnehmen können."

„Was? Wie heißt sie? Rumpelstilz?" lachte Ludwig auf, begleitet vom Chor der Uebrigen.

„Nicht doch!" wehrte die Mutter. „Sie trägt einen schöneren Namen, den Namen Charitas. Sie ist die Tochter einer früh verstorbenen Jugendfreundin von mir. Auch der Vater des Kindes, ein junger Beamter, starb bald nach seiner Gattin. Charitas wurde zu einer Tante gegeben,

welche ebenfalls nicht mehr lange lebte, dann zu einer andern und wieder zu einer andern, und so hat das junge Mädchen das Schicksal und die Pflicht gehabt, drei Pflegerinnen zu pflegen und zu begraben, um endlich hülflos und mittellos in der Welt zu stehen. Doch ruft nicht Charitas selbst meine Hülfe an, vielmehr beabsichtigte sie sich durch Arbeit in einer dienenden Stellung ihren Unterhalt zu verschaffen. Ein Brief von mir bekannter Hand aus der Hauptstadt wies mich auf das Mädchen hin, und so knüpfte ich mit ihr an. Ihre Briefe, gestehe ich's nur, befriedigen mich in hohem Grade, es spricht sich ein reines Herz, Verstand und etwas von ruhigem Stolz gegen die unbekannte Wohlthäterin darin aus, die sich ihr aufdringen will. Das gefällt mir. Charitas hofft genug von ihrer Jugend und ihrem Fleiß, und scheint bei ihrer letzten Pflegerin in so drückender Lage gelebt zu haben, daß die seitdem vergangenen vier Wochen ihr wie eine Zeit der Erlösung vorkommen mögen und sie sich wird hüten wollen, auf's Ungewisse neue Wohlthaten zugleich mit einer vielleicht schwer zu ertragenden Stellung anzunehmen. Inzwischen hat sie sich doch überreden lassen, einen Besuch bei mir zu machen, der, wenn Charitas mir und ich ihr sonst behage, denk' ich, nicht zu kurz sein wird. Kurz — morgen schon erwarten wir unsern Gast."

Friedrich, und zwar er allein, bemerkte, daß bei Nennung von Charitas' Familiennamen Sigismund plötzlich leise zusammenzuckte, und eine dunkle Röthe sich über sein Gesicht ergoß. Ueberrascht ließ er die Augen auf dem Jüngsten haften, der ohne aufzublicken sich mit fieberhafter Hast an die Schälung eines Apfels machte.

„Nun? Was meinen meine Söhne dazu?“ schloß die Hausfrau ihre Mittheilung fragend ab.

Der stets etwas vorlaute Admiral war schnell bei der Hand: „Bravo!“ rief er. „Rumpelstilz mag kommen, in Mousselin oder Sacktuch! Wir holen sie im Triumph von der Eisenbahn ab. Sie kommt doch mit dem Frühzuge?“

Der Hausfrau Mienen wurden etwas ernster. „Mit dem Mittagszuge!“ entgegnete sie mit eigenthümlicher Betonung. Und dann gemessener fortfahrend: „Ich muß wiederholen, daß ich selbst noch nicht weiß, zu welcher Stellung im Hause die Persönlichkeit meines Gastes sich eignen wird. Eine Weltdame werden wir sicher nicht zu begrüßen haben, wohl aber ein Mädchen von einiger Bildung, wenigstens des Gemüths und Verstandes, vielleicht ein durch äußern Druck etwas verschüchtertes Kind. Wir werden in unserm Betragen gegen Charitas abwartend, vorsichtig, vor Allem in Nichts verletzend sein dürfen.“

Ludwig verstand den Wink und warf der Mutter eine abbittende Kußhand zu; Eugen aber nahm das Wort, und Aller Augen richteten sich gespannt auf ihn.

„Da es,“ begann er mit einiger Schärfe, und indem er die Blicke über Friedrich und Jasmunda streifen ließ, „da es eine abgemachte Sache ist, ein wohlberathener Beschluß, so weiß ich nicht, wie hier noch Jemand einen Rath zu geben hat. Selbst das Aussprechen einer Ansicht wäre übrig, da diese nichts mehr nützen könnte.“

Man war nicht erbaut von des Sprechers Worten, noch weniger von dem Ton derselben, und sah fragend bald ihn, bald die Mutter an. Sie stutzte einen Augenblick.

„Mein lieber Eugen," begann sie darauf, „ich habe allerdings nach Empfang jener Briefe die grade Anwesenden, nämlich Friedrich und Ulrike, zu Rath gezogen, um sicher zu gehen, und fand meine Ansichten durch die ihrigen bestätigt. Wenn ich mir vorbehalte, in Angelegenheiten, die durchaus die meinigen sind, selbständig zu verfahren, so höre ich doch gern wenigstens Eure Ansichten darüber. Deshalb die Mittheilung. Hast Du Einwendungen zu machen, so verhehle sie nicht."

„Nun denn," rief Eugen, „sie liegen in der Sache selbst so klar, daß ich der Mühe überhoben sein sollte, sie noch darzulegen. Kannst Du wissen, was für ein Frauenzimmer Du Dir in das Haus holst? Welchen Ruf sie mitbringt? Welche geheimen Pläne vielleicht längst abgekartet sind, um sie hier einzuschmuggeln?"

„Wer diese Briefe gelesen hat," rief die Hausfrau, indem sie die Papiere erhob, „kann auf derlei Vermuthungen nicht kommen!"

Eugen lachte auf. „Leicht ist zu täuschen, wer die Gemeinheit der Welt nicht kennt! Ich bin überzeugt, Du wirst mit dieser Person Erfahrungen machen, die Dir so neu sein mögen, als sie doch gemein und alltäglich sind, Du wirst Dich in Verwirrungen verstricken, die Dir besser fremd blieben. Zeige doch einmal einen jener so edel stylisirten Briefe her, und laß Dir deuten, was zwischen den Zeilen zu lesen steht!" Er langte danach, die Mutter aber legte ihre Hand auf die Briefe und sagte:

„Da Du vorweg gegen sie eingenommen bist, wärst Du fähig, auch das unschuldigste Wort umzudeuten. Die Briefe sind nur für mich geschrieben."

„Das schneidet freilich jede weitere Verhandlung ab," entgegnete Eugen kalt.

Die Mutter steckte die Briefe ein. „In der That, das wird am besten sein. Gesegnete Mahlzeit, meine Söhne!"

Sie erhob sich, und Alle erleichtert mit ihr, denn Eugen's in besonders scharfem Tone vorgebrachte Entgegnungen hatten peinlich berührt. Man sah es nicht ungern, daß er sich in sein Zimmer zurückzog, und ging paarweise nach dem Garten.

„Was hast Du, Sigismund? Du gehst ja wie im Traume?" fragte Friedrich den stumm neben ihm Hinbrütenden.

„Nichts! Nichts!" fuhr der Jüngste wie erschreckt auf, und helle Röthe übergoß noch einmal sein Gesicht.

Am andern Morgen präsidirte Jasmunda unter den vier jüngeren Brüdern am Kaffeetisch. Daß Friedrich fehlte, der früh den landwirthschaftlichen Geschäften nachzugehen pflegte, fiel nicht auf, allein das Ausbleiben der Mutter erregte Frage über Frage. Jasmunda wußte die Versammelten von Viertelstunde zu Viertelstunde durch Vorwände hinzuhalten, und durch Gespräch zu beschäftigen, bis Friedrich endlich eintrat und ihr einen Blick des Einverständnisses zuwarf. Durch ihre Züge ging etwas wie Freude über eine gelungene List, doch that sie sehr unschuldig, kredenzte Friedrich eine Tasse, und empfahl sich, um zu sehen, wo die Hausfrau bleibe.

Die fünf Brüder waren unter sich. Der Cigarrendampf wirbelte durch die offenen Gartenthüren in's Freie, man schwatzte, lachte, blickte in die Zeitung. Nur Eugen saß schweigend im Lehnstuhl und blätterte in einem Buche.

„Ja, wer von uns holt besagten Rumpelstilz von der Bahn ab?" fragte der Admiral plötzlich.

„Ist nicht mehr nöthig," entgegnete Friedrich. „Unser Gast ist bereits im Hause."

Allgemeines Erstaunen folgte dieser Eröffnung, selbst Eugen blickte aus seinem Buche auf.

„Um dem Mädchen den Eintritt in unser Haus zu erleichtern, zog die Mutter es vor, sie in aller Stille einzuführen, und so haben wir sie in der Frühe abgeholt, während Ihr Eure Ritterdienste verschlieft und beim Behagen des Frühmahls vergaßet."

Ludwig sprang in komischem Zorne auf. „Das ist ja eine perfide Manier, einem die erste Begrüßung wegzuschnappen! Lug und Trug und teuflische Hinterlist — erst sie zu Mittag ankündigen, dann sie im Morgengrauen zur Hinterthür hereinbringen! Also, Du hast sie schon gesehen? Wie ist sie denn? Hübsch?"

„Ihr werdet ja selbst urtheilen!" sagte Friedrich lächelnd.

„Er thut verdammt geheimnißvoll! Ich wette, dieser Rumpelstilz ist so beschaffen, daß er sich gar nicht sehen lassen kann." Ludwig sah den Bewahrer des Geheimnisses forschend an, als hoffe er das Gegentheil von ihm zu vernehmen.

Dieser aber wich der Frage aus und sagte: „Du würdest gut thun, sie den Namen nicht hören zu lassen. Es kann einem Gaste nicht angenehm sein, in einem fremden Hause zu erfahren, daß er schon zum Stichwort des Humors geworden, noch ehe er eingetreten."

„Schön, Bruder Aeltester! Du hast damit mehr verrathen, als Du wolltest. Der Gast ist danach nicht so irgend ein junges Ding, das nur eben untergebracht wird, sondern

etwas Apartes, eine Dame, welche repräsentirt, und der man öffentlich die Cour machen kann! Bravo! Kommt sie zum Frühstück?"

Die Mutter trat ein, augenscheinlich in sehr zufriedener Stimmung, und reichte ihre Hand zum Morgengruß herum. Es verstand sich, daß die Rede, wenn auch in gehaltener Weise, auf den Ankömmling hingeleitet wurde. Doch konnte man nur erfahren, daß Charitas von der Reise etwas angegriffen sei, und erst am Mittagstisch erscheinen werde. Bald verabschiedete sich die Hausfrau wieder, um ihre Söhne sich selbst zu überlassen. Auch Friedrich entfernte sich.

„Das gesteh' ich!" sagte Ludwig, „man weiß unsere Erwartung zu spannen. Aber jetzt grade soll mir dieser kostbare Rumpelstilz ganz gleichgültig sein. Schönster, komm, wir wollen ausreiten, einen Besuch bei Pastors machen! Jüngster, willst Du mit?"

Allein Sigismund, sonst für solche Aufforderungen schnell bei der Hand, wußte abzulehnen, und blieb, während Ludwig und Robert das Zimmer verließen, allein bei Eugen sitzen. Dieser klappte sein Buch zu.

„Warum bist Du den Andern nicht gefolgt?" fragte er in auffallend sanftem Tone. „Du weißt doch, daß ich in diesen Tagen ein schlechter Gesellschafter bin. Und überdies, Du bist nicht auf dem Lande, um im Zimmer zu sitzen, Du warst in der letzten Zeit sehr fleißig und sollst Dich hier erholen. Ein gebrechlicher Körper ist für einen Mann ein großes Unglück, glaube mir! Also auf, in's Freie!"

Eugen erhob sich und hinkte hinaus, um sein Zimmer aufzusuchen. So milde hatte er lange nicht gesprochen, und

in theilnehmender Bewegung sah ihm Sigismund nach. Doch konnte dieser sich noch nicht entschließen, dem Wink des Bruders zu folgen. Eine Weile stand er unschlüssig in der Gartenthür. Plötzlich griff er in die Tasche nach seinem Notizbuche und ging mit raschen Schritten hinaus, um im Dickicht der Gartenanlagen zu verschwinden.

Gegen Mittag nahte sich endlich die große Stunde, da Charitas im Familienkreise erscheinen sollte. Zwar hatte die Hausfrau mit ihrem Gaste bereits einen Gang durch das Haus und den Garten gemacht, allein bei ihrer Vertheilung, theils draußen, theils in ihren Zimmern, hatte keiner von den Brüdern die Erwartete noch zu sehen bekommen. Jetzt waren sie im Wohnzimmer der Mutter um Jasmunda versammelt, welche sich durch ihr Gebahren höchlich belustigt fühlte. Denn zeigte gleich Eugen keine Spur von Neugier, so gefiel sich doch Ludwig's Spannung in wirbelnder Ausgelassenheit, während Robert sich so schön als möglich gemacht, und auch Sigismund seinen Anzug sonntäglich hergerichtet hatte. Und dazu strahlte Jasmunda's heute goldgelbes Schleifenpaar wie Sonnenschein, wenn schon der Admiral behauptete, es sei die Farbe übel verhehlter Eifersucht, da Jasmunda bereits befürchte, er werde dem Gast mehr den Hof machen als ihr.

Daß man es mit einer im Familienkreise zu respectirenden jungen Dame werde zu thun haben, war den bisher Uneingeweihten wohl deutlich geworden, dennoch malte sich Ueberraschung auf den Gesichtern, als Charitas endlich am Arme der Hausfrau hereintrat. Denn man erblickte zwar keine hervorragende Schönheit, aber doch eine Erscheinung,

die selbst in dem sehr schlichten Trauerkleide anzog und fesselte. Eine schlanke, biegsame Gestalt von feinem und, trotz der ersten Befangenheit, durch die Ruhe der Bewegung fast vornehmem Anstand, dazu ein angenehmes ovales Gesicht mit klugen Augen und zarten Farben. Charitas bezeigte weder große Neugier noch große Scheu, als die Hausfrau ihr ihre Söhne der Reihe nach bei Namen nannte und vorstellte; das junge Mädchen bewies durch Haltung und Betragen, daß sie Welttton kenne und somit keinen für sie neuen Auftritt erlebe. Einfach verneigte sie sich vor Robert, Eugen und Ludwig, als aber ihr Blick auf Sigismund fiel, wurden ihre Augen aufmerksamer, es ging plötzlich durch ihre Züge der Ausdruck wie des Suchens nach einer Erinnerung, dann das Erfassen derselben, zugleich mit einem Lächeln, und einem nur halb vernehmbaren „Ah!" — Allein Sigismund's Erröthen und sein verlegen flehentlicher Blick schienen sie zu bedeuten, und so lenkte sie die Blicke wieder auf die Hausfrau, um ihr ein freundliches Wort über die angenehme Lage des Zimmers nach dem Garten hinaus zu sagen. — Da nun aber Charitas in diesem ersten Moment von zwölf männlichen Augen — die des Herrn Stumpf mitgerechnet — scharf beobachtet wurde, so entging diese, wenn auch nur leise und secundenlange Bewegung einigen nicht, und der Admiral stieß Robert an und flüsterte: „Was sagt sie zu dem Jungen „Ah!" da doch ganz andere Leute hier sind?"

„Weil er der Jüngste ist," gab Robert zurück, „da mußte gleichsam was Süßes ausgekramt werden."

Und auch Friedrich hatte beobachtet, aber mehr seinen

jüngsten Bruder, und erging sich schweigend in sonderlichen Vermuthungen.

Es erhellte in der ersten Stunde des Beisammenseins, daß durch den Gast ein neuer Ton in den häuslichen Kreis gekommen war, wenn immer Charitas sich passiv verhielt, und in dem Bewußtsein, so viel forschenden und prüfenden Blicken ausgesetzt zu sein, nur zurückhaltend sprach, und eigentlich im Verlauf der ersten Stunde sich scheuer fühlte, als da sie eingetreten. Denn bis auf Eugen, der wenig Notiz von ihr zu nehmen schien, suchten sich die Brüder, besonders Nachmittags beim Spaziergang im Garten, die Unterhaltung mit ihr jeder einzeln zu erobern, einander den Rang abzulaufen. Geschah dies gleich, zumal unter den Hüteraugen der beiden ältern Damen, in bester Form, so war doch Charitas weit entfernt, sich dadurch geschmeichelt zu fühlen. So viel Aufmerksamkeit stimmte sie bedenklich und argwöhnisch. Zwar Friedrich's Benehmen beeinträchtigte sie nicht, und Sigismund kam kaum zu Worte, dagegen spielten Ludwig und Robert sehr die angenehmen jungen Herren, und sie konnten es in der That in hohem Grade — nur daß der Gast keinen Sinn dafür zu haben schien, sich endlich sogar ein wenig verletzt davon fühlte. Charitas empfand es als eine Erleichterung, als die Mutter und Jasmunda sie endlich und zum Leidwesen der Männer, hinauf in die Frauengemächer entführten.

Es giebt Lebenslagen und Stimmungen, wo man sich, eintretend in einen Kreis von Menschen, der in seinem Wesen, in Verkehrsform, Worten, geheimem Sinn der Redewendungen, eine feste Geschlossenheit bekundet, selbst bei freund-

licher Aufnahme vereinsamt, ja abgestoßen fühlen kann. Hier wurde ein junges Mädchen, bisher vom Leben nicht eben leicht geführt, ohne Familie aufgewachsen, mehr eingeweiht in den Druck und die engende Nothdurft des Daseins, als in die freiere Umschau heiteren Jugendglücks, hier wurde Charitas von einem Hause aufgenommen, das sich ganz als Familie, als eine Stätte des Wohlstandes und Wohlbehagens charakterisirte. Die Fremde ward von der Hausfrau herzlich empfangen, aber die Familie bestand vorwiegend aus Männern. Diese kamen ihr außerordentlich artig entgegen, aber grade das erweckte ihr Mißtrauen, sie fühlte sich gegen diese jungen Herren, die so leicht und sorglos durch das Leben gingen, mit dem Stolz ihres eigenen Wesens in lebhaftem Gegensatz. Charitas war nicht ohne männlichen Umgang aufgewachsen. Die Verwandte, welche einst ihre erste Erziehung übernommen, war ein wenig Schöngeist, verkehrte mit einigen Persönlichkeiten aus künstlerischen und literarischen Kreisen, worin sie freilich mehr geduldet als willkommen geheißen wurde. Man fand die schönrednerische Tante lästig, fühlte sich aber von dem jungen Mädchen angezogen, und ließ ihr diejenigen Vortheile angedeihen, welche Verkehr und Geselligkeit eben boten. So hatte Charitas manche Lebenskreise kennen gelernt, leider aber in absteigendem Werthe, denn nach dem Tode der Tante veränderte sich der Umgang, um dann einen dritten Wechsel zu erleben, in welchem die Dürftigkeit, und leider nicht gepaart mit dem Ersatz reiner und edler Gesinnung, zu Hause war. Was sich in dem jungen Mädchen früh entwickelte, mußte so immer mehr, wenn nicht zurückgedrängt werden, doch

unter Druck und Befehdung ein innerlich geheimes Dasein führen, welches sich mit edlem Trotz und festem Willen weiter entfaltete. Nur entbehrte diese Entfaltung jener beglückenden Freiheit, darin sich Anschauungen, Gedanken, Empfindungen organisch und einheitlich zum Ganzen bilden. In ihrem äußern Wesen, in ihren Formen hatte Charitas sich jene ruhige Abgrenzung und Vornehmheit erworben, welche bei bevorzugt angelegten Frauen sich oft im Kampfe mit den stärksten Gegensätzen herausbildet, in ihrem Innern war sie nicht so fertig. Die wechselnden Lagen ihres Lebens hatten ihre Beobachtungen häufig zu Vorurtheilen gestaltet, mit welchen sie, bei dem Gefühl ihrer innern Selbständigkeit, sich häufiger in Opposition gegen die Welt setzte, als es nöthig war. Sie dachte im Ganzen nicht gut von den Menschen, und hatte Männern, besonders höherer Stände gegenüber, obgleich noch durch keine bittere Erfahrung berechtigt, ein Gefühl, das von Verachtung nicht weit ab lag. Und nun sah sie sich hier umringt von fünf jungen Männern, verwöhnten Söhnen des Hauses, alle ohne ernsten Zweck, ohne Lebensziel — so wähnte sie, denn die Schaar war ja von Wohlstand gewiegt und in ihm erwachsen, und in dem Gemüthe des Mädchens regte sich ein immer steigender Widerwille. Sah sie den jüngsten der Brüder an, über den eine Erinnerung sie lächeln machte, wie, dachte sie, sollte sie die ältern betrachten, die dem Knabenalter längst entwachsen waren, und für deren gefällige Höflichkeit sie schon kein Lächeln mehr hatte? — In solchen Empfindungen saß Charitas, nachdem sie mit den Damen den Garten verlassen, in dem für sie bereiteten Zimmer, um sich in einer

einsamen halben Stunde recht fremd in dem gastlichen Hause zu fühlen. Es stand ihr fest, daß hier ihres Bleibens nicht sein könne, und daß sie den Besuch nur auf wenige Tage ausdehnen werde. — Bei der Abendtafel, weit entfernt, sich an den häuslichen Verkehr gewöhnen zu wollen, und trotz der vielen Aufmerksamkeiten, die man ihr erwies, saß sie nur noch mehr in sich gekehrt und verschlossen. Doch fielen ihre Augen zuweilen auf Eugen, der noch kein Wort zu ihr gesprochen, überhaupt sie kaum zu bemerken schien. Die Rücksicht, mit der er von den Uebrigen behandelt wurde, fiel ihr auf, noch mehr seine Art und Weise, mit der er Rücksichten schroff ablehnte, und in den leichten Ton der Unterhaltung oft eine gewisse Schärfe des Ausdrucks brachte. Und als sie nach einiger Zeit wieder einmal aufblickte, bemerkte sie, daß Eugen's Augen fest auf sie gerichtet standen, und zwar mit einem Ausdruck, den sie als Mißbilligung und Wegwerfung deutete. Ihr Herz erbebte, empörte sich, sie fürchtete Thränen in ihren Augen, glücklicherweise aber wurde in diesem Augenblick die Tafel aufgehoben. Jasmunda gab ihr den Arm, um sie der Gesellschaft wieder zu entführen, da Charitas heute von der Reise früher müde sein müsse.

Spät Abends, als auch die übrigen Hausgenossen sich getrennt hatten, zog die Hausfrau ihre Freundin noch einmal in das Wohnzimmer zurück.

„Ich muß Dir noch etwas zeigen, Ulrike," sagte sie, „was ich schon seit Stunden in der Tasche trage. Da, hier! Lies!" Damit legte sie ein Blatt Papier auf den Tisch, und sah Jasmunda mit einem Ausdruck an, darin sich Belustigung und Erwartung mischten.

„Ei sieh, Verse!“ rief das Fräulein, und es war, als sträubte sich die große Schleife auf ihrem Haupt mächtiger empor, gleichsam im Angesichte eines Ereignisses.

„Ein regelrechtes Sonett, und überschrieben — an Charitas!“ Sie sah die Hausfrau mit großen Augen an.

„Lies! Lies!“ fuhr diese fort.

Und Jasmunda las von einem „liebewarmen Herzen,“ das die „Ersehnte“ willkommen hieß, um von einem Blick und Wort von ihr zu „gesunden.“ Gesegnet wurden die Stunden, wo sie ward gefunden, und das Lied sollt' es bekunden u. s. w. — „Ein Liebesgedicht in aller Form!“ rief das Fräulein und schlug die Hände zusammen.

„Erkennst Du die Handschrift?“ fragte die Hausfrau.

„Hm! Sollte das — es sieht aus, als wär' es Sigismund's Handschrift.“

„Sie ist es, ich kenne sie genau! Und dieser Junge spricht von „liebewarmem Herzen“ und von „gesunden?“ Und an Charitas adressirt? Wo hat er das abgeschrieben?“

„Das hat er sicher nicht gethan, es ist ohne Zweifel sein Werk. Ich weiß, daß er Verse macht.“

„So? Mein Jüngster auch? Ich dachte, das verstände unter meinen Söhnen nur Eugen. Aber da hast Du die Früchte Deiner Anregungen!“

Jasmunda, durch diesen scherzhaften Vorwurf immerhin etwas geschmeichelt, strich die Schleife unter ihrem Kinn glatt. „Die Verse sind gar nicht so übel,“ sagte sie, „und der Kleine zeigt, daß er Gefühl hat.“

Es wäre mir lieber, sein Gefühl käme auf eine andere Weise zum Vorschein,“ meinte die Mutter. „Was soll denn

daraus werden? In der That fängt das gut an, und wer weiß, ob Eugen mit seiner Warnung nicht Recht hatte! Noch nicht vierundzwanzig Stunden ist das Mädchen in meinem Hause, und schon bombardirt mein Jüngster ihr Zimmer mit Liebesgedichten!"

Jasmunda lachte laut auf. Die Hausfrau fühlte sich davon angesteckt, und beide ließen ihrer Belustigung freien Lauf.

„Das geht ja hier noch recht heiter her!" so ertönte plötzlich eine Stimme in der Thür.

Die Damen erschraken, als fühlten sie sich ertappt, und die Mutter fuhr schnell mit ihrem verrätherischen Sonett in die Tasche.

„Friedrich, Du bist es? So tritt nur näher!"

Friedrich kam, um eine vergessene wirthschaftliche Angelegenheit noch kurz zu berathen. Sie war bald abgethan. Die Mutter sah ihre Freundin fragend an, und diese verstand den Blick und sagte: „Mach' ihn nur zum Dritten in unserm Rath und Bunde, er ist's ja immer!"

„Nun denn, so lies auch Du und schaudere vor den Greueln Deines Geschlechtes!" Damit reichte sie ihm den Zettel.

Friedrich las, und seine Mienen verzogen sich nur zu einem leisen Lächeln. Er gab das Blatt zurück.

„Bewahrt das, damit es den Brüdern nicht bekannt werde. Hier klingt eine zarte Saite, die vor rauher Berührung besser in Acht genommen wird."

„So? Meinst Du? Weißt Du mehr davon?"

„Nein. Die Verse sagen genug. Sigismund wird vielleicht eine erste ernste Lebenserfahrung machen. Besser, er

macht sie im Stillen für sich, als durch lauten Spott und Hohn nur tiefer gedemüthigt."

„Sehr richtig! Sehr brav!" rief Jasmunda.

„Wollen wir das Blatt nicht verbrennen?" fuhr Friedrich fort. „Dann wäre es sicher vor unbefugten Augen."

„Nein, nein! Ich will es schon bewahren," wehrte die Mutter, indem sie das Werk ihres Jüngsten wieder in die Tasche barg, und es erhellte, daß sie doch nicht ohne eine kleine Genugthuung war über dies Zeugniß seiner innern Entwicklung.

„Wie seid Ihr aber zu diesem Zettel gelangt?" fragte Friedrich weiter.

„Kurz vor dem Abendessen ging ich mit dem Licht noch einmal in des Mädchens Zimmer — Charitas war bereits unten — um zu sehen, ob die Magd einen Auftrag ausgerichtet, wie ich ihn gegeben. Da fand ich das Papier am Boden. Ich nahm es auf und las, weil ich die Handschrift erkannte. Charitas hat es sicher noch nicht gelesen. Vielleicht ist sie, ohne es zu bemerken, darüber hingeschritten. Es lag hart an der Thür und muß durch die Ritze über der Schwelle hineingeschoben worden sein."

„Und wenn sie es gelesen hat?" fragte Jasmunda.

Friedrich machte eine abwehrende Bewegung. „Sie würde es der Mutter selbst überreicht, es sicher nicht am Boden haben liegen lassen. Doch muß etwas geschehen, um kleinen Unannehmlichkeiten vorzubeugen, die in Wiederholungsfällen eintreten könnten. Es scheint, Sigismund habe unsern Gast schon früher gekannt als wir. Ueberlaßt mir den Knaben und redet nicht weiter davon. Ist dies der Fall, so wird

Charitas Euch ohne Zweifel die Aufschlüsse darüber geben, die sie vielleicht aus Schonung jetzt zurückhält." Damit wünschte Friedrich noch einmal gute Nacht und verließ das Zimmer.

Die beiden Damen sahen ihm überrascht nach. „Er hat ganz Recht!" sagte die Mutter. „Wie fiel uns das nicht gleich ein? Sigismund muß das Mädchen schon gekannt haben, wie könnte er sonst sagen —"

Sie holte das Gedicht noch einmal hervor, um die Verse unter diesem anklägerischen Gesichtspunkt genauer zu prüfen. Noch eine Weile wurde von den Damen über den poetischen Verbrecher hin- und hergesprochen, während er selbst in dem ihm mit Friedrich gemeinsamen Zimmer bereits den festen Schlaf des Gesunden schlief, und nicht bemerkte, wie sein ältester Bruder mit dem Licht noch einmal an sein Lager trat, um sich kopfschüttelnd wieder zu entfernen und in einer Mappe mit alten Briefen zu kramen.

Es war noch sehr früh am Morgen darauf, als Charitas ihr Zimmer verließ und hinaus huschte in den Garten. Die herbstliche Frische wehte ihr Gesicht wohlthuend an, und mit raschen Schritten schlug sie, ohne zu wählen, einen Pfad ein, der, am Rande des Parks hinlaufend, dem Sonnenschein sich darbot. Das junge Mädchen hatte die erste Nacht unter dem fremden Dache nicht nach Wunsch durchschlummert, und als sie nach kurzem Schlaf früh erwachte, fühlte sie alle Gedanken, Besorgnisse und üblen Eindrücke des vergangenen Tages gesammelt in sich wieder und zwar gesteigert zu einem Gefühl der Beklemmung, daß sie sogleich hätte die Flucht nehmen mögen. Das gastliche Dach schien

förmlich auf ihr zu lasten, und so eilte sie hinaus, um im Freien und ganz mit sich allein ihrer Aufregung Herr zu werden. Schon war sie in hastigem Vorwärtsschreiten fast bis an das Ende des Pfades gelangt, als sie von einem Gedanken gemahnt, stehen blieb, und mit dem Ausdruck erneuter Verstimmung in den Zügen ein Papier aus der Tasche zog. Schon machte sie die Bewegung, es zu zerreißen, als plötzlich männliche Tritte vernehmlich wurden, und Friedrich, um die Wendung des Ganges kommend, vor ihr stand. Er kehrte schon früh von einem gutsherrlichen Geschäfte zurück. Friedrich grüßte überrascht, Charitas aber stand so betroffen und erschrocken, daß sie des Gegengrußes vergaß und auf seine freundliche Anrede kaum zu entgegnen wußte. Er fragte nicht nach dem Grunde ihres so frühen Spazierganges, schien auch ihre Ueberraschung nicht zu beachten, er nahm die Begegnung als etwas durchaus nicht Auffallendes. Nur belehrte er Charitas, daß wenige Schritte weiter eine feuchte Stelle den Weg für sie nicht gangbar mache, und so geschah es, daß sie umkehrte und beide neben einander herschritten.

Friedrich war der Einzige unter den Männern des Hauses, zu dem Charitas eine Art von Vertrauen gefaßt hatte. Schon im ersten Augenblick, da er sie neben der Mutter an der Bahn empfing, fiel ihr seine stattliche Gestalt, sein männlich festes Wesen günstig auf, und die ruhige Ueberlegenheit, die er später im Kreise seiner Brüder, bald ernst, bald lächelnd geltend machte, erhielt bei ihr die gute Meinung über ihn aufrecht. Freilich hatte er im Laufe des Tages nur wenig mit ihr gesprochen und das Wenige etwas zu väterlich, wie ihr vorkam, etwas zu vornehm, von oben

herab. Jetzt war dies weniger der Fall, und sie mußte zugleich von einem Vorurtheil über ihn zurückkommen, denn er, den sie auch für einen Müßiggänger gehalten, war früh schon bei der Tagesarbeit, wie seine Worte und seine Gegenwart ansagten. Um so mehr fühlte sie sich ihm gegenüber gleichsam auf unrechten Wegen, und sie hatte den Eindruck, als werde sie von ihm, wie ein ertapptes Kind, ohne Widerrede nach Hause geführt. Gleichwohl zeigte sein Benehmen nichts von solcher Absicht. Er war anfangs nicht sehr gesprächig, wie er überhaupt die Worte eher sparte als verschwendete, ging aber keineswegs so stumm neben ihr her, wie sie neben ihm. Aber eine längere Pause entstand doch einmal. Und plötzlich, als ob er ihre Gedanken errieth, begann Friedrich in ruhigem und doch gleichsam tröstendem Tone: „Sie werden sich mit der Zeit bei uns schon zurecht finden. Bringen Sie nur keinen fremden Maßstab an uns heran, und hegen Sie keine Vorurtheile. Wir sind nicht so schlimm, als wir scheinen, und wünschen sehr, daß es Ihnen bei uns leidlich gefiele."

Charitas erschrak von neuem. Sie blickte auf, Friedrich aber sah sie gar nicht an, ließ die Augen gradeaus gehen und fuhr fort: „Ich würde es durchaus verstehen, wenn Sie sich für's Erste nicht behaglich bei uns fänden. Meine Brüder sind junges Volk, haben noch nichts erlebt, und somit den Kopf voll Thorheiten, die ihnen oft genug über die Lippen laufen. Dabei aber sind sie alle gut geartet. Nun fühlen sie sich nach langer Abwesenheit einmal wieder zu Hause und treiben es ein wenig übermüthig, wie Knaben, die sich die Ferien zu Nutze machen, wohl wissend, daß man

ihnen da einmal etwas durchgehen läßt. Lassen Sie sich davon nicht abstoßen. Sie haben es in Ihrer Hand, diese Jugend in Schranken zu halten. Wenn Sie sich selbst vertrauen, kann es Ihnen gar nicht fehlen. Sie bleiben doch wohl länger bei uns. Die Mutter sähe es gern."

Charitas wollte eine Einwendung machen, aber sie besann sich zu lange auf Worte, und Friedrich schnitt ihr die Entgegnung ab. „Was ich bisher von meinen Brüdern sagte, gilt nicht von meinem Bruder Eugen." — Friedrich gab seiner Begleiterin eine eingehende Schilderung des Charakters und der Eigenheiten, sprach mit großer Achtung von der geistigen Bedeutung des Bruders, ohne doch Eugen's Grillen, die ihn oft nicht von der vortheilhaftesten Seite zeigten, zu verhehlen. „Ich will nicht sagen," fuhr er fort, „daß wir ihn verwöhnt haben, wir haben uns gewöhnt seinen Launen nachzugeben, haben uns in seine Eigenheiten gefügt. Leider fühlt sich Eugen bei seiner „Tyrannei," wie die jüngeren Brüder sich ausdrücken, nicht glücklich. Er steht keinem von uns innerlich nah, obgleich wir es an uns eigentlich nicht fehlen lassen. Es wäre wohl schön, wenn sich Jemand fände, der ihm näher zu treten, freundlich auf ihn einzuwirken wüßte!"

Charitas, eingedenk des zurückweisenden Blickes, den sie Abends zuvor von Eugen empfangen, und sich einer Rolle, wie Friedrich sie andeutete, innerlich lebhaft entgegen setzend, hatte bereits ein bitteres Wort auf der Zunge, allein auch diesmal sollte ihr die Rede abgeschnitten werden. Denn ihr Begleiter fuhr fort: „Und was nun meinen jüngsten Bruder betrifft, so gesteh' ich, daß der Knabe immer mein Liebling

war und noch ist. Doch bin ich nicht blind für ihn eingenommen, und lasse ihm nichts durchgehen. Er ist in den Jahren, wo auch die Besten zu thörichten Streichen geneigt sind, und so —"

„Vielleicht ist dies sein neuester!" fiel Charitas schnell ein, indem sie ihrem Begleiter das Papier hinreichte, welches sie noch immer in der Hand gehalten.

Friedrich empfing es, las, und erkannte wiederum Verse von der Hand Sigismund's geschrieben. Nach flüchtigem Ueberblick wollte er ihr das Blatt zurückgeben, Charitas aber lehnte es ab und sprach mit Erregung: „Es war gestern Abend, da Fräulein Ulrike mein Zimmer verlassen hatte, als meine Aufmerksamkeit durch ein leises Knistern nach der Thür hingelenkt wurde. Ich sah, wie dieser Zettel unten hereingeschoben ward und vernahm Tritte, die sich leise entfernten."

„Und Sie kannten diese Handschrift?" fragte Friedrich, indem er den Zettel einsteckte.

„Ich kenne sie, denn ich habe im Laufe des Sommers Gelegenheit gehabt, einige ähnliche Blätter zu verbrennen. Sie sollen aber endlich erfahren —"

„Nicht ich!" unterbrach Friedrich ihren Eifer. „Theilen Sie das meiner Mutter mit, es wird ja doch nichts anders sein, als eine kindliche Spielerei, wenn immer sie von einer Seite her ernst genommen wird. Auch Sie behandeln, wie mir scheint, diesen Ausdruck einer knabenhaften Huldigung zu wichtig. Doch gebe ich Ihnen das Versprechen, daß dergleichen fortan unterbleiben soll. Sigismund wird sein Betragen bessern, Sie aber möchte ich bitten, ihm nicht nur

zu verzeihen, sondern durch ein wenig Freundlichkeit die Entsagung, Ihnen keine Stylproben mehr geben zu dürfen, zu vergüten. Die Briefe, welche er mir im Laufe des letzten Jahres schrieb, waren nicht selten reich an poetischen Ergüssen, zeigen ein ungetrübtes Gemüth, kurz, einen sonst braven Jungen, den wir wohl in Ordnung halten wollen. Inzwischen kann man Thorenstreiche, wie dieser letzte ist, wohl mit ein wenig Nachsicht betrachten. Und nun sein Sie getrost und versprechen mir, sich der guten Hausgenossenschaft mit uns frei und arglos hinzugeben! Hand darauf?"

Ehe sie sich's versah, hatte Charitas ihm wirklich die Hand gereicht, die er freundschaftlich schüttelte. Dann grüßte Friedrich, entschuldigte sich mit Geschäften, und schritt nach dem Wirthschaftshofe. Das junge Mädchen aber eilte hastig in das Haus zurück, wie ein Vogel, der, der Freiheit ungewohnt, sich in den Käfig zu bergen sucht, wo er sich sicher fühlt. Ungesehen, wie sie gegangen, kam sie in ihr Zimmer, aber sie betrat es mit andern Empfindungen, als da sie es verlassen. Wie nach einem Ereigniß, von dem sie sich erholen müsse, setzte sie sich in den Sessel am Fenster und stützte, tiefer athmend, den Kopf auf den Arm. — Die ruhig überlegene Weise, in der Friedrich zu ihr gesprochen, kam ihr bald nicht mehr so väterlich vor, sie hörte nur eine wohlwollende Theilnahme, und sie empfand es tröstlich, daß er ihre Lage erkannte, und ihr Rechnung zu tragen bemüht war. Schon fühlte sie sich etwas erleichtert durch seinen Zuspruch, zumal sie auch die ihr befremdlichen rhythmischen Geschenke Sigismund's, welche ihr eine Quelle des Mißtrauens gegen das ganze Haus gewesen, abgeschnitten hoffte.

Sie sollte arglos und vertrauensvoll sein, hatte Friedrich gesagt. Und wirklich faßte sie den Entschluß, sich zusammen zu nehmen, und freundliches Entgegenkommen mit Offenheit und Vertrauen zu vergelten.

Schon Vormittags hatte die Hausfrau wieder eine geheime Conferenz mit Jasmunda, und zwar im Zimmer der letztern. Mit lachendem Gesicht kam sie herein und rief: „Die ganze haarsträubende Geschichte zwischen Charitas und Sigismund, bei der ein Regenschirm die Hauptrolle gespielt hat, ist heraus! Das Mädchen hat mir Alles erzählt, und mit mir von Herzen darüber gelacht. Kurz, eines Tages flüchtet sie, und ein junger Mensch zugleich mit ihr, im Platzregen unter einen Thorweg. Der Guß dauert ziemlich lange, und der Genosse ihres Asyls, der Niemand anders war als mein Jüngster, faßt sich das Herz, eine Unterhaltung anzuknüpfen, zu der das Wetter den ersten Stoff hergeben muß. Endlich wünscht Charitas das Gespräch abzubrechen, will dem Regen trotzen und den Heimweg einschlagen, er aber hat Lebensart genug, ihr seinen Schirm anzubieten. Es hilft ihr nichts, daß sie ihn ablehnt, er schreitet neben ihr hin, beschützt sie, und läßt sich selbst durchweichen, um sie bis zu ihrer Hausthür zu begleiten."

„Das ist durchaus artig! Gar nichts dagegen einzuwenden!" warf Jasmunda dazwischen.

„Einige Tage darauf tritt Charitas aus ihrer Thür, sieht, daß es wieder regnet, und will umkehren, um sich ihren Schirm zu holen, schon aber steht der Ritter wieder vor ihr, als hätte er sie erwartet, und bietet ihr den seinigen an. Sie will nicht darauf eingehen, allein ihr fällt ein,

daß die Tante ihr großes Regendach selbst mitgenommen habe. Sie hat einen nothwendigen Gang, und da Sigismund den Schirm bereits aufgespannt ihr entgegen hält, nimmt sie ihn wirklich an, während er — davonläuft!"

„Was? Er läuft davon? Warum?"

„Er kommt gleich wieder. Nach fünf Minuten hat der Regen aufgehört, und Charitas, indem sie den Schirm zumacht, bemerkt, daß sein Besitzer hinter ihr her geht. Er verweigert die Rücknahme des Schirms, da es doch gleich wieder anfangen werde zu regnen, und bittet um die Erlaubniß, sich sein Eigenthum aus ihrer Wohnung abholen zu dürfen."

„Der Tausend! Dieser Junge!"

„Ehe Charitas etwas entgegnen kann, ist er auf und davon. Tags darauf aber kommt er wirklich, nur daß Charitas ihm nicht öffnet, sondern die Tante, um ihm den Schirm ziemlich barsch durch die Thür zu reichen und diese rasch wieder zu schließen. Die Enttäuschung mag meinem Jüngsten zu einem recht verblüfften Gesicht verholfen haben! — Aber er wußte sich zu fassen. Am andern Morgen kommt ein Brief durch die Stadtpost an Charitas, enthaltend Verse, worin sich „Regen und Stürme" reimen auf „Schutz und Schirme," unterschrieben: Sigismund. Inzwischen ist ihr der junge Mensch unheimlich geworden, obgleich sie ihn für nicht mehr als einen Knaben hält, und sie trägt seinen dichterischen Erguß zum Küchenfeuer. Eigentlich thut es mir leid darum, ich hätte das Poëm wohl lesen mögen!"

„Er selbst wird jedenfalls noch eine Abschrift davon in der Mappe haben, wenn Dir sonst darum zu thun ist," gab Jasmunda mit Sachkenntniß zu verstehen.

„Seit diesem Tage," fuhr die Mutter fort, „mußte Charitas die Woche ein paarmal seinen Versuchen ausweichen, sie auf der Straße anzusprechen, und trug nach jeder Begegnung mit ihm ein Gedicht zum Küchenfeuer. Sie wurde bedenklicher, denn diese Gedichte fingen an leidenschaftlich zu werden, obgleich sein persönliches Betragen, wie sie sagt, bei aller Waghalsigkeit, doch etwas Schüchternes behielt und er bei jeder Anrede hoch erröthete. Die Geschichte verlief sich ohne großes Finale. Wahrscheinlich brachten die Examenarbeiten meinen Romeo etwas zur Besinnung. Die Tante starb, und Charitas dachte nicht mehr an den Abenteurer. Da findet sie ihn, dessen Familiennamen sie nie erfahren, hier als meinen Jüngsten wieder, und das schien ihr nichts Gutes zu weissagen. Und wirklich, er hat gestern Abend, während wir sein Sonett lasen, bereits ein neues Werk zu ihr zu befördern gewußt. Es ist in den Händen Friedrich's, dem Charitas die Zurückbeförderung überlassen hat. Wahrscheinlich hat dieser dem Verfasser den Kopf schon etwas zurecht gesetzt, denn der Kleine geht mit ziemlich trübseligem Gesicht umher. Lassen wir die Sache nun auf sich beruhen, Friedrich wird schon dafür sorgen, daß nichts Ungehöriges geschieht."

Jasmunda aber wiegte das Haupt und begann: „Sigismund thut mir aber leid! Er zeigt, daß er kein Knabe mehr ist, denn wenn das Herz erst erwacht, ist die Kindheit vorüber, und man muß im Verkehr mehr Rücksicht walten lassen. Ich will mich seiner annehmen, schon damit seine poetische Ader nicht zurückgedrängt werde."

Die Hausfrau schien mit ihrer Beobachtung Recht zu

haben. Denn in der That erschien Sigismund im Laufe dieses Tages gedrückt und niedergeschlagen im Kreise der Familie. Gegen Abend aber sah man ihn Arm in Arm mit Friedrich durch die entfernteren Gänge des Parkes wandeln, und merklich gefaßter erschien er bei der Abendtafel.

Wenn die Behauptung wahr ist, daß ein erster günstiger Eindruck die Bürgschaft für eine dauernde innere Beziehung sei, so zeigt die Erfahrung nicht minder oft, ja gradezu noch öfter, daß nach überwundenem Mißklang erster Berührungen, sich ein um so festeres und reineres Verhältniß zwischen den Gegensätzen herausstellt. Das sollte auch Charitas in dem gastlichen Hause an sich erfahren. Sie fühlte sich nach dem Gespräch mit Friedrich und dem Bekenntniß an die Mutter, schon freier, und begann ihre Umgebungen mit weniger Vorurtheil zu betrachten. Gegen die Herrin des Hauses, die ihr mit so viel Güte entgegen kam, hatte sie kein Vorurtheil zu bekämpfen, und an Jasmunda's verwegenes Schleifenpaar gewöhnte sie sich, um so mehr, als die Herzensgüte und geistige Regsamkeit der Dame sie bald gewannen. Ueberhaupt nahm Charitas mit Ueberraschung wahr, daß die Söhne des Hauses vielfach unterrichtet, belesen, voll von wissenschaftlichen und künstlerischen Interessen waren, und vom leichten Sichgehenlassen der Familienunterhaltung bald und gern auf ein angeregtes Gespräch ernstern Inhalts zu bringen waren. Eugen, der sich in den nächsten Tagen wohler zu fühlen schien, und sich an den Unterhaltungen betheiligte, wußte, von Jasmunda secundirt, mit Geist, Scharfsinn und reichem Wissen das Beisammensein zu beleben. Zwar wandte er die Rede kaum an Charitas,

mit der er überhaupt noch kaum über die üblichen Begrüßungen hinausgekommen war, das junge Mädchen aber kam doch zu der Ueberzeugung, daß sie hier einer hervorragenden geistigen Befähigung gegenüberstehe. Da sie sah, wie sich Alle in sein Sonderlingswesen fügten, sagte sie sich, wenn immer mit Verwunderung, daß sie für sich kein besonderes Entgegenkommen beanspruchen könne und gewöhnte sich, ihn mit einer Art von scheuem Respect zu betrachten. Sie gewöhnte sich auch an Robert's und Ludwig's mehr flattrige und scherzhaft leichte Art und Weise, nachdem der Erstere sich bei ihr legitimirt hatte durch einen ausgiebigen Bescheid über eine botanische Frage, und der Admiral ihr die Schilderung eines Seesturmes, den er erlebt, mit poetischem Verständniß gegeben hatte. Sie lernte Sigismund als ein harmloses Gemüth kennen, und da er sich in bescheidenen Grenzen hielt, wich sie einer Unterhaltung, selbst unter vier Augen, nicht mehr aus. Friedrich sah sie am seltensten und eigentlich nur bei den gemeinsamen Mahlzeiten, wo er denn immer ein paar freundschaftliche Worte für sie hatte. Trotz dieser losesten Beziehung fühlte sie doch grade zu ihm das meiste Vertrauen, und ohne viel Worte, ohne jedes Annähern oder Vermeiden vor den Augen der Andern, schien ein stummes Einverständniß der reinsten Art zwischen ihnen zu walten.

Nach Verlauf von acht Tagen galt Charitas als zum Hause gehörig, und sie selbst sträubte sich nicht mehr gegen den Gedanken eines längern Aufenthalts, der als selbstverständlich angenommen wurde. — Friedrich hatte eine Reise vor, die ihn in Angelegenheiten der Familie auf einige Zeit

nach der Hauptstadt führen sollte. Am Abend vor seiner Abfahrt war die Unterhaltung sehr bunt und lustig, und Charitas, von Ludwig herausgefordert, nicht unbetheiligt bei der allgemeinen Heiterkeit. Sie bemerkte, daß Friedrich sie lächelnd beobachtete. — Als man sich endlich trennte und Friedrich zum Abschied jedem die Hand gab — denn er wollte noch zu Nacht den Haltepunkt der Bahn erreichen — konnte Charitas sich nicht enthalten, leise die Frage an ihn zu richten: „Sind Sie jetzt schon etwas zufriedener mit mir?“ Er nickte nur, mit einer Bewegung, als wollte er sagen, das verstände sich ja von selbst, und schüttelte ihr wie den Andern herzhaft die Hand.

Nun konnte es nicht fehlen, daß in dem immer gesuchten Hause mancherlei Zuspruch aus der Umgegend eintraf, Besuche gegeben und empfangen wurden. Von jeher führte die Ferienzeit der Söhne eine nur noch belebtere Geselligkeit herbei, wobei es nicht an Damen fehlte. Denn die Erfahrung lehrt, daß es auch in Familien, worin sich nur Söhne finden, und hier vielleicht vorwiegend, von besuchenden jungen Damen wimmelt. So waren die Töchter des benachbarten Pfarrers Spielcameraden der jüngern Söhne gewesen, so auch die Töchter des nächsten Gutsnachbars, eines Herrn von Bär. Ludwig und Sigismund hatten bereits überall vorgesprochen und durch die Kunde von dem Eintreffen eines schönen weiblichen Gastes in ihrem Hause die Neugier erregt. Man kam nach ländlichem Brauch schon Nachmittags zusammen, um bis in den späten Abend der Unterhaltung und des Vergnügens nicht müde zu werden. Dabei stellte sich nun heraus, daß die Gutsherrin und Jasmunda, und

vielleicht mehr noch die jungen Herren, auch mit der äußern Erscheinung ihres Gastes ein wenig Staat machen wollten, und dabei des jungen Mädchens sehr einfache Trauerkleidung ein Stein des Anstoßes wurde. Trotz ihres Widerspruchs kam man überein, daß Charitas ihren Pflichten gegen die Verstorbene, in der sie kaum etwas zu betrauern hätte, Genüge gethan, und so wurden weibliche Hände in Bewegung gesetzt, das neue Kind des Hauses für alle Erforderniſſe modisch auszustatten. Sehr belustigend war es für sie, daß die jungen Herren, die in der Welt lebten, sich für Kenner auch der Kleiderordnung hielten, und der Kunstleistungen der Mutter und Jasmunda's darin nicht recht trauten, sich mit ihrem Rath, ja mit ihren Forderungen dabei vordrängten. Ueber die Mutter besonders wurde eine alte Anekdote wieder hervorgesucht, über die sie jedesmal lachte, die sie stets aber lebhaft bestritt. Denn da vor Jahren einmal bei einer Familie im Rath der Damen über die Wahl eines Brautkleides verhandelt ward, und auch sie um ihre Ansicht über den zu wählenden Stoff befragt ward, sollte sie, die immer nur mit der Bekleidung von Söhnen zu thun gehabt, rasch und entschieden geantwortet haben: Buckskin! — Diese Geschichte, welche zu Ludwig's besonderem Arsenal des Familienscherzes gehörte, ward auch diesmal als warnendes Beispiel aufgestellt, zugleich nicht ohne besorglichen Hinweis auf Jasmunda's Phantasiegebilde in Bändern und Mützenschnitten. Allein trotz dieser düstern Vorahnungen unter den jungen Männern ward im geheimen Bereich der Frauengemächer denn doch kunstgerecht gewaltet, und als Charitas eines Tages der dunklen Hülle ledig, wie ein jung erstandener

Falter, in geschmackvoller neuer Gewandung erschien, ging ein allgemeiner Ruf der Ueberraschung und Genugthuung durch den Kreis. Sie war selbst verlegen über die ungewohnte und glänzende Wandlung, welche die Anmuth ihrer Erscheinung nur in ein günstigeres Licht setzte, aber sie hätte kein junges Mädchen sein müssen, wenn sie ganz ohne Sinn und Freude an diesen kleinen Vortheilen geblieben wäre. Und mit dem Erwachen dieses Kunstsinnes war schon viel für ihre Stellung in der Gesellschaft gewonnen, wie in den Augen der Umgebungen, so in ihrem eigenen Gefühl.

Allein Charitas war eine innerlich zu begabte Natur, als daß sie auf diese kleinen Dinge einen mehr als flüchtigen Werth gelegt hätte. Sie hatte sich's nicht verdrießen lassen, allen Hausgenossen geistig näher zu treten, die guten Eigenschaften jedes Einzelnen aufzusuchen und anzuerkennen, sich in der ihr neuen und vielfach fremden Lebenssphäre zurecht zu finden. Doch glaubte sie sich noch eine und nicht die leichteste Pflicht stellen zu müssen, eine Pflicht, die ihr gleichsam als ein Vermächtniß des abwesenden ältesten Bruders erschien, die Aufgabe, auch Eugen näher kennen zu lernen, ihn wo möglich aus seiner absichtlichen Vereinsamung hervor zu holen. — Eugen war in seiner Ablehnung gegen sie nicht grade unhöflich, aber kalt, gemessen, fremd, ohne jede Aufmerksamkeit. Sie wagte es nun, ihm das Wort, das er für sie sparte, abzugewinnen. Sie fragte ihn öfter über dies und das. Er sah sie befremdet an, gab aber Auskunft, wenngleich wie Einer, der sich nicht sonderlich um das Interesse des Fragers kümmert. Das Mädchen fühlte sich zwar zurückgewiesen, wollte jedoch das Gefühl des Verletztseins nicht

in sich aufkommen lassen, und gab ihre Bemühung nicht auf. Da sie so jeden Tag Eugen in's Gespräch zu ziehen suchte, schien dieser sich mehr und mehr daran zu gewöhnen, und zu der Ueberzeugung zu kommen, daß er es mit einem denkenden, einfach, klar und richtig empfindenden weiblichen Wesen zu thun habe, und gab sich in der Unterhaltung etwas reichlicher aus. Bald nahm Charitas mehr und mehr Interesse an dem Inhalt seines Gespräches, während er, der sonst unter den jüngern Brüdern für einen Weiberfeind galt, aufmerksamer und zuweilen überrascht durch ihre Urtheile wurde, so daß der Gast auch auf ihn nicht ohne Anziehung zu bleiben schien. Dennoch war es manchen Tag, als hätten die annähernden Gespräche nie stattgefunden, er hielt sich fremd und verschlossen, und, ungleich in seinem Betragen wie gegen Alle, kehrte er nicht selten auch gegen Charitas seine grillenhafte, mürrische, abstoßende Laune heraus.

Eines Tages rüstete sich die Familie zu einer Geburtstagsfeier auf dem Nachbargute des Herrn von Bär, wo es auf größere Gesellschaft mit Tanz abgesehen war. Charitas sollte zum ersten Mal ein solches Fest genießen, und wurde von der Hausfrau und Jasmunda auf das Schönste geschmückt. Eine Mutter, die mit drei stattlichen, auf den Tanz noch sehr erpichten Söhnen zum Balle kommt, ist gewiß ein gern gesehener Gast, das wußte die Gutsherrin, doch war ihr diesmal mehr daran gelegen, sich durch ihr Pflegekind angenehm und willkommen zu machen. Jasmunda zog es vor, zu Hause zu bleiben, dafür aber erklärte Eugen zu allgemeiner Ueberraschung, mit von der Partie zu sein.

Die Gesellschaft war in der That groß und von glänzendem Zuschnitt, die Damenwelt entfaltete ihre feinsten Toilettenkünste. Im Saal tanzte man mit Feuereifer, in den übrigen Räumen konnte man sich mit Bequemlichkeit zerstreuen und absondern. Charitas, die schon daheim mehrere Tänze an Robert, Ludwig und Sigismund hatte versprechen müssen, war, wie man vorausgesehen, eine vielbegehrte Erscheinung auf dem Plan, und kostete das ihr neue Vergnügen mit jugendlicher Betheiligung durch. Sie war anmuthiger und schöner, als man sie bisher noch gesehen, und ihre Pflegemutter erntete von allen Seiten Schmeicheleien über das reizende Mädchen.

Eugen, durch seine Körperbeschaffenheit vom Tanze seit jeher ausgeschlossen, hatte diesem ihm unbegreiflichen Vergnügen eine Weile zugesehen. So sah er Charitas im Arm des „Schönsten" und des Admirals daherschweben, er sah sie mit Sigismund, der gradezu beseligt schien, durch die Reihen fliegen, er sah sie auch mit andern jungen Männern tanzen. Ihre Mienen waren heiter, ihre Farbe erhöht, ihr Wesen lebhafter, ihr ganzes Wesen freier, und von dem Gefühl beglückter Jugend getragen. Er konnte die Augen nicht von ihr abwenden, bei der er ein solches Aufblühen in Reiz der Anmuth nie erwartet, nie geahnt hatte. War das noch das unscheinbare, trübselige Ding von Mädchen, gegen dessen Aufnahme in das Haus er so geeifert, dessen Anblick ihm lange so gleichgültig gewesen? Heute feierte man sie schon als eine glänzende Erscheinung, und sie nahm die Huldigung zwar bescheiden, aber doch nicht ohne Wohlgefallen an. Der erstaunte Beobachter konnte sich keine

Rechenschaft geben über den fesselnden Reiz, der seine Blicke unaufhörlich ihr nach lenkte.

Da gab es eine kleine Scene mitten im Saal, wie sie häufig vorkommt. Charitas verlor einen Blumenstrauß von dem Besatz ihres luftigen Gewandes. Ein halbes Dutzend junger Herren stürzt sich darauf los, um ihn zu erhaschen und überreichen zu können. Eugen's schöner Zwillingsbruder aber ist der glückliche Eroberer. Das Mädchen empfängt, mit bezauberndem Lächeln dankend, den Strauß aus seiner Hand, um im nächsten Augenblick mit dem jungen Herrn von Bär vorüber zu schweben.

Eugen sprang auf, von einer plötzlichen Erregung erfaßt, die ihm so ganz neu, so unbegreiflich war, daß er vor sich selbst fast aus der Fassung kam. Schnell verließ er den Saal, um sich im anstoßenden Zimmer von der Aufregung, die ihn förmlich zittern machte, zu sich zu bringen. Hier aber nahte er sich der Gefahr, von einem Kreise älterer Damen empfangen, und als gute Beute in Unterhaltung gezogen zu werden. Er lief durch das Zimmer, durchschritt noch ein folgendes, worin einige nicht Karten spielende Herren beim Erntegespräch saßen und versenkte sich endlich in einen letzten Raum, wo er sich in den Lehnstuhl vor dem Kamin warf. — Er war schon innerlich ruhiger, schlug sich vor die Stirn, und fragte sich, ob er nicht eine Empfindung gehabt, die an Verrücktheit grenze. Heftig und ungestüm trat zwar jede Regung in ihm auf, und die heftigste selbst wußte er meist, wenn ihm selbst daran lag, durch einen Gewaltentschluß in sich zu bändigen, aber der heutige Fall schien ihm eben so toll als lächerlich. War das Neid?

Mißgunst? Eifersucht? Worauf, warum, wofür? Nur wer auf Besitz ausgeht, ist mißgünstig, nur wer liebt, ist eifersüchtig. Hatte er denn von diesen Vorbedingungen etwas in sich gefühlt, entdeckt, erkannt, verstanden? Er hatte sich in diesem Augenblick selbst nicht verstanden, und konnte bereits wieder ruhig reflectiren. Ruhig eben nach seiner Weise, d. h. immer noch erregt genug, im Zorn gegen sich selbst, im Groll gegen — er wußte selbst nicht wen. Er sprang wieder auf, um seinen Gedanken eine andere Richtung zu geben. Er blätterte in einem Album mit Photographien, fand die Gesichter dumm, schaal, ausdruckslos, und warf das Buch hin. Ein anderes, das er öffnete, und worin er einen alltäglichen Roman fand, warf er noch verstimmter von sich. Er betrachtete die Wände, und ärgerte sich über die schlechten Lithographien nach schlechten Originalen. Mit einem halb unterdrückten Ausruf der Ungeduld senkte er sich in den Lehnstuhl zurück. Und während er so saß, brütete, grübelte und finster vor sich hinstarrte, drangen die Klänge der Musik von fernher, und Lachen und Gespräch verloren sich bis zu ihm. Er blickte nicht auf. Plötzlich ein leiser, huschender Tritt — und neben dem finstern Träumer werden die Worte laut: „Man muß weit gehen, um Sie zu finden!"

Eugen fuhr auf. Charitas stand vor ihm. „Was suchen sie hier?" rief er. „Tanzen Sie doch! Man beginnt schon wieder!"

Charitas aber zog einen kleinen Sessel zu ihm heran, nahm Platz und sagte: „Ich habe diesen Tanz auf meine eigene Hand Ihnen aufbewahrt."

Er sah sie erstaunt an. „Wissen Sie, was Sie sagen?"

entgegnete er mit scharfem Nachdruck, indem er seinen lahmen Fuß leise unter seinen Stuhl schob.

„Ich will nur ein wenig mit Ihnen plaudern," begütigte Charitas. „Getanzt hab' ich genug, nun verlangt mich nach guter Unterhaltung."

„Da kommen Sie an den Rechten!" rief er bitter. „Uebrigens heucheln Sie ein Verlangen, das Sie nicht haben! Wofür halten Sie mich, daß Sie mich mit solchen Unwahrheiten trösten wollen?"

Charitas stutzte. „Trösten?" fragte sie verwundert, „ich habe nicht geahnt, daß Sie des Trostes bedürfen, kann also in solcher Absicht nicht Ihre Gesellschaft aufsuchen."

„Nicht übel parirt!" gab er zurück. „Aber das sind leere Worte. Gestehen Sie besser, daß es elendes Mitleid ist mit dem armen Teufel, der sich zum Verzweifeln langweilt, und sich nach menschlichem Gespräche sehnt. Ich kann Ihnen für diese Gutmüthigkeit nicht danken, da mir weder Ihr Mitleid, noch Ihre Aufopferung willkommen ist!"

„Ich kann dies Eingeständniß nicht machen," sagte Charitas, „da mir die Eröffnung über Ihre eigene Lage ganz neu ist. Sie langweilen sich und sehnen sich nach Unterhaltung? Und doch glaubt man, daß Sie das Gespräch vermeiden, da Sie ihm augenscheinlich sehr stolz aus dem Wege gehen. Und so hoch denke ich nicht von meiner Unterhaltung, daß ich mit ihr etwas anzubieten käme, da ich doch lediglich aus Eigennutz erscheine. Ich bringe nichts, ich komme im Gegentheil als die Bedürftige!"

Er sah sie durchdringend an. „In der That, Sie haben schon gelernt, Ihre Ueberlegenheit geltend zu machen," ent-

gegnete er höhnisch, „wie auf dem Tanzplan, so im Wortgefecht.“

Charitas suchte zu lachen. „Sie werden mich jetzt nicht los!“ sagte sie leichthin. „Ich habe mich Ihnen für die Dauer dieses Tanzes aufgedrängt, und Sie müssen mich dulden, und aus Galanterie unser Engagement respectiren, sonst habe ich die Schande, sitzen geblieben zu sein, und diese werden Sie mir doch ersparen wollen!“

Sie kann ja schon recht hübsch kokettiren! dachte Eugen und kämpfte dabei doch gegen die Bemerkung an, daß es ihr allerliebst stehe.

„Trotzdem,“ fuhr seine Nachbarin fort, „bin ich so unphilosophisch, und in Ihren Augen so unklug, zu gestehen, daß mir das bisher sehr wenig bekannte Vergnügen des Tanzens sehr gut gefällt. Ach aber, ach! Wenn meine arme selige Tante mich so hätte erblicken müssen!“

„Wenn Sie gern tanzen, dürfen Sie es auch eingestehen,“ meinte Eugen. „Wozu eine Thorheit verhehlen, die allgemein für eine Tugend bei jungen Leuten erklärt wird. Warum hätten Ihre Tanten Sie nicht dabei erblicken mögen?“

„Ich bezog das nur auf eine von ihnen,“ gab Charitas zurück, und wurde im Verfolg der Rede ernster. „Meine Tante A., die mich zuerst erzog, ließ mir in meinem zwölften Jahre schon Tanzstunde geben, hatte also nichts gegen diese Kunst einzuwenden. Das Tanzen galt ihr wirklich für eine Kunst, und sie hatte eine Schwärmerei für das Ballet. Dann kam ich zu Tante B. Bei ihr hörte nicht nur diese, hörten überhaupt die Kunstbestrebungen auf. Sie war kränklich, lebte zurückgezogen und mußte sich bei geringen Mitteln

sehr einschränken. Nicht leicht war es, mit ihr zu verkehren, denn ihr Zustand machte sie grillenhaft, unduldsam, heftig, so daß sie weniger gütig erschien, als sie in der That war."

Eugen machte eine hastige Bewegung und streifte die Sprecherin mit einem Seitenblick. Charitas schien unbefangen und sprach weiter: „Doch denke ich an die gute Tante B. am liebsten zurück. Ich verlebte bei ihr meine erste eigentliche Schulzeit, das heißt, ich lernte an mir selbst, an meinem Innern arbeiten. Und die Erinnerungen an überwundene Schwierigkeiten, an Siege über Wünsche und eingebildete Bedürfnisse, das Bewußtsein, ernste und auch wohl recht harte Pflichten treulich erfüllt zu haben, macht die Zeit, da wir mit Erfolg zu kämpfen hatten, zu einem Lebensbesitz, den man weder abthun kann, noch möchte. Dann freilich kam ich zu meiner Tante C., und es folgten Kämpfe — wo es sich innerlich eigentlich um Leben und Tod handelte."

„Das wird für eine Ballunterhaltung ernst!" rief Eugen, und war eigentlich empört über seine eigenen Worte und seinen spöttischen Ton. Er ballte die Faust und hätte sich selbst in's Gesicht schlagen mögen. — Die Erzählerin schwieg, und er ebenfalls.

Nach kurzer Pause fragte er: „War C. mit seinen krankhaften Launen noch schwerer zu behandeln als A. und B.?"

„Tante C. wäre leicht zu nehmen gewesen, wenn man hätte heucheln mögen, wenn man auf ihre Art zu heucheln nur eingegangen wäre."

„Ein hübscher Leumund, den die Nichte der Verstorbenen auf dem Tanzboden macht!" warf Eugen bitter dazwischen.

Des jungen Mädchens Geduld schien sich zu erschöpfen, und nicht ohne Erregung entgegnete sie: „Ich werfe meine Bekenntnisse nicht in die Welt, noch streue ich sie durch den Tanzsaal, sondern wählte einen Zuhörer, von dem ich Verständniß und etwas guten Willen erwartete, solche Mittheilungen zu würdigen.“

Sie machte Miene, sich zu erheben. Eugen aber, erschreckt und in heftiger innerer Bewegung, streckte hastig den Arm aus, erfaßte ihr Gewand und hielt sie fest, in fast flehentlichem Tone rufend: „Bleiben Sie! Um Gotteswillen, bleiben Sie! Verzeihen Sie mir! Fahren Sie fort!“

Ein Blumenstrauß von ihrem Kleide war in seiner Hand geblieben, ohne daß Charitas es merkte. Sie sah bei der nur matten Beleuchtung des Zimmers auch nicht, wie er ihn zu verhehlen suchte, und endlich den Raub auf seiner Brust verbarg.

Das junge Mädchen, obgleich von dem Ton und Ausdruck seiner Bitte noch peinlicher berührt, als durch seinen bittern Spott, nahm sich zusammen und fuhr fort: „Wenn Sie noch hören mögen, will ich erzählen. Meine Tante C. hatte sich einer religiösen Secte angeschlossen, deren Gemeinde nur von geringem Umfang war, und als ich ihre Glaubenssätze kennen lernte, fand ich es unerklärlich, wie sich nur überhaupt ein Kreis von denkenden Wesen zu solchen Sonderbarkeiten bekennen könne. Doch empfingen sie von irgend einer Seite her bedeutende Unterstützungen, und es lag auf der Hand, daß Tante C. sich nur dadurch hatte gewinnen lassen. Sie war von Hause aus sehr arm, die Wittwe eines Schullehrers. Als sie mich in ihr Haus auf-

nahm, war ihr erstes Bestreben, mich für ihre Gemeinde zu convertiren. Da ich widerstand, rückte sie mit dem letzten Mittel hervor, indem sie erklärte, wie unsere Unterstützung sich durch meinen Uebertritt verdoppeln, und wir so in eine bessere Lage kommen würden. Als auch das nichts verschlug, begannen bittere Tage für mich, voll anklägerischer Beschuldigungen, voll äußerer Ränke und innerem Streit. Um ihr meinen guten Willen zur Besserung unserer Verhältnisse zu zeigen, nahm ich Arbeiten an, meist Stickereien, und konnte ich ihr den Ertrag dafür überreichen, so schien sie einigermaßen versöhnt. Allein, wäre sie auch geneigt gewesen, mich fortan in meiner Weise gehen zu lassen, so hatte ich einen um so schwerern Stand mit ihren Glaubensgenossen, welche häufig zu ihr kamen und keine Worte sparten, mich zu bekehren. Alles, was ich that, war weltlich und verwerflich, die Arbeiten, die ich machte, dienten nur dem Mammon und höllischen Geiste. Ich war belauert, umstellt auf jedem Ausgang. Sprach ich mit irgend einem Bekannten aus früherer Zeit, so war es ein schweres Verbrechen, ein Stelldichein, ein Schritt näher an den Höllenpfuhl. Ich war so verschüchtert, daß ich kaum noch zu reden wagte, und galt doch für ein Weltkind, auf das man mit aller Macht eindringen müsse, um es zur Annahme von ein paar verkehrten Formeln zu bringen."

„Und man brachte es nicht dahin? Sie lernten nicht heucheln?"

„Ich hätte eher mein Leben aufgegeben. Ja, ich gestehe, daß mir diesen Gesinnungen gegenüber die „Weltlichkeit" gradezu einen erhöhten Reiz gewann. Stolz und Trotz er-

wachten in mir, und wenn ich von der Welt, die ich nur von Weitem kannte, auch wenig verlangen durfte, so wollte ich mir mein inneres Eigenthum nicht rauben lassen. Ich hatte bisher die Menschen nicht von der besten Seite kennen gelernt —"

„Aber von so besserer und angenehmerer Seite lernen Sie sie bei Tante D. kennen, nicht wahr?"

„Wen meinen Sie damit? Doch nicht Ihre Mutter?"

„Nun auf A, B, C folgt D."

„Ich fürchte, ich habe noch lange zu thun, bis ich mein ganzes Abc der Menschenkenntniß ausgelernt. Und doch, ich lernte nebenbei auch schon etwas buchstabiren."

Charitas erhob sich bei diesen Worten.

„Und was z. B. haben Sie zusammengebracht?"

„Daß man nicht auf Dankbarkeit rechnen soll, wenn man Jemand etwas Freundliches erweist!"

Sie that einige Schritte der Thür entgegen, in welcher Robert eben erschien, der seine Dame für den nächsten Tanz abholte. Eugen erhob sich schnell.

„Das Fräulein tanzt nicht mehr!" rief er dem Eintretenden entgegen.

„Warum nicht?" fragte Robert verwundert.

„Ich sage Dir, Charitas tanzt nicht mehr! Geh', das sei Dir genug!"

Eugen rief dies in gebieterischem Tone, der des Mädchens lebhaften innern Widerspruch rege machte.

Auch Robert war diesmal gar nicht geneigt, sich durch herrisches Wesen bedeuten zu lassen. „Wenn das Fräulein nicht mehr tanzen will," sagte er, „muß ich es von ihr selbst hören."

Charitas wußte sich zu bemeistern. „Ich hatte mich Ihnen nur für einen Tanz aufgedrängt, Herr Eugen. Für den nächsten bin ich durch meine Zusage gebunden.“ Sie nahm Robert's Arm und schritt mit ihm nach dem Saale.

So saß der Einsiedler wieder allein, und zwar in fieberhafter Aufregung aller Lebensgeister. Er verwünschte sein Unglück, überall peinigen zu müssen, wo die Sprache des Herzens doch zum Entgegengesetzten drängte; er empfand es selbst als eine Qual, daß jedes sanfte und gute Wort sich auf seinen Lippen zu galligem Spott wandelte. Sein liebebedürftiges Gemüth lehnte sich auf gegen die quälerische Bitterkeit, mit der sein Wesen von jeher im Kampfe lag, und mit gedoppelter Macht füllte dieser innere Widerstreit ihn in dieser Stunde. Nie war ihm ein Mädchen voll jugendlichen Reizes so nahe getreten, als Charitas, und zwar erst heute, im Umkreis einer kurzen Spanne Zeit, und doch empfand er bereits Alles, was ein Herz leidenschaftlich bewegen kann. Aber noch wogte es wie ein Chaos durch sein Gemüth. Freude, Glück, Ingrimm, Zorn, Mißtrauen, Selbstanklage, Hoffnung, Erbitterung gegen sich selbst, gegen sie, gegen Andere, machten sich im raschen Wechsel und Widerstreit geltend. „Sie ist ein Weib, flatterhaft wie Alle! Sie taugt nichts!“ So rief es jetzt in ihm, und heftig warf er sich in den Lehnstuhl zurück. Und dann wieder klang der Zauber ihrer Stimme vor seinem Gehör, und durch seine Seele rief es: „Sie suchte mich auf, mich, den Unleidlichen, um mir einen Augenblick ihrer Freude zu opfern! Was trieb sie dazu? Mitleid, oder —? Genug, sie kam und ich habe sie vertrieben!“ Einige Minuten noch saß er und

starrte in die Kohlen des Kamins, dann sprang er auf, ging nach dem Saal, um, so lange der Ball währte, kein Auge von den Tanzenden abzuwenden. — —

Dieser Abend bildete den Schlußstein eines ersten Zeitabschnittes für Charitas in der Familie, die ihren Gast bereits zu den Ihrigen zählte. Am folgenden Tage mußten Ludwig, dessen Urlaub zu Ende ging, und Sigismund, um seine Universitätsstudien zu beginnen, abreisen, und wie sie zu drei gekommen waren, so glaubte man auch Eugen zur Abreise gerüstet. Dieser aber erklärte, daß er noch zu bleiben beabsichtige. Ihn band keine Pflicht in der Hauptstadt, er hatte dort nichts zu versäumen. Die Mutter und Jasmunda konnten nur ihre Freude aussprechen, daß es ihm daheim behage, und hofften Gutes davon für seine Gesundheit. Dagegen waren Ludwig, Robert und Sigismund unter sich in einer Art komischer Empörung, daß „unser Tyrann" sich hier vor Anker legen wolle, nun das hübsche Mädchen, an das sie alle drei etwas von ihrem Herzen verloren hatten, ein neues Leben in das Haus brachte. Robert, der ebenfalls nach seiner Oberförsterei zurück mußte, hatte doch die Genugthuung, wenigstens auf die Sonntage hoffen zu dürfen, die beiden Jüngsten aber waren in entschieden übler Laune. Um so mehr, als Eugen ihnen allerlei Aufträge mit nach der Stadt gab, Nachsendung von Büchern, Mappen, Bilderwerken, alle darauf berechnet, die Unterhaltung im Hause zu erhöhen und um Charitas zu gruppiren. Die Aussicht auf die Weihnachtsferien, wo sie den Gast noch daheim zu finden hofften, war zwar ein Trost, wollte aber in den Stunden des Abschieds nicht grade als beschwichtigend ver-

fangen. Jasmunda, gegen die sich beide aussprachen, lachte, und hatte ein ungeheures Vergnügen an dem verrätherischen Groll der jungen Männer.

Bald bestand der häusliche Kreis nur noch in vier Personen, den beiden ältern Damen, Charitas und Eugen, denn Friedrich's Rückkehr sollte sich noch auf einen Monat hinauszögern. — Daß mit Eugen eine Veränderung vorging, konnten die Frauen bald beobachten. Führte er sonst ein mehr für sich abgeschlossenes Leben in seinem Zimmer, und selbst im Familienkreise ohne ausgiebige Betheiligung an den Gesprächen, so ging er jetzt in ganz ungewohnter und ungekannter Weise aus sich heraus. Er hatte, wenn er erschien, immer etwas Anregendes für die Unterhaltung bereit, er brachte Bücher aus Friedrich's Schränken herbei, las vor und wußte an das Gelesene geistvolle Bemerkungen und Erörterungen zu knüpfen. Und Alles, was er las, sprach, darlegte, erklärte, war immer an Charitas gerichtet, sie erschien als der Mittelpunkt, nach dem Alles hinstrebte. Was er sonst selten und auf Verlangen oder Bitten niemals that, sein vortreffliches Clavierspiel hören zu lassen, dazu war er jetzt immer bereit, that es unaufgefordert. Da Charitas Musik sehr liebte, ohne selbst diese Kunst auszuüben, spielte er Stunden lang, wußte allen Zauber, allen Schmelz, alle wühlende Leidenschaft der Beethoven'schen Sonaten klingen zu lassen, und rief häufig Charitas herbei, um ihm die Blätter umzuwenden. Auch in der Sprache in Tönen schien er nur für sie jeden Ausdruck zu berechnen. So war er von früh bis spät der Gesellschafter der Frauen, und, wie sehr die Mutter auch über diese glückliche Wandlung erfreut war,

oft beanspruchte er ein größeres Maß von Gemeinsamkeit, als willkommen war, oder ihm gewährt werden konnte.

Denn Charitas hatte der Hausfrau endlich ausgesprochen, daß, wenn ihr Aufenthalt im Hause denn doch von Dauer sein sollte, sie eine Thätigkeit, eine Pflicht haben müsse. Sie konnte den Müssiggang, wie sie es nannte, des nur geputzt Dasitzens, Lesens, Stickens, selbst der besten Unterhaltung, nicht ertragen, sie wollte, um sich zu Hause zu fühlen, eine Thätigkeit, die ihr wirklich zu thun gäbe. Und sie bat und drang um so mehr darauf, als Eugen's Wesen ihr banger und banger zu machen anfing. Nun war freilich im Haus und in der Wirthschaft für jedes Geschäft gesorgt, jeder Dienst besetzt, indessen fand sich doch dies und jenes kleine Amt, das auf das junge Mädchen übertragen werden konnte. Sie wendete sich mit freudigem Eifer diesen Beschäftigungen zu, und fühlte sich geborgen, wenn sie sich dadurch auf Stunden gefesselt wußte. Damit war nun aber Eugen nicht nur nicht einverstanden, er eiferte und grollte dagegen, er wendete seine Heftigkeit gegen die Mutter und Jasmunda, er bereitete auch Charitas manchen peinlichen Auftritt. Denn auch als Liebender war Eugen nicht gefügig, nicht nachgebend, und eigentlich nicht liebenswürdig. Er fesselte, konnte glänzen und fortreißen, aber seine Herrschsucht, Eigenwilligkeit, sein Sonderlingswesen stellten sich auch da, wo er das Schönste und Beste seines Innenlebens darbrachte, hart und abstoßend in den Weg, und erschwerten den Verkehr mit ihm. Und hatte er dann durch Worte und Wesen weh gethan und verletzt, dann empfand er die Schuld vielleicht tiefer, als die Wunde schmerzte, die er geschlagen;

er wendete den Vorwurf gegen sich selbst, ohne sich doch überwinden zu können, ja meist ohne den Willen, ein Wort der Verzeihung nachzusuchen. Nicht der Ausdruck seines Gemüths, seiner Reue, sondern seine Begabung, die Bedeutung seiner Persönlichkeit mußte ihm Verzeihung eintragen.

Charitas konnte längst nicht mehr im Zweifel sein über seine Neigung, und fühlte sich in der bedrängtesten Lage. Zumal sie sich den Vorwurf machte, selbst mit hervorgerufen zu haben, was ihr jetzt Schrecken einflößte. Denn sie war ihm entgegengekommen, hatte, zwar ohne jede Absicht, und nur um Friedrich's Wunsch zu erfüllen, ihn aus sich selbst hervorzulocken gesucht, und schalt sich nun, daß sie zu weit gegangen. Und doch, ein herausforderndes Betragen konnte sie sich mit gutem Gewissen nicht schuld geben. Allein ein ahnungsvolles Bangen sagte ihr nun einmal, daß etwas heraudrohe, dem sie mit Angst und Zittern entgegen sah. — Unter solchen Umständen war es fast tröstlich, wenn Robert Sonntags eintraf, der zwar als eine ganz neutrale, aber dennoch ablenkende, und darum willkommene Persönlichkeit zu betrachten war. Freilich huldigte ihr der „Schönste" auch, und suchte ihr, wie und wo er es vermochte, seine Ergebenheit zu zeigen, allein er ließ sich bedeuten, beiseite- und im rechten Moment vorschieben, er war fügsam, gutmüthig, dankbar. Charitas war sehr vorsichtig im Herbeiziehen dieser Hülfeleistung, die ihr nur für gewisse Vermeidungen und Abwendungen Eugen gegenüber galt, und dem Helfer selbst wo möglich gar nicht zum Bewußtsein kommen sollte, allein es fand sich, daß Robert eine geheime Beziehung witterte, und diese mit Genugthuung zu seinen Gunsten

deutete. War er immer eine bescheidene Natur, die sich in allem Geistigen selbst den jüngeren Brüdern gern unterordnete, keine besondere Stellung in der Familie beanspruchte, so hob doch diesmal schon die Ahnung einer Bevorzugung durch Charitas sein Selbstgefühl, und es fehlte bei aller Vorsicht nicht an kleinen Anzeichen, die seinen glücklichen Wahn verriethen.

Eugen's Auge sah scharf, und was er an Robert entdeckte, versetzte ihn in einen fieberhaften Zustand. Es hätte sich kaum eine Persönlichkeit finden lassen, an der ihn diese Entdeckung furchtbarer berührte, als grade dieser sein Zwillingsbruder, und seine Eifersucht steigerte sich um so mehr, als ihm Robert auf jenem Balle schon einmal in den Weg getreten war. Was inzwischen an Gewicht für ihn verloren hatte, da er Robert für einen zu unbedeutenden Menschen hielt, trat jetzt wieder, und nun erst recht erschreckend vor seine Seele. Sein ganzes Innere bäumte sich vor Ingrimm bei dem Gedanken, daß grade Robert, und zwar mit Glück in die gleichen Schranken mit ihm treten sollte. Eine widerstrebende Regung entfernte ihn von jeher von diesem Bruder. Es war, als ob Form und Gehalt, die zugleich, aber getrennt in den Brüdern erschienen und erwachsen waren, sich unversöhnlich abstoßen wollten, da sie nicht in Eins verschmolzen sein konnten. Bei Robert äußerte es sich nur in Scheu und Gefühl der Fremdheit, ohne eigentlichen Widerwillen, bei dem Andern dagegen als bewußter Gegensatz in stolz herabsehender Geringschätzung. Dieses Gefühl aber konnte sich bis zum Haß steigern, wenn Beobachtung und Argwohn einen vollwichtigen Grund gefunden zu haben

glaubten. Eugen's Liebe hatte sich nicht in naturgemäßer, regelrechter Weise, wie die Blüthe aus der Knospe entwickelt, sie war plötzlich, und aus einem getrübten Element emporgesprungen. Ein Moment der Eifersucht hatte sie in's Leben gerufen, er war eher eifersüchtig gewesen, als er zum Bewußtsein seiner Neigung gekommen, und diese krankhafte Grundstimmung blieb seiner Leidenschaft, und machte sie gefährlich. Wenn nun ein Mensch wie Robert sich als begünstigter Rival betragen durfte, so war dies für ihn eine Beleidigung, die an Vernichtung grenzte, und zwar empfing er diese Beleidigung dann von Charitas selbst, die er für zu hoch gehalten, um zu glauben, ihr Herz könne sich so tief unter seinen Werth verirren.

Wie eine Wetterwolke hingen solche Grübeleien um Eugen's Stirn, sein Beobachten wurde für Charitas peinigend, die nur erst kleinen Anzeichen der wiedererwachenden Eifersucht, schon verstimmend zur Genüge. Doch sollte die Veranlassung zu einem heftigeren Ausbruch nicht lange warten lassen, denn eigentlich war für Eugen bereits Alles Veranlassung zur Unruhe.

Robert hatte einige Mistelzweige mit aus dem Walde gebracht, da Charitas von dieser Pflanze und ihrer Bedeutung im Volksmund, in Sagen und Märchen, öfter gelesen, sie aber niemals gesehen hatte. Die Zweige standen in einem Glase im Wohnzimmer, und Charitas, eben allein, hatte einen derselben in der Hand, um ihn näher zu betrachten, als Eugen eintrat. Er schien nicht in der besten Laune, und griff nach einem Buche, das auf der Console lag. Es waren Grimm's Volksmärchen, die von ihm sehr verehrt wurden.

Er blätterte nur und blickte zuweilen zu Charitas hinüber. Um doch ein Gespräch zu beginnen, fragte sie: „Wie hieß doch das Märchen von dem Jäger, dem der Mistelzweig zur Wünschelruthe wurde?"

Eugen fuhr zusammen. Die Frage schien ihm ihr Herz zu verrathen. Robert, der Jäger lebte darin, seine Gabe stand vor ihren Augen, an ihn nur dachte sie. Starr, mit wildfunkelnden Augen sah er sie an. Charitas, durch seinen Blick jetzt erst belehrt, daß in ihrer Frage etwas sein Mißtrauen Bestätigendes gelegen haben müsse, erschrak über ihre Unvorsichtigkeit, faßte sich aber und fragte so gelassen als möglich: „Was haben Sie, Herr Eugen, daß Sie mich so anstarren?"

„Und Sie sind doch eine Heuchlerin!" rief er mit vor Zorn bebender Stimme.

Charitas erhob sich.

„Herr Eugen," sagte sie, „schon der Ton, in dem Sie zu mir reden, ist unziemlich und beleidigend. Eine noch größere Beleidigung liegt in Ihren Worten. Was bewegt Sie, mich eine Heuchlerin zu schelten?"

„Sie lieben diesen Menschen — diesen Robert!" schrie er mit wildem Accent, „und haben mir geheuchelt —"

„Nichts habe ich Ihnen geheuchelt!" rief Charitas dazwischen. „Nichts hab' ich gesagt, gethan, nichts in meinem Betragen verschuldet, was Ihnen ein Recht geben könnte, so zu mir zu sprechen!"

„Aber ihn lieben Sie doch? Das gestehen Sie zu?" Eugen zitterte vor Wuth.

„Und wenn das wäre, stände Ihnen noch nicht die Befugniß zu, mir ein Geständniß abzufordern."

„Ich muß es erfahren, von Ihnen selbst will ich es hören, um zu wissen, wo ich hassen, wo ich verachten soll!“

„Sie häufen Beleidigung über Beleidigung, doch ich will Geduld mit Ihrem Zustande haben. Hören Sie denn: Ich liebe Ihren Bruder Robert nicht! Ich will überhaupt nicht, daß die Söhne dieses Hauses sich irgend welchen selbstgefälligen Einbildungen über mich hingeben. Ich wünsche, daß Sie mich ganz verstehen, und den Scharfsinn, den Sie sonst zu üben wissen, auch auf diese meine Mittheilung anwenden.“

Darin folgte ihr Eugen freilich nicht, da er in seiner Aufregung nur eins gehört hatte, nämlich, daß sie seinen Bruder nicht liebe. „Ich werde Sie beim Wort nehmen,“ rief er, „denn es bedarf noch des Beweises. Es ist gut jetzt.“ Damit wollte er das Gespräch abbrechen, und sich entfernen. Charitas aber nahm das Wort:

„Sie werden hierbleiben, Herr Eugen, und anhören, was ich noch zu sagen habe! Nachdem Sie gewagt, mir Unerhörtes zu sagen, verlange ich die Rede, nicht zu meiner Vertheidigung — denn ich fühle mich über einer solchen — ich verlange, daß Sie Ihr Unrecht vernehmen, und mir Genugthuung geben!“

Eugen sah sie in ruhiger, weiblicher Würde stehen, ihr Anblick wirkte wie ein Bann auf ihn, er blieb. Charitas aber, für die der Augenblick gekommen schien, sich innere und äußere Freiheit von ihm zu verschaffen, gälte es auch eine Kluft zwischen ihr und dem ganzen Hause aufzureißen, fuhr erregt fort:

„Wären Sie an Charakter ein Mann, wie Sie es an

Geist und Wissen sind, so würden sie auch weibliche Würde ehren, Sie würden nicht durch knabenhafte Herrschsucht ertrotzen wollen, was nur durch Beweise der Achtung zu erwerben ist. Als ich anfing in diesem Hause heimisch zu werden, und jedem der Familienglieder für freundliches Entgegenkommen dankbar sein konnte, waren Sie es allein, der meine Gegenwart ablehnte. Mir wurde der Wunsch nahe gelegt, Sie durch ein gelegentliches gutes Wort mit meinem Eindringen zu versöhnen — freiwillig würde ich das, wenigstens Ihnen gegenüber, nie gethan haben, denn Ihr Betragen machte den Versuch unerfreulich. Doch ich hatte Pflichten gegen dies Haus, und ich dachte gut genug von Ihrer Bildung, um ein Nähertreten zu wagen. Dies Wagniß hat sich an mir gerächt. Ich habe für guten Willen nichts als Bitterkeiten, lästige Ausbrüche einer zügellosen Heftigkeit und launenhafte Quälereien geerntet. Ueberdies ward mir die Beschämung, zu erkennen, daß Sie meinen guten Willen mißverstanden, ihm einen fremden Sinn untergelegt; Sie haben mir Beweise gegeben — diese Stunde zeigt es — daß in Ihnen leidenschaftliche Ansprüche erwacht sind. Ein Mann von Charakter würde sich in solcher Lage nicht wie ein verzogener Hausjohn betragen, dem Alles erlaubt ist, der sich in unberechenbarer Willkür jedem Gesetz der Lebensart entzieht. Die Bitterkeit, die Sie rücksichtslos austheilten, gebe ich hiermit zurück. Sie haben auch das Letzte bei mir verscherzt. Ich habe keine Achtung mehr vor Ihnen, weder als Mensch, noch als großer Geist, noch als Mann!"

Es war der Sprecherin, als müsse sie nach diesen Worten

das Zimmer verlassen, um Eugen die Gelegenheit zu weiterer Erörterung zu entziehen; allein, wie sie nicht wußte, woher ihr der Muth zu solcher Sprache gekommen, so war sie fast über sich selbst befremdet, daß sie blieb, und Besonnenheit genug hatte, bleiben zu können. Sie ließ sich am Fenster nieder, und nahm ihre Stickerei zur Hand.

Und Eugen, der mit Erstaunen Worte, Anklagen, Urtheile über sich anhören mußte, wie noch kein Mensch gegen ihn gewagt, Urtheile, die aus dem Munde dieser Anklägerin vernichtend für ihn waren, stand da wie erstarrt, keines Wortes fähig. Mächtiger als jemals aber war in diesem Augenblick der Eindruck des Mädchens auf ihn, er glaubte sie nie so groß, so schön, so bedeutend gesehen zu haben. Und nun von ihr so entschieden verworfen zu werden, diese Gewißheit lähmte plötzlich alle seine Stachelgeister. Aber das Gefühl der Demüthigung raubte ihm doch noch nicht die letzte Hoffnung, denn in dieser Stunde empfand er zugleich erst, wie stark seine Neigung sei. Trotz alles Hochmuths mußte er doch erkennen, daß Charitas Recht habe, und zwischen machtlosem Zorn und Zerknirschung suchte er vergeblich nach einem vermittelnden Worte. Aber auch er blieb, warf sich entfernt von Charitas in einen Lehnsessel, und starrte schweigend durch das Fenster. — Geraume Zeit verging, beide schienen verstummt, es war eine lange, tiefe Stille im Zimmer. Da machte Eugen eine Bewegung, und leise, mit fast gebrochener Stimme fragte er: „Giebt es ein Mittel, mir Ihre Achtung wieder zu erwerben?“

Charitas antwortete nicht gleich. Dann in gleichgültig kaltem Tone sagte sie, denn sie wollte kein begütigendes

Einlenken: „Für Sie wohl nicht. Sie würden von vorn anfangen müssen, und sind in Ihrem Selbstbewußtsein schon zu weit vorgeschritten, um das noch zu können."

„Sie wissen zu vergelten!" entgegnete er. — Und wieder nach einer Pause: „Wer sein Unrecht einsieht, hat von jeher ein Recht auf Verzeihung gehabt."

„Immer noch Rechte!" fiel Charitas mit Hohn ein. „Aus jedem Unrecht selbst wissen Sie für sich ein neues Recht zu folgern! Enden Sie dies Gespräch, das für mich jedes Interesse entbehrt!"

In diesem Augenblick wurde die Thür leise, ganz leise geöffnet, als ob ein Dieb sich einschleichen wollte, und ein pfirsichfarbenes Schleifenpaar lauschte herein, um erschreckt beinahe wieder zurückzuschlüpfen. Allein die Trägerin der Schleifen, deren Mienen gar nicht mit der heitern Farbe ihres Bandes übereinstimmten, trat denn doch ein und wechselte, bei der Absicht, ganz unbefangen zu scheinen, erst recht verlegen forschende Blicke zwischen Eugen und Charitas. Denn Jasmunda's Gewissen war nicht rein, sie fühlte sich, obgleich die Eindringende, ertappt, denn sie hatte gelauscht. Sie hatte den Wortwechsel gehört, als sie das Zimmer betreten wollte, und war an der Thür stehen geblieben. Und als es nun stiller geworden, und nach ihrer Ansicht Eins von Beiden das Feld verlassen haben mußte, wagte sie den Eintritt, immer noch halb zögernd und — war erstaunt, Beide noch beisammen zu finden. Charitas erhob sich. „Sie rufen mich sicherlich ab?" begann sie. „Die Hausfrau hat wohl etwas für mich zu thun."

Jasmunda nickte, da sie des Mädchens Absicht verstand,

und Charitas verließ das Zimmer. — Das Fräulein streifte den noch immer stumm Dasitzenden mit einem Seitenblick, und räusperte sich ausdrucksvoll. Eugen erhob sich schnell und ging ebenfalls hinaus. Und so schritt Jasmunda nun allein über die Scene hin, und ließ in Gedanken das erlauschte Gespräch, halb in Bewunderung, halb in Mitleid an sich vorübergehen. Und dann sagte sie sich, daß dies noch kein Ende, daß es vielleicht erst der Anfang ernsterer Verwicklungen sein werde. Jasmunda seufzte tief auf, und schüttelte das Haupt, denn sie liebte alle Familienmitglieder sehr, und darum auch Eugen, wenn sie gleich alle seine Schwächen und Fehler eingestand. Es versteht sich, daß die abendlichen Spätgespräche zwischen ihr und der Hausfrau das Thema von Eugen's Neigung schon reichlich behandelt hatten. Daß sie ihm eine treffliche Frau wünschten, und sehr zufrieden gewesen wären, wenn ein Mädchen, wie Charitas, ihm ihre Hand reichen wollte, darüber waren die Freundinnen einig, aber sie waren es auch darüber, daß Eugen kaum geeignet sei, glücklich zu machen, und daß es für Charitas somit kein Glück wäre, wenn sie sich wirklich gewinnen ließe. Sie liebten auch das junge Mädchen, und konnten eine Verbindung zwischen ihr und Eugen nicht wünschen. Nun war auch noch Robert in die Verwicklung eingetreten. Daß für ihn nichts zu hoffen war, hatte Jasmunda vernommen, doch brauchte es dessen kaum. Denn längst hatte sie der Hausfrau ihre Ansicht ausgesprochen, daß dieser junge Mann sich beruhigen werde, und noch überall die schönste, liebenswürdigste und reichste Frau bekommen könne. Allein der Augenblick schien irgend eine

Hülfe, Abwendung, kurz irgend eine Thätigkeit zu verlangen, und so begab sich Jasmunda in die Frauengemächer, und irrte nicht in der Erwartung, die Hausfrau und Charitas in einem Gespräch zu finden, welches sie der Mittheilung dessen, was sie erlauscht hatte, überhob.

Man nahm an, Eugen werde Abends auf seinem Zimmer bleiben, werde seine Abreise ankündigen. Allein er erschien am Familientisch, äußerte nichts dergleichen, war nur schweigsamer als seither, und trug somit wenig zur Unterhaltung bei. Die vier Personen saßen in oft lange anhaltendem Verstummen um die Lampe. Da diese Lage drückend wurde, griff Jasmunda nach dem Märchenbuche, das noch auf dem Tische lag, und begann dies und jenes vorzulesen. Da traf sie auf das Märchen „Rumpelstilzchen".

„Liebes Kind," nahm die Mutter zu Charitas gewendet das Wort, „irre ich mich, oder führtest Du als kleines Ding zu Hause den Beinamen Rumpelstilzchen? Ich weiß nicht, wie es zuging, der Name ist mir, seit ich mit Dir anknüpfte, plötzlich aufgetaucht."

Charitas lächelte. „Es ist so," entgegnete sie. „Da ich die Verse des Kobolds aus dem Märchen, das mir besonders gefiel, immer im Munde führte, nannte mich meine Mutter im Scherz gern so. Ich war lange an den Namen gewöhnt, habe in der Kindheit sogar Briefe damit unterschrieben." —

Die nächsten Wochen vergingen still und ohne Aufregung. Eugen sprach nicht von Rückkehr in die Stadt, erleichterte aber den Frauen den Verkehr durch ein ganz ungewöhnlich gehaltenes und ruhiges Wesen. Er schien innerlich an sich zu arbeiten, man sah ihm die Gewalt an, mit der er sich

bezwang, den Kampf zwischen tiefer Demüthigung und festem Willen, die gute Meinung für sich zu gewinnen. Noch wagte er kaum, sich Charitas in früherer Weise zu nähern, doch suchte er nach und nach wieder aufzunehmen, was ihr sonst Freude zu machen schien, die Musik und mancherlei Lectüre. Es lag wie ein Schleier über seinem ganzen Wesen, unter dessen Hülle das geheimnißvolle Arbeiten seiner Natur nur hin und wieder hervorzuckte. Denn im Stillen glaubte er nicht, daß es Charitas völliger Ernst gewesen mit ihrem vernichtenden Abweis, er hielt es mehr für einen Schreckschuß, der ihn strafend mahnen sollte. Und da Charitas, bei seiner jetzt gesetzteren Art des Verkehrs, nicht umhin konnte, gegen ihn, den täglichen Hausgenossen, den Sohn ihrer Gastfreundin, die gesellschaftlichen Formen, wenn auch etwas straff, festzuhalten, hoffte er um so mehr auf Versöhnung, als es ihm undenkbar erschien, durchaus verworfen zu werden.

Inzwischen war der Winter über Nacht gekommen, und ein Novembermorgen zeigte Felder und Gärten mit Schnee bedeckt, während die Flocken unaufhörlich durch die Luft wirbelten. Man blieb auch in solchen Zeiten nicht ohne Geselligkeit. Eines Sonntags war das Haus besonders lebendig. Die Familie Bär, Vater, Mutter, Söhne und Töchter, der benachbarte Pfarrer, ebenfalls mit Gattin und zwei Töchtern, hatten sich freundschaftlich eingestellt. Die junge Welt trieb im Saal ihr Wesen, die Fräulein von Bär sangen Duos am Clavier, man lachte und tanzte dazwischen. Robert schien bei Virginie von Bär sehr günstig angeschrieben zu sein, was doch auch nicht ohne Eindruck

auf ihn blieb. — Plötzlich hieß es, wir wollen in diesem Winter Komödie spielen! Im Bär'schen Hause war man auf dergleichen eingerichtet, und die jungen Herren und Damen zählten all den Vorrath von Garderobe und sonstigen Requisiten auf, der sich von Alters her bei ihnen angesammelt. Das Thema wurde mit Leidenschaft ergriffen, und man ging die Reihe der Stücke durch, die sich etwa zur Darstellung eignen würden. Doch konnte man sich nicht einigen, hier schienen zu viel, dort zu wenig Personen, ein Stück war langweilig, das andere unsinnig, das dritte zu lang, das vierte hatte gar zu viel alte Rollen.

Da wendete sich Liesbeth, die Tochter des Pfarrers, zu Eugen, der wenig betheiligt in dem lustigen Kreise saß.

„Herr Eugen, Sie sollten uns selbst ein Stück schreiben! Daß Sie das sehr schön können, haben Sie schon bei der Hochzeit ihres Freundes N. mit Pauline Bär bewiesen, wo wir auch etwas von Ihnen aufführten."

Sogleich stürmte der ganze Chor auf Eugen ein, Beifall klatschend, bittend, Schmeicheleien auskramend, und, wie es schien, sich den schönsten Erfolg versprechend. Er zuckte zwar nur die Achseln, wollte nichts versprechen, wehrte ab, allein man nahm seine Einwilligung als Thatsache an, und kam den Abend über immer wieder darauf zurück. Eugen hatte bei all diesen Bestürmungen Charitas oft fragend angesehen. Sie aber, die kein Interesse an dem allgemeinen Wunsch verrieth, schwieg, und wußte sich seinen Blicken zu entziehen.

In den nächsten Wochen war Eugen viel in seinem Zimmer beschäftigt, erschien fast nur zu den gemeinsamen Mahlzeiten, schränkte selbst die abendlichen Gesellschaftsstunden

mit den Damen ein. Wenn er aber kam, zeigte sein Wesen eine gewisse Zufriedenheit, zuweilen sogar Heiterkeit. Die Mutter und Jasmunda waren voll freudiger Beobachtung dieser neuen Wandlung, Charitas selbst mußte sich bekennen, daß er sich erstaunlich zu seinem Vortheil verändert habe, und erinnerte sich um so weniger gern an die harten Worte, die sie ihm einst gesagt.

Es war schon in den ersten Decembertagen, als man sich Sonntags zu einem Besuch bei der Familie des Pfarrers rüstete. Als wär' es so verabredet, traf die Bär'sche Jugend auch ein, und es dauerte nicht lange, so ging es über Eugen her, ob er denn nicht Anstalten machen wolle zur neuen Komödie. Er hielt die Dränger lange hin. Endlich zog er ein Manuscript aus der Tasche, mit der Frage, ob man einen Versuch anhören wolle? Mit Freudengeschrei wurde sie aufgenommen. Man rückte sofort Stühle, schloß und drängte sich im Kreise zusammen, in großer Spannung dessen, was da kommen werde. — Eugen las den Titel — ein schallendes Gelächter antwortete ihm. Darauf war er gefaßt, Niemand aber auf diesen Titel, noch ahnte man, was er zu bedeuten habe. Eugen's Stück war benannt: „Rumpelstilzchen". Charitas erschrak ein wenig, sie ahnte, daß nun noch manche andere, nur ihr verständliche Beziehung kommen werde, und sah dem Vortrag nicht ohne Besorgniß entgegen. Allein diese verlor sich mehr und mehr während des Anhörens, und mit wirklicher und immer wachsender Theilnahme verfolgte sie die Dichtung. Eugen hatte seine ganze poetische Begabung eingesetzt, und aus dem freilich sehr veränderten Volksmärchen ein dramatisches Spiel ge-

macht, anziehend, liebenswürdig, voll von Humor, und mit technischem Geschick auf einen bestimmten Kreis berechnet.

Da war ein alter König, der, wie es sich für einen Märchenkönig schickt, immer mit Purpurmantel, Krone und Scepter einherging, und, auf der Jagd verirrt, mit seinem Prinzen und dem Kanzler auf einer Mühle Zuflucht findet. Der Müller, nebst Frau und Töchtern, bewirthet die vornehmen Gäste, und wie der König ihn über seine Familie ausfragt, sagt er von seiner Tochter Gunhilde, das sei ein Mädchen, das aus Stroh eitel Gold spinnen könne. Der Kanzler macht große Augen zu dieser Eröffnung, denn er wittert ein Mittel, den zerrütteten Finanzen des Reichs durch die Kunst der Müllerstochter aufzuhelfen, und überredet den König das Mädchen mitzunehmen und einen Versuch mit ihrer Fertigkeit anzustellen. Der König geht darauf ein, und auch dem Prinzen kann nichts Lieberes geschehen, denn er brennt im Herzen bereits lichterloh für die hübsche Gunhilde. So scheidet das Mädchen von ihren Eltern, und in der nächsten Scene ist sie schon am Hofe. Man sperrt sie in ein Zimmer, giebt ihr eine Spindel und ein Bund Stroh, das soll sie zu Gold spinnen, und wenn sie das nicht kann, so muß sie sterben. Da sitzt nun die Müllerstochter und weiß sich keinen Rath, denn sie kann gar nicht Stroh zu eitel Gold spinnen, und ihres Vaters Wort war anders gemeint. Und wie sie nun einsam trauert, da schleicht es herein zu ihr, daß sie meint, man wolle sie schon zum Sterben abholen. Aber es ist der Prinz, der ihr zu sagen kommt, wie sehr er sie liebe, und daß sie nicht um ihren Tod sorgen solle, denn er werde sie schützen. Nicht lange aber sind sie

allein, so schleicht wieder was herbei. Diesmal ist's der Herr Kanzler, der sie belauschen will, wie sie Stroh zu eitel Gold spinnt. Jetzt findet er den fremden Vogel bei ihr und noch nichts gesponnen, und da er eine Art von komischem Ungeheuer ist, so macht er dem Mädchen doppelt Angst, nimmt den Prinzen mit sich, und schließt sie doppelt ein. Nun glaubt das Mädchen, es sei aus mit ihr, aber zum dritten Mal kommt was hereingeschlichen. Es ist nichts Menschliches und sie fürchtet sich vor dem hübschen Kobold. Was giebst du mir, sagt er, so spinne ich dir über Nacht das Stroh zu Gold! Sie bietet ihm ihre Perlenschnur, dann ihren Fingerring, aber das ist Alles nicht genug. Versprich mir, sagt der Kobold, wenn du Königin bist, das Liebste, was du hast! — Warum nicht? denkt das Mädchen, Königin werd' ich doch nicht, wenn ich nur jetzt vom Tode loskomme, kann ich ja versprechen, was er will! Das thut sie, und um den Preis ist der Waldgeist bereit, ihr zu helfen. Sing' mir ein Lied, derweil ich spinne! Und während Gunhilde singt und der Kobold spinnt, geht der erste Act zu Ende. — Des andern Tages ist die Verwunderung groß, denn der König sieht das Stroh wirklich zu Gold gesponnen. Da der Prinz erklärt, daß er nie eine andere Gemahlin nehmen werde, als Gunhilde, denkt der König: Eine reichere Schwiegertochter kann ich in allen Landen nicht bekommen, und spinnen soll sie mir alles Stroh, was in meinem Lande wächst. So wird die Trauung gleich vollzogen, und der Prinz wird zum Mitkönig seines Herrn Vaters gemacht. Nun ist die Freude groß, denn Gunhilde liebt den jungen König sehr, und denkt nicht an das, was

sie versprochen. Wie sie aber allein ist, kommt der Kobold und mahnt sie an seinen Lohn. Sie müsse ihm jetzt ihren jungen Gemahl lassen, und in einer Stunde werde er todt sein. Da jammert und bittet die Königin, und fällt dem Geist zu Füßen, und endlich dauert sie ihn, und er sagt: Drei Tage will ich dir Zeit lassen. Wenn du bis dahin meinen Namen weißt, so sollst du deinen Gatten behalten. — Nun kommen im dritten Act der Müller und seine Frau, nebst der andern Tochter an den Hof, und freuen sich, daß Gunhilde Königin geworden. Die aber ist in großen Aengsten, denn alle Boten, die sie ausgesendet, kehren zurück und können keine Nachricht geben von einem Männlein, wie es Nachts im Schlosse aus- und eingegangen. Jetzt erfährt auch der König die ganze Geschichte, daß seine Schwiegertochter nicht selbst Stroh zu Gold spinnen könne, und in seinem Zorne droht er auch ihr den Tod, wenn sie den Namen des Kobolds, der Stroh zu Gold spinnen könne, nicht ausfindig mache. — Da kommt endlich noch ein Knappe, der meldet der Königin, er habe im Walde ein Männlein gesehen, das springe umher und singe dabei immerzu:

Was mich das freut, daß Niemand weiß,
Daß ich Rumpelstilzchen heiß'!

Das könnt' er wohl sein, denkt die Königin, und merkt sich den Namen, und faßt wieder Muth. Nicht lange, so kommt der König und all sein Hof, denn der dritte Tag ist um, und es handelt sich um Leben oder Sterben der Königin. Gleich ist auch das Männlein da und fragt: Wie heiß ich? — Die Königin hält ihn erst hin mit allerlei schnurrigen Namen, und immer schüttelt der Kobold den

Kopf und sagt, so heiß ich nicht. Da fragt die Königin: Heißest du etwa Rumpelstilzchen? Da gehen plötzlich lauter grüne, rothe und blaue Lichter auf, daß Alles in Herrlichkeit strahlt, denn der Name ist gefunden. Rumpelstilzchen ist ein hülfreicher und guter Geist, und weiß die Königin vor dem alten Herrn König so herauszustreichen, daß er sich mit seiner Schwiegertochter versöhnt, und Alles endet so gut, wie es in einem hübschen Märchen zu Ende gehen muß. So hatte Eugen das Volksmärchen behandelt.

Spannung, Gelächter, Beifall begleiteten seine Vorlesung. Jeder sah sich bereits in dieser oder jener Rolle, und Mancher hätte am liebsten alle beide und noch eine dritte dazu genommen. Das Stück war nicht zu lang, es fehlte auch nicht an Musik und Liedern, der phantastische Stoff gab Aussicht auf entzückendes Kostüm. Man fühlte sich nach jeder Seite hin befriedigt und angeregt. — Nun aber ging es an das Vertheilen der Rollen. Nach einigem Hin und Wieder trat Eugen dictatorisch auf, bestimmte das Personal, wie er es sich gedacht, und man war im Ganzen damit zufrieden. Die sehr zierliche Liesbeth wurde zur Müllerstochter und Prinzessin erkoren, Virginie von Bär, eine etwas rüstige Landschönheit, zur Müllersfrau, die Schwestern der beiden Genannten fanden auch ihre Rollen. Robert erhielt den Müller, die beiden jungen Herren v. Bär theilten sich in den alten König und den Prinzen, für Sigismund ward ein Knappe zurückgelegt, und von dem Admiral versprach man sich Großes in der Rolle des alten scheußlichen Ministers. Es war für Alle gesorgt.

„Aber die Titelrolle? Der Träger des Stückes? Wer giebt den Kobold?" so rief man endlich von allen Seiten.

Eugen sah zögernd zu Charitas hinüber. Darauf war sie nicht gefaßt, sie hatte geglaubt und gehofft, ganz aus dem Spiel zu bleiben, so sehr ihr die Dichtung gefiel. Aller Blicke lenkten sich Eugen's Augen nach, und ein: „Ah! Oh! Ja!" wurde hier und da gehört. „Es wäre sehr gütig," begann Eugen fast schüchtern, „wenn Fräulein Charitas uns unterstützen wollte!"

Nun hatte Eugen freilich aus dem Koboldsmännlein des Volksmärchens einen sehr reizenden Geist gemacht, eine Art Puck oder Ariel, so daß jede der jungen Damen sich wohl zur Uebernahme dieser Rolle entschlossen hätte. Allein Charitas hatte sich niemals in dergleichen versucht, und es überkam sie eine große Verlegenheit. Man drang auf sie ein, bat, bestürmte; man hoffte, sie werde durch ihre Weigerung doch nicht das Spiel verderben. Was sollte sie machen? Trotz des heftigsten innern Widerstrebens, nur um den Chor ihrer Bedränger los zu werden, gab sie nach, und verstand sich zu dem Kobold. — Eugen hatte kaum mitgebeten, sondern nur mit Befangenheit beobachtet. Jetzt aber leuchteten seine Augen auf, es war, als ob ein höchstes Glück ihn plötzlich erfüllte. — Im allgemeinen Rathe ward die Aufführung auf den Dreikönigsabend angesetzt. Man hatte also Zeit zum Probiren. Eugen erklärte, daß er sein Manuscript in den Händen der Gesellschaft lasse, da er demnächst nach der Hauptstadt reise, um jedoch vor Weihnachten zurückzukehren. Inzwischen möge Jeder seine Rolle lernen, damit das Einüben dann um so rascher vor sich gehen könne.

Daß Eugen reisen wolle war seinen nächsten Angehörigen etwas Neues. Allein der Hausfrau war es recht, sie konnte

ihm allerlei Aufträge mitgeben, denn Weihnachten nahte heran. Wirklich rüstete er sich schon an einem der nächsten Tage. Ehe er Abschied nahm, überreichte er Charitas noch eine saubere Abschrift seines Werkes, damit sie ihre Rolle mit Bequemlichkeit übersehen könne. Sie nahm das Manuscript mit Widerstreben. Zwar wollte sie ihren Beifall nicht verhehlen, aber sie sprach die Bedenken, sich selbst an der Darstellung zu betheiligen, offen aus, und hätte gar zu gern ihre Einwilligung zurückgenommen. Leider aber hatte Eugen diesmal an Jasmunda eine Bundesgenossin, welche ihr Muth zu machen suchte, und ihr die Rolle selbst einzustudiren versprach. Charitas schüttelte seufzend das Haupt, und versprach sich nicht viel Gutes. Sah sie doch, daß Eugen seine Hoffnungen für sich noch nicht aufgegeben, und vielleicht neue an ihre Theilnahme knüpfte. Sie hatte es vermieden, mit ihm allein zu sprechen. Allein kurz vor seiner Abreise erfaßte er glücklich einen Moment, da sie ihm nicht ausweichen konnte.

„Nur eine Frage!“ rief er. „Fürchten Sie nichts! Sie haben mir einst sehr harte Worte gesagt, deren furchtbarer Klang niemals aus meinem Gedächtniß kommen wird. Halten Sie jene Anklage, halten Sie jene Worte, die mich bei Ihnen aller Achtung baar erklärten, noch in aller Schwere fest?“

„Ich weiß, daß ich zu hart gewesen,“ entgegnete Charitas, „und bereue es längst. Sie zeigen, daß Sie sich beherrschen können, ich rechne es Ihnen hoch an. Meine Achtung haben Sie sich wieder erworben, und werden darin steigen, wenn Sie fortfahren, sich zu überwinden.“

Nach diesen Worten wendete sie sich schnell, und verließ ihn, denn diesmal fühlte sie nicht jenen Muth, sich einer längern Erörterung mit ihm auszusetzen.

Eugen war abgereist und Charitas athmete freier. Das Manuscript lag im Wohnzimmer, unberührt von ihr, dagegen viel studirt von Jasmunda, die es schon fast auswendig konnte. Es folgten stille Tage. Die drei Damen saßen eifrig bei der Handarbeit, nähten für die Dorfkinder und Armen, welchen stets zu Weihnachten eine festliche Bescheerung bereitet wurde. Denn auf Stickereien und sonstige Arbeiten für die erwachsenen Söhne ließ sich die Mutter nicht mehr ein, da, wie sie sagte, Alles schöner und praktischer zu kaufen sei, als sie es leisten könnte. Bei diesen stillen Geschäften, wobei sie mit Eifer hülfreich war, fühlte sich Charitas zum ersten Mal ganz frei und behaglich im Hause, sie war heiterer als die ältern Damen sie bisher gekannt. Herr Stumpf, der besonders vor Eugen eine ehrfurchtsvolle Scheu hegte, und während der Anwesenheit desselben sehr in den Hintergrund trat, wurde jetzt Abends wieder mehr der Gesellschafter der Frauen. Er übernahm die Rolle des Vorlesers, obgleich sein eintöniges Pathos oft recht ermüdend wirkte.

So ließ er eines Abends, mit dem Winterwind, der um die Fenster heulte, um die Wette seine hohlen Perioden ausklingen, als das Anfahren eines Wagens hörbar wurde. „Das muß unser Friedrich sein!“ rief die Mutter und erhob sich schnell. Charitas zuckte zusammen und stach sich mit der Nadel in den Finger, daß ein Tropfen Blut hervorquoll. Wenige Augenblicke darauf trat Friedrich ein, vom Will-

kommensruf begrüßt, winterlich frisch, aber heiter, umarmte die Mutter, schüttelte den Uebrigen herzhaft die Hand, und so auch dem jungen Mädchen, das mit hochklopfendem Herzen seinen Gruß erwiederte. Er kam unerwartet, da er seine Ankunft nicht genau hatte bestimmen können. Nun gab es viel zu erzählen. Lange und schwierige Geschäfte waren abgewickelt, eine alte Rechtsangelegenheit günstig entschieden. Er hatte Eugen in der Hauptstadt noch gesprochen, wußte einige Tollheiten vom Admiral zum Besten zu geben, und berichtete von dem günstigen Eindruck, den er von dem Studiosus mitgenommen. Zum Schluß hatte er eine Nachricht aufbewahrt, welche die Mutter freudig begrüßte, da sie daran manche gute Erwartung knüpfte. Friedrich hatte sich ein Gut gekauft, nach dem er lange schon getrachtet, nur zwei Stunden von dem Familiengute. Er selbst schien sehr beglückt dadurch, und so wurde durch seine Stimmung auch die der Andern erhöht. — Und nun wandte er sich ganz heiter und vertraulich an Charitas, fragte, wie sie gelebt, und ob sie sich mit der Zeit im Hause zurecht gefunden? Um ihr die Antwort zu ersparen, nahm die Hausfrau ihre Hand, nannte sie ihr liebes Kind, rühmte ihre Bravheit, und zählte scherzend alle die Geschäfte auf, die sie im Hause und in der Wirthschaft übernommen. Man trennte sich heute später als sonst, Charitas in dem Gefühl einer freudigen Sicherheit, als sei sie nun geschützt gegen alle Fährlichkeiten, die sie etwa in ihrer Umgebung noch besorgt hatte.

Es versteht sich, daß Friedrich schon am folgenden Tage in einer Privatconferenz von den ältern Damen eingeweiht wurde in die durch Eugen hervorgerufenen Wirren. Er

stutzte doch ein wenig. Dann begann er: „Und Ihr glaubt, Sie habe keine Neigung zu ihm? Darauf kommt denn doch Alles an."

„Gar keine!" sagte die Mutter, „ich weiß es aus ihrem eigenen Munde. Eugen hat nichts zu hoffen. Und es ist gut so, ich kann es gar nicht anders wünschen, so sehr mich sein Zustand betrübt."

„Also der auch!" meinte Friedrich nachdenklich.

„Ach!" rief die Hausfrau, und sie mußte trotz ihrer Betrübniß lachen, „es ist damit noch nicht genug! Robert fängt auch an, sich Illusionen hinzugeben. Es ist als ob, seit der Jüngste es Euch vorgemacht, Alle der Reihe nach und von unten herauf ihr Herz an das Mädchen verlieren wollten! Aber die weiß Haltung zu bewahren, und läßt sich von dem abscheulichen Männervolk nicht verwirren. Sie ist mir lieb wie meine Tochter, und ich bin schon bereit, für sie selbst gegen meine Söhne Partei zu nehmen."

Jasmunda nickte beistimmend, und drohte aus irgend einem Grunde dem einzigen Vertreter des Männervolkes in ihrer Dreizahl schalkhaft mit dem Finger.

„Nun," meinte Friedrich, „die Verwirrung wird sich lösen lassen, und wie schwer es ihn ankommen mag, Eugen wird sich zu fassen wissen. Er hat noch keine ernste Erfahrung gemacht, um so bitterer mag sie sein heftiges Naturell empfinden. Schließlich aber kann eine solche Enttäuschung grade ihm zu größerm Vortheil werden, als wenn auch diesmal Alles nach seinem Wunsch und Willen gegangen wäre!"

Die Wintertage verschärften sich, der Schnee lag hoch und fest, und von Dorf zu Dorf glitten die Schlitten über

die weiße Diele. Eines Abends machte Friedrich den Vorschlag, die Damen am nächsten Tage im Schlitten nach seinem neuen Besitzthum zu fahren. Der Pächter, in dessen Händen das Gut noch den Winter über geblieben, gehörte mit seiner Familie zwar zu den Bekannten des Hauses, doch waren die Damen mit der Oertlichkeit dort nur wenig vertraut. Wirklich lenkte Friedrich am andern Morgen seine Rappen über die Schneefläche, und die drei weiblichen Insassen des leichten Gefährtes flogen, in Pelze gehüllt, durch Felder und Wald. Es war ein strahlender Wintertag, die Luft blau und sonnig, zartgefärbte Schatten um Hügel und Hohlwege, schimmerndes Schneegefunkel in den dunkeln Kiefernwipfeln. Vor dem Schellengeläute und jeweiligen Peitschenknall, der weit durch den Wald hallte, flogen die Krähen mit Geschrei auf, aber für Charitas war das heute kein Mißklang, ihr Herz lachte und ihre Augen glänzten. Wie war die Winterwelt, die sie bisher nur in den Straßen der Hauptstadt gekannt, wie war sie hier draußen so schön, so prächtig, so belebend! Das war nicht der dumpfe Eishauch, der in die geschlossenen Räume trieb, das war kräftige Luft, die zum fröhlichen Widerstand herausforderte, das war freier Odem der Natur, die selbst, wo sie unter der Hülle ausruhte, noch wie in feierlicher Herrlichkeit glänzte. Ein unnennbares Gefühl der Freude überkam die junge Mädchenseele, sie hätte aufjubeln mögen, und wäre einverstanden gewesen, wenn der lachende Rosselenker sie so zur Fahrt um die Welt mitgenommen hätte. Aber schon ging es durch ein Hofthor, und der Schlitten hielt vor einem Hause, das sich auch zwischen seinen jetzt kahlen Baum-

wipfeln noch sehr stattlich und angenehm darstellte. Die Bewohner hießen sie bestens willkommen, behielten ihre Gäste zu Tische, und wußten ihnen die Stunden angenehm zu machen. Der Pächter hatte selbst in der Gegend gekauft, wurde also nicht von seinen künftigen Hinaustreibern heimgesucht, und zeigte sich sehr guter Laune. Er war noch ein junger Mann, frisch und jugendlich, auch die Frau, und ebenso frisch und gesund die Kinderschaar, von der ein paar starke rothbäckige Buben sich schnell an Charitas anschlossen. Nach Tische wurde ein Spaziergang vorgeschlagen, denn Friedrich wollte den Damen dies und jenes zeigen. Schon hatte man einen Weg zurückgelegt, als Friedrich noch zu einer bewachsenen Anhöhe hinlenkte, wo ein hübscher Blick in's Freie sei, ein Platz, den er künftig noch besser einrichten wollte. Man hatte nicht viel Lust zu der Ersteigung, zumal kein Pfad in den tiefen Schnee getreten war.

„Ei was!" rief Friedrich, „unsere junge Dame hat gewiß Muth, mit mir zu gehen!" Er reichte Charitas den Arm, den sie ohne Bedenken annahm. So wateten sie im Schnee den Hügel hinauf. Nicht allein, denn die beiden Knaben des Pächters waren mit ihnen gelaufen und tummelten sich um sie her. Oben angelangt, fand man die Aussicht sehr verwachsen, allein Friedrich zeigte seiner Begleiterin, wie und wo er hier Neuerungen vornehmen, ausholzen und Ruhebänke anlegen lassen wolle, um die Fernsicht wieder zu gewinnen. Plötzlich ließ er die Augen am Boden haften, stöberte im Schnee und sagte: „Sieh' da, hier kommen Christblumen!" Er bückte sich, und legte mit der Hand die Pflanze vom Schnee frei.

„Christblumen?“ fragte Charitas. Sie hatte noch nichts von dieser Blüthe gehört, die, eins der wenigen Kinder des Winters, trotz seines frostigen Anhauches um Weihnachten ihre zarten Alabasterkronen durch die Schneedecke entfaltet. Es waren nur erst graugrüne Knospen. Friedrich gab ihr Auskunft, und meinte, sie würden zum Feste wohl erschlossen sein. Während Charitas in Gedanken versunken noch auf das ihr neue Naturgebilde blickte, und ihr Begleiter, die Pflanze zum Schutze wieder mit leichtem Schnee bedeckte, wurde das Mädchen plötzlich vom einem Schneeball getroffen, welchem schnell ein zweiter folgte. Sie wendete sich, und als sie sah, wie die beiden Buben sich schon zu einer neuen Kanonade rüsteten, griff sie mit erwachendem Uebermuth ebenfalls in den Schnee, um die Angreifer zu bestrafen. Die aber hatten sie grade in den Kampf locken wollen, und nun begann ein Jagen und Schneeballen, welchem Friedrich belustigt zusah. Jetzt holte Charitas mit einem tüchtigen Ball aus, aber der kampfgeübte Bube wußte ihr auszuweichen, und das Wurfgeschoß flog auf Friedrich los, vor dessen Brust die Spuren wie ein großer fürstlicher Ordensstern festsaßen. „Bravo!“ rief er lachend. „Sie wissen zu zielen!“

Charitas stand beschämt und erröthend, jetzt wehrlos den jugendlichen Unbänden als Zielscheibe ausgesetzt. „Holla, Ihr perfides Gelichter!“ wendete sich Friedrich an die Buben, „seht Ihr nicht, daß Waffenstillstand geboten wird?“ Er jagte sie den Hügel hinunter und reichte Charitas den Arm. Sie bat um Verzeihung für die Kinderei. „Man muß sich nicht schämen, auch einmal kindlich lustig zu sein,“ meinte

Friedrich. „Noch dazu im Freien! Sie sollen selbst zufrieden sein, daß Sie, obgleich zwischen Häusermauern aufgewachsen, sich so viel gesunde Natur bewahrt haben, um sich einmal mit ein paar wilden Jungen im Schnee zu tummeln. Steckt doch darin oft mehr Lebenspoesie, als in hundert Büchern, und mehr kräftige Anregung, als in geistreichen Gesprächen. Ich habe Ihre große Vaterstadt in diesem Winter seit lange einmal wieder kennen gelernt, und müßte ein Stockbauer sein, wenn alle die Culturelemente, Kunst, Schauspiel, gedankenreicher Verkehr, eindruckslos an mir vorüber gegangen wären. Denn auch wie hier draußen, hängen wir noch sehr an unserer Natur, an unserm ländlichen Grund und Boden, sind Culturmenschen, sind mit unserm bedürfnißvollen Dasein an das hochgeschraubte städtische Leben gekettet. Und doch freute ich mich, wenn ich in den Straßen einmal zwei Schuljungen begegnete, die ihre Mappen von sich warfen, und ihre Feindschaft gegen einander mit den Fäusten ausmachten. Ich sah doch, daß noch Race in der Menschheit ist, die sonst leider eine immer mehr in's Allgemeine vergeistigte Physiognomie annimmt. Ich halte dafür, ein junges Mädchen, das sich im Frühsommer an dem blühenden Schneeball erfreut, soll sich auch nicht scheuen, im Winter einmal einen künstlichen zu werfen. Und Sie können es gut, ich freue mich des Beweises!"

Charitas kehrte in der nächsten Zeit mit ihren Gedanken viel zu diesem Tage zurück, der ihr wie der hellste und sonnigste von allen erschien, die sie auf dem Lande verlebt hatte. Um so weniger wurde sie angemuthet durch Jasmunda's Dringen, nun auch ihre Rolle in Eugen's Dichtung genauer

anzusehen. Immer schwerer mochte sie sich dazu entschließen, und vor Allem war ihr der Gedanke an das Kostüm unangenehm. In einen kurzgeschürzten Genius, rosa oder himmelblau, mit Flitterwerk gesprenkelt, konnte sie sich nun einmal nicht hinein denken. — Friedrich hatte das Manuscript gelesen, und auch seinen Beifall ausgesprochen. Eines Abends, als er die Frauen, uneins im Gespräch über die Kostümfrage antraf, nahm er das Wort:

„Wenn ich hier mitzusprechen hätte, würde ich vorschlagen, das balletmäßig Uebliche ganz bei Seite zu lassen. Eugen hat aus diesem Rumpelstilzchen etwas graciös Verfeinertes gemacht, man sollte es durch die äußere Erscheinung wieder auf den kleinen Kobold des Volksmärchens zurückführen. Ein graues simples Röckchen, vielleicht mit Moos und Tannenzweigen geschmückt, dazu etwa ein leichtes Pelzchen um die Schultern, und auf dem Haupt anstatt des Kranzes ein Pelzmützchen. Das Kerlchen muß ein bischen unheimlich und dabei doch niedlich aussehen."

„Bravo!" rief Jasmunda, das ist neu, und wird überraschen!"

Auch Charitas sah plötzlich einen Ausweg aus der ihr bisher unlösbaren Frage, und da Friedrich ihr auch sonst Muth machte, sich zu versuchen, schwand ihr Widerwille mehr und mehr, und sie machte sich an ihre Aufgabe. Jasmunda hatte nicht vergessen, daß sie versprochen, ihr die Rolle einzuüben, und Charitas ließ sie gewähren. Eine große Brille auf der Nase, das Manuscript auf den Knien, saß die eifrige Dramaturgin da, während ihre Schülerin, mitten im Zimmer sich bewegend, ihre Partie durchspielen

mußte. So zwischen Vorbereitungen aller Art vergingen die Tage. Man hatte vollauf zu thun. Zuweilen dachte Charitas, welche heimlich für die Hausfrau und Jasmunda eine Kleinigkeit stickte, wie schön es wäre, wenn sie auch für Friedrich, und wäre es die winzigste Gabe, etwas arbeiten dürfte. Aber so oft der Gedanke kam, wies sie ihn zurück. Wie mußte es gedeutet werden, wenn sie ihn bedachte und seine Brüder leer ausgehen ließ! Und auch diese zu bedenken, däuchte ihr völlig unstatthaft, zumal Eugen unter ihnen war. Ward ihr doch überhaupt nicht wohl zu Muth, wenn sie an seine Rückkehr dachte.

Es war am Tage vor der angekündigten Ankunft der jungen Männer. Die Frauen saßen zwischen Bündeln von fertigen und noch zu vollendenden Geschenken für das Dorf, als Friedrich eintrat. Sein sonderbarer Aufzug überraschte. Er trug mächtige Stiefeln bis über die Knie, eine graue Joppe, die Fuchsmütze auf den Kopf, und eine Axt über der Schulter. Charitas sah ihm verwundert entgegen. Die Mutter aber rief geheimnißvoll lächelnd: „Ah, Du machst bei Zeiten Anstalt!"

„Wollen Sie mit in den Wald?" so wendete sich Friedrich an Charitas.

„Warum nicht? Aber wozu die Axt?"

„Fürchten Sie sich davor?"

„O nein! Gar nicht." Das Mädchen sah die Hausfrau fragend an.

Diese aber entgegnete: „Geh' nur mit ihm! Es ist die Zeit der Heimlichkeiten, und es will viel sagen, daß er Dich auf diesem Gange mitnimmt."

Schnell war Charitas gerüstet und für die Schneewanderung geschürzt, und verließ mit ihm das Haus. Sie gingen durch den Garten, überschritten seine Grenze und wendeten sich dem Walde zu. Obgleich erwartungsvoll über sein Vorhaben, wagte das Mädchen nicht ihren Führer zu fragen. Als sie die niedrigen Holzbestände betraten, begann Friedrich:

„Seit meinen Knabenjahren ist dies stets mein geheimer Gang um Weihnachten. Ich habe mir das Recht genommen, die junge Tanne für die Christbescheerung des Hauses auszusuchen und selbst zu schlagen. Gern hole ich mir dieses Stück grüner Natur in unser der Natur abgewendetes Leben. Es ist dies ein altes Symbol, und unsern Urvätern war es noch mehr als das. Ihre Anhänglichkeit an die vertriebenen Götter, denen sie nicht mehr in den heiligen Schauern des Waldes dienen sollten, sprach sich darin aus." Friedrich blieb stehen. „Diese hier wird recht sein," sagte er, auf eine schlank aufgeschossene junge Tanne deutend, und nahm die Axt zur Hand.

„Sie ist zu schade!" rief Charitas abwehrend. „Schonen Sie das schöne Bäumchen!"

Friedrich hielt inne. „Sie soll verschont bleiben, und mag ihrer Fürsprecherin Dank wissen!"

Sie schritten weiter. Es war tiefe Stille rings umher, man hörte nur den Schnee unter den Füßen knirschen, oder einen trockenen Zweig brechen, oder das tiefe, ernste Summen in den Kiefernwipfeln. Hin und wieder fielen ein paar starke Flocken, die sich auf den Kissen des Nadelholzes gesammelt, geräuschlos und leicht zerbröckelnd in das Gestrüpp des Waldbodens. Das Mädchen ging mit ernst feierlichem Gefühl

daher, Friedrich aber nahm nach einer Pause die Rede wieder auf.

„Fast könnte ich mich in die Seele dessen denken, der zwischen Zweifel, Trotz und Wehmuth, sich zuerst den wintergrünen Baum für das christliche Fest holte. Längst hatten fremde Männer sich im Lande sehen lassen, sie predigten gegen die alten Götter und wagten es, die Axt an die alten geweihten Bäume zu legen. Der Fremden ward Mancher erschlagen, denn die Landesgebornen wollten ihr Heiligthum vertheidigen. Da kamen die Heersäulen des Eroberers vom Rhein her, unterjochten das Land, schafften die alten Götter ab, und stellten das Bild der Mutter und des heiligen Kindes auf. Es war am winterlichen Julfest der verjagten Götter, wo man auch die Geburt des Kindes feiern sollte. Hart war der Zwang, und erschüttert das Gemüth des widerwillig Bekehrten. Schaaren von schwarzen Priestern hatten sich angesiedelt, ihre Klausen wie Festungen ummauert, fremd und unverständlich war ihre Sprache, in der sie die Messen sangen und opferten. Aber das Fest der Weihnacht mußte von dem Volke gefeiert werden, im Haus, wie in den rasch aufgeführten Gotteshäusern, deren noch roher Bau die Phantasie nicht anregte. Man sang Hymnen und Psalmen, der Weihrauch wirbelte und umdunkelte die Kerzen, draußen aber tobte der Sturm durch die Winternacht, machte die Aeste des Waldes krachen, als wollten die verjagten Götter ihr Zornlied singen über den Abfall, als kämen sie zum Rachekampf durch die Luft dahergesaust, denn sie wußten mehr von blutiger That, als von Liebe. Das ergriff den Mann im Innersten. Halb in Furcht, halb in alter An-

hänglichkeit, in Sehnsucht nach einem Stück des Waldes, wo er unter Schauern einst geopfert, nahm er die Axt und lief hinaus. Er schlug die nächste Tanne und pflanzte sie in seinem Hause auf. Er hatte die zürnenden Götter versöhnt — denn ganz verjagt waren sie immer noch nicht — er hatte seinem Bedürfniß genug gethan, nun konnte er mit seinem Hause zu dem neuen Gotte beten, und sein Fest feiern. Aber lange dauerte es, eh' er sich an den Gott der Liebe gewöhnte. Denn seine Religion war mit dem Schwerte gebracht worden, und seine Priester wußten viel zu warnen, und Buße zu predigen, aber der Liebe brachten auch sie wenig. Alles, was sie lehrten, ging auf Entfremdung der Natur aus, aber das Gemüth konnte nicht scheiden von der geheimnißvollen Macht der Natur. Im Stillen bewahrte es viel von altem Aberglauben und Brauch, und auch nachdem längst die Religion der Liebe sich befestigt und ihre sittlich reinigende Macht durch die Welt verbreitet, auch da behielt das deutsche Volksleben noch Vieles bei, dessen Ursprung tief im Boden der Jahrhunderte wurzelt."

Friedrich schwieg und Charitas, die stumm seinen Worten gelauscht, mit ihm. Da huschte und schwang sich etwas durch die Wipfel der Föhren, und der Schnee stöberte von den Zweigen. Eine graue Eule war's, die aufgescheucht und geblendet vom Tageslicht, sich mit Hast wieder in die dunkle Nadelholzdecke verbarg.

Friedrich musterte die jungen Tannen, und blieb vor einer derselben stehen. „Eine muß doch dran glauben, also sei's diese!" sagte er. Mit ein paar kräftigen Axtschlägen hatte er den Baum gefällt. Dann hieb er die untersten

Zweige ab, ergriff den Stamm und schwang ihn über die Schulter. Charitas stand bewundernd und doch lächelnd. Engen hatte ihr einst von den gewaltigen Recken der alten Heldensagen vorgelesen. Jetzt däuchte ihr, tüchtige Mannes-kraft, verbunden mit reicher Gemüthstiefe, sei in der Welt noch nicht ausgestorben.

„So, nun mit unserer festlichen Beute nach Hause!" sagte Friedrich, unter der schwankenden Wucht des Baumes leicht dahinschreitend. Er hatte die Axt liegen lassen. Das Mädchen hob sie aus dem Schnee, und nahm sie über die Schulter. Es war ihr, als müßte sie das rohe Werkzeug an die Brust drücken. Aber schon nach wenigen Schritten vermißte es Friedrich, und sah Charitas mit heiterm Gesicht an, als er sie damit bewehrt fand. „Lassen Sie mich das Opferbeil tragen!" sagte sie. „Ich möchte auch etwas bei unserm Feiergange gethan haben!"

Er nickte und ließ ihr den Willen. Sie schritten tüchtig zu. Die Luft sah grau aus, als sollte es neuen Schnee geben. Charitas aber war in glücklicher Stimmung, die sich auch in ihrem von der Winterluft frischer angehauchten Gesicht aussprach. Sie nahm, jetzt innerlich freier, das Wort, und sagte, wie sie sich freue, einmal den heiligen Abend in größerm Familienkreise mit anzusehen. Denn auch dergleichen war ihr neu. Er ließ sich von ihr erzählen, wie sie es in ihren frühern Verhältnissen gehalten, und sie gab ihm arg-los über Alles Auskunft, wonach er fragte. Und er fragte, und sprach immer so, daß sein herzlicher Antheil zu erkennen war, ohne daß er jemals die feine Grenzlinie überschritt, welche Freundschaft und Rücksicht sich setzen. Auch er er-

zählte von seiner Kindheit, von seinem Leben, er war mittheilsamer, als Charitas ihn noch gehört hatte. Inzwischen löste sich die graue Wolkendecke, die Flocken stöberten dichter und dichter, erfüllten die Luft, und machten den Weg, der zu nehmen war, kaum zehn Schritte weit sichtbar. Aber die beiden Wanderer lachten des wilden Schneetreibens. Sie sahen abenteuerlich aus. Der Mann mit dem schweren Fichtenstamme, das Mädchen mit der Axt über der Schulter, beide eingehüllt in die weiße Schneerinde. Wer ihnen bei dem Wetter so im Walde begegnete, mochte stehen bleiben und große Augen machen über die absonderliche Erscheinung, wenn er nicht genug mit seinem eigenen Fortkommen zu thun hatte. — So erreichten sie den Park und endlich das Haus, zwei wandelnden Schneemännern gleich. „Sie sind tapfer!“ sagte Friedrich zu seiner Gefährtin, die die Flocken von sich abschüttelte. „Morgen wird sich das Haus füllen, und auch Ihr Muth, Ihre Festigkeit wird noch einmal herausgefordert werden. Halten Sie sich auch da brav!“

Sie hatte ihn verstanden. Es war das erste Mal, daß er sich als Wissenden über Eugen zu erkennen gab, aber Charitas erschrak nicht, es mußte ja doch zum Austrag kommen. Und was auch bevorstand, sie war gefaßt, sie hatte Muth. Galt es doch, sich dem als stark zu zeigen, der Vertrauen in sie setzte, und zu dem sie selbst ein felsenfestes Vertrauen hatte.

Und wirklich ließ das bewegtere Leben am nächsten Tage nicht auf sich warten. Schon in der Frühe verkündete das Schellengeläute die Ankunft der Söhne aus der Stadt, und bald darauf erschien auch Robert. Sie brachten Alle, selbst

Eugen, heitere Weihnachtsstimmung mit, und ob auch den Knabenjahren entwachsen, waren sie, wenigstens die Jüngeren, wie die ausgelassenen Buben. Wer auf eine glückliche Kindheit zurückblicken kann, dem streifen die alten Erinnerungen zur guten Stunde das alternde Gewand der Jahre wie eine Schlangenhaut ab, und er ist wieder thöricht und glücklich, als ritte er noch sein Steckenpferd. — Auch Eugen gab sich heute als Familienmitglied und ließ dem Tage sein Recht. Charitas wurde begrüßt, und in das Treiben des Uebermuthes gezogen, wie eine Schwester — freilich, wie eine ganz besonders geehrte Schwester. Da sie sich nicht mehr fremd fühlte, ließ sie es gelten, und mochte sich dem fröhlichen Treiben nicht entziehen. Jasmunda schwamm mitten im Strudel der guten Laune, und hatte ein Heimlichthun und Lachen und Necken ohne Ende. Dafür that man auch geheim gegen sie, und suchte ihre Neugier herauszufordern. Der Admiral holte alle Augenblicke etwas Buntes aus der Tasche, hielt es ihr rasch unter die Augen, und behauptete, es wären keine Haubenbänder.

Friedrich war, wie der Diener sagte, Vormittag weggeritten, man wußte nicht wohin. Er kam auch zu Mittag nicht. Als man sich darüber wunderte, sagte Sigismund, er werde ja gegen Abend zurückkehren. Man meinte, der Jüngste müsse mit ihm unter einer Decke stecken, denn der sollte Vormittags eine ganze Stunde in Friedrich's Zimmer eingeschlossen gesessen haben. Doch mochte er die Thatsache nicht zugeben. — Es wurde früh dunkel, und als die Lampe gebracht ward, war Friedrich wieder da. Er wollte noch in Geschäften ausgewesen sein.

Unten sammelten sich schon die Dorfjugend, ihre Angehörigen und die Knechte und Mägde des Hofes. Erwartung in Aller Herzen, Feststimmung und Vorfreude auch hier, und hier wohl in noch erhöhtem Maße. Im Gartensaal war die lange Tafel mit Geschenken für Alle bereitet, in ihrer Mitte auch für sie ein Tannenbaum. Friedrich zündete die letzten Lichter an, und die Gutsherrschaft trat zuerst ein. Dann gingen die Thüren auf, und hereinströmte Jung und Alt, mit strahlenden Gesichtern. Ein Lied, vom Schullehrer dirigirt, wurde gesungen, dann wies die Hausfrau Jedem seinen Platz an, wo heut der Aermste am reichsten bedacht war. Charitas ging um den Tisch herum, sprach und bewunderte mit den Kindern, und fühlte eine tiefe, stille Rührung. Nur mit Mühe preßte sie eine Thräne in ihren Augen zurück. — Bald überließ man die Glücklichen ihrer Freude, die nach dem Fortgang der Gutsherrschaft sich in lebhafterer Weise zu äußern begann.

Oben im Saal war inzwischen auch Alles zum Empfang der Familie bereit. Kronen und Lichter strahlten über den gabenreichen Aufbau, in dessen Mitte Friedrich's mächtige Tanne prangte. Sie hatten ihre Lust, wie die unbändigen Jungen durch die Thür zu stürmen, und Ludwig setzte mit wilden Turnsprüngen über Robert's Schultern, daß dieser seinen Kopf zu wahren hatte. — Charitas wurde von der Hausfrau bei der Hand genommen und an ihren Platz geführt. Das junge Mädchen stand bewegt, mehr über die Güte all der Gebenden, als über die Fülle, mit der man sie überschüttete. Denn nicht nur die Hausfrau war bedacht gewesen, sie wie eine Tochter des Hauses zu überraschen,

auch jeder der Söhne hatte mit irgend einem hübschen Gegenstand, wie der Luxus oder die Kunst ihn bieten, für sie beigetragen. Konnte sie aber Allen ein freundliches Wort des Dankes sagen, so stand sie vor Eugen's Geschenken verlegen und nicht angenehm berührt. Denn dieser hatte die Grenzen und das Maß des Gestatteten weit überschritten. Da lagen die kostbarsten Kupferwerke in Prachtbänden, Vasen und prunkende Geräthschaften, allerhand glänzendes Nichts, wie in einem Bazar, den man wohl bestaunt, aber nicht sein eigen nennen möchte. Weder die Mutter, noch die Brüder waren mit dieser verschwenderischen Ueberladung einverstanden. Ludwig gab flüsternd seine Ansicht dahin kund: Ein Prinz möge seine Braut so beschenken, hier aber sei das zudringlich und unverschämt! — Wenn Eugen auf besondern Dank gerechnet, so war somit seine Enttäuschung groß, denn er erntete von der Empfängerin nur ein Wort des Vorwurfs, darin der Dank kaum durchschimmerte, und mußte sich dazu die Mißbilligung der Uebrigen gefallen lassen.

Jetzt trat Herr Stumpf, der mit wohlwollenden Controleblicken um den Tisch gegangen war, auch zu Charitas, bewunderte, und ließ sich die Geber jedes Einzelnen nennen. „Und was hat Herr Friedrich Ihnen geschenkt?" fragte er endlich. Im Stillen hatte Charitas mit dieser Frage auch wohl schon über ihre Schätze hingeblickt — denn warum sollte diese Frage nicht auftauchen, da die Andern alle für sie bedacht gewesen waren? — Wie aber hätte sie darüber ein Wort mögen laut werden lassen? Sie schwieg daher. Herr Stumpf aber, bei seiner großen Schwerhörigkeit,

wähnte, die Antwort sei ihm nur entgangen, und wiederholte angelegentlich: „Wie? Welches ist von Herrn Friedrich?"

„Nichts!" entgegnete Friedrich, der hinter Beiden stand. Herr Stumpf lächelte und verstand nicht recht. „Nichts!" rief Friedrich ihm lauter in's Ohr, und mit leiserm Tone zu Charitas gewendet fügte er hinzu: „Was Ihrer würdig gewesen wäre!"

Ein Blick unsäglichen, freudigsten Dankes aus den Augen des Mädchens belohnte ihn. Jetzt erst fühlte Charitas sich reich beschenkt.

Allein Friedrich's kurze Eröffnung rief nicht nur Herrn Stumpf's, sondern auch der Brüder Verwunderung hervor. „Was sind das für Dinge?" sagte Ludwig. „Der Eine macht ihr eine ganze Industrieausstellung zurecht, der Andere läßt sie kahl ausgehen, als litte er selbst Mangel am Nöthigsten! Ein Knauser ist Friedrich doch sonst nicht, meine Taschen beweisen es. Aber warum machst Du so ein listiges Gesicht, Jüngster? Weißt Du, daß er noch was vor hat, was vielleicht gar nicht in's Zimmer hineingeht? Er wird ihr doch nicht Pferde und Wagen schenken, oder gar eine Kuh?" Sigismund lachte und man kam auf etwas Anderes. Der Abend sah eine sehr heitere Gesellschaft, und länger als sonst blieben die Räume erleuchtet. Doch auch die Weihnachtslichter erloschen, man trennte sich unter allgemeinen Danksagungen, und auch Charitas nahm eine Kerze, um auf ihr Zimmer zu gehen.

Das Licht verlöschte in der Zugluft der sich öffnenden Thür, da sie eintrat. Sie zündete es nicht gleich an, sondern trat an das Fenster, durch das die Sterne in schönstem

Winterglanze schimmerten. Unbewegt und still lag die geweihte Nacht über der Schneehülle des Gartens und der Felder. Charitas dachte an ihre gestrige Wanderung durch den Wald, setzte sich im Dunklen nieder, und ließ alle Worte, die sie auf jenem Gange gehört, noch einmal in sich wiederklingen. — Endlich machte sie Licht, und erblickte auf dem Tisch einen Strauß weißer Blumen in einem Wasserglase. Daneben lag ein Zettel. Er enthielt Verse, überschrieben: „Christblumen". Es war Sigismund's Handschrift, darunter aber stand ein F., und in einer Ecke mit ganz kleiner Schrift die Worte: „In höherem Auftrage angefertigt. S."

Das waren Christblumen! Das Herz des jungen Mädchens klopfte hoch auf, es hätte jubeln, und zugleich beten mögen. Das war die Weihnachtsgabe des Freundes, der zarter zu geben wußte als Alle. Darum war Friedrich Morgens weggeritten, so sagte das Herz ihr, er selbst hatte die Blumen für sie pflücken wollen! Mochte er immer seinen jüngsten Bruder in das Geheimniß gezogen haben — es sollte ja doch kein Geheimniß bleiben, es war nur eine Ueberraschung, eine sinnreichere Art, die Gabe zu überreichen, die unter die buntschillernden Geschenke auf der Tafel nicht paßte. So dachte Charitas, und sie mochte Recht haben. — Das war eine Nachfeier des Abends, die ihr die glücklichste Stunde des ganzen Festes bereitete. Noch spät barg sie das Antlitz in beide Hände, als wollte sie sich schützen vor den beseligenden Gedanken, die nicht ablassen wollten, sie zu bestürmen.

Der Erste, dem sie am andern Morgen begegnete, war Sigismund. Sie kam ihm schwesterlich entgegen, voll des

Dankes für sein Theil an der sinnigen Ueberraschung. Er wollte von Dank nichts wissen, das Gefühl der Mitschuld aber schien ihm doch sehr süß, wie sein Gesicht zeigte. „Friedrich hat es so gewollt," sagte er, „und da Sie mir schon viel thörichtere Verse verziehen haben, wußten wir, Sie würden auch gegen diese nachsichtig sein. Die Reime sind auch nur da, um die Ihnen unbekannte Blume zu erklären." — Und als später Friedrich kam, und sie nach Worten suchte, ihm zu danken, schüttelte er abwehrend nur den Kopf, und reichte ihr die Hand zu herzlichem Drucke. — Eugen war verstimmt, er fühlte doch wohl den Verstoß, den er im Drange seines Herzens gemacht, und mochte den Saal gar nicht betreten. Noch mehr, er fühlte sich zurückgesetzt und verletzt, denn Charitas schien mit seinen Brüdern nicht nur ganz freundschaftlich, sie schien mit ihnen sogar auf besserem Fuße zu stehen, als mit ihm. Und er konnte nicht mehr allein mit ihr sein, immer drängten sich Andere dazu, sprachen gleichgültiges Zeug, und hatten keinen Respect vor seinen verweisenden Blicken. Es war ihm sogar unangenehm, daß man im Verlauf der Feiertage nun drängte, an die Einübung seines Stückes zu gehen. Die benachbarten Familien kamen, achteten gar nicht auf sein Widerstreben, begannen die Proben, kurz, die Geister, die er wach gerufen, ließen ihn nun nicht los. Doch fand er sich darein, seine Stimmung besserte sich, er übernahm die Einstudirung. Es reizte ihn angenehm, daß Charitas durchaus nicht verrathen wollte, welch' ein Kostüm sie als Rumpelstilzchen tragen werde; er deutete es zu seinen Gunsten, daß sie ihm sagte, er werde überrascht und zufrieden sein.

So wurde denn von der jungen Welt in das neue Jahr hinein geprobt und getobt, und der Dreikönigsabend kam heran. Die Kostüme, die man sich zum Theil in der Hauptstadt besorgt hatte, erhöhten den Muth und die Lust der Darsteller im Voraus, die Bühne, welche Herr von Bär hatte aufschlagen lassen, war geräumig genug, und hübsch anzusehen, ein benachbarter Cantor erwies sich als geschickter Leiter des musikalischen Theils.

Die Gesellschaft war vollzählig, und schon suchte man sich seine Plätze vor der Bühne. Um diese Zeit waren im Ankleidezimmer der Herren noch zwei Personen, jede schweigend mit sich selbst beschäftigt. Robert, als alter Müller, durchmaß das Zimmer mit großen Schritten, während Ludwig vor einem Spiegel noch immer an seinem Kanzlergesicht pinselte, das er nicht lächerlich und scheußlich genug bekommen konnte. „Aber um Alles," begann er endlich, „was rennst Du umher, wie ein gefangener Tiger im Käfig? Lernst Du immer noch an Deiner Rolle?"

„Ach was, Rolle!" rief Robert, indem er sich setzte. „Weißt Du — es muß heraus! Ich habe die Absicht — ich werde — ich muß das Mädchen heirathen!"

Ludwig fuhr herum. „Wie? Wen? Was? Wo? Warum? Heirathen? Du?"

„Ich glaube fast, sie — nimmt mich!" sagte Robert.

„Aber wer denn?"

„Nun — wer denn! Die Charitas!"

Der Kanzler-Admiral setzte sich in höchster Verwunderung ihm gegenüber. „Die Charitas? Die denkst Du zu heirathen? Lieber Junge, die nimmt Dich nicht. Du bist ihr zu schön."

„Zum Kuckuk mit dieser verwünschten Schönheit! Es ist Unrecht, einem immer seine körperlichen Gebrechen vorzuhalten! Ich kann ebenso wenig dafür, wie Eugen für sein Hinken.“

„Nun, so ängstlich ist es mit Deinem Gebrechen eben auch nicht! Aber im Ernst, Sie nimmt Dich nicht, ebenso wenig, wie sie mich mit meinen schlechten Witzen nimmt. Sie gefällt freilich uns Allen, aber wir Andern müssen ein Einsehen haben, und sie einem lassen, der sie schließlich am meisten verdient. Jetzt hör' mir zu, ich will Dir ein Räthsel aufgeben: Wir Fünfe wollen sie. Dich nimmt sie nicht, mich nimmt sie nicht, Eugen nimmt sie nicht, von Sigismund kann nicht die Rede sein. Einer kriegt sie aber. Wer ist das?“

Robert war sehr verblüfft. Das Räthsel wurde ihm nicht schwer zu lösen, allein die Ueberraschung machte ihn fast sprachlos.

„Du hättest Deine Augen etwas weiter aufmachen sollen!“ fuhr Ludwig fort. „Am heiligen Abend reitet Friedrich zwei Meilen weit, um ihr einen Strauß Christblumen zu holen, und stellt ihn heimlich auf ihr Zimmer. Am andern Morgen läßt Jasmunda ihre feuerrothe Fahne wehen, die immer was zu bedeuten hat. Ich hatte es bald weg. Du aber bist nicht gescheit, lieber Junge, wenn Du zweierlei auf einmal willst, oder Dich, wie der Esel zwischen zwei Heubündel stellst. Die Virginie Bär ist heute Deine Müllerin, das ist auch etwas, und wenn Du erst von Deiner thörichten Einbildung zurückkommst, wirst Du einsehen, daß das sehr viel ist.“

Robert saß noch immer schweigend, als die Thür auf-

gerissen wurde, und ein schlanker Knappe mit Sigismund's Stimme rief: „Aber seid Ihr denn noch nicht fertig? Es ist die höchste Zeit! Man verlangt, daß wir anfangen."

Ludwig trat zu Robert: „Nimm Dich zusammen," sagte er leise und eindringlich, „es ist jetzt keine Zeit, den Kopf zu hängen! Du wirst Dich doch nicht lächerlich machen, und Deine Rolle vergessen?"

„Sei ohne Sorgen!" entgegnete Robert, indem er sich erhob. „Es ist gut so. Ich mag ein Narr gewesen sein. Aber ich will's nicht mehr sein, ich danke Dir!"

„Bravo!" rief der Kanzler, faßte den Müller unter den Arm und schritt mit ihm zur Bühne.

Der Vorhang ging auf. In der Stube des Müllers erschienen der König, der Prinz und der Kanzler, dessen Erscheinung gleich Anfangs, und dessen Humor im Verlauf lauten Beifall ernteten. Virginie war eine prächtige Müllerin, und die graziöse Liesbeth wie zu einer Märchenprinzessin geschaffen. Sehr gespannt war man nun auf die zweite Scene, wo Rumpelstilzchen erscheinen sollte. Jetzt mußte es kommen — jetzt! Alle Hälse wurden lang. Da war es — aber kein Feenkind in Gaze und Flittern, sondern ein schnurriger Waldkobold! Ein Theil des Publikums lachte, applaudirte der drolligen Erscheinung. „Aber wie unkleidsam!" wurde dazwischen geflüstert. „Wer in aller Welt hat denn das Mädchen angezogen? — Es hätte sich doch ein hübscheres Kostüm finden lassen! — Eitel scheint sie nicht zu sein." So ging es durch einander. Auf der Bühne hatte man Mühe, ernsthaft zu bleiben, und Prinzessin Liesbeth mußte ihren Lachmuskeln wehren. Hinter der Coulisse aber

ſtand Eugen, im erſten Augenblick enttäuſcht wie Alle — denn er vor Allen hatte ein ſtrahlendes Koſtüm erwartet — bald aber mehr und mehr gewonnen, und endlich hingeriſſen.

Man ſpielte ſo gut man konnte, man empfing die Leiſtung mit Befriedigung, man war auf der Bühne und im Saal in der beſten Stimmung. Unter anhaltendem Beifallsgeräuſch wurden am Schluß die Darſteller und der Verfaſſer gerufen.

Eugen hatte aber für nichts mehr Sinn, als für die Trägerin der Titelrolle. Als ſeine ganze Truppe ſich um ihn drängte, und ihm mit ungemeſſenen Lobeserhebungen dankte für den Triumph und das Vergnügen, das ſie durch ihn gewonnen, ſtand Charitas zwar bei Seite im Geſpräch mit dem Wirth der Geſellſchaft, allein grade das deutete er zu ſeinen Gunſten. Sie mochte das Wort nicht im allgemeinen Redeſtrom an ihn richten, ſie ſparte es für den günſtigeren Moment auf; hatte er doch einen Blick von ihr aufgefangen, der — ſo meinte er — ein Vorbote ſeines Glückes war. — Was deutete ſein Herz nicht Alles zu ſeinem Vortheil! Denn es war nicht nur ein liebendes Herz, es war ein Herz, voll von ſtarkem Selbſtgefühl, dem der Gedanke einer Niederlage eigentlich etwas Unfaßbares, ja Unmögliches däuchte. Er hatte ſich ſo weit beherrſcht, um ſich gedulden, einen Zeitpunkt abwarten zu können, dieſer Zeitpunkt aber ſchien ihm mit dem Augenblick, auf den er ſeine Hoffnung geſetzt, wirklich gekommen. Charitas hatte die Rolle, die er für ſie geſchrieben, mit Liebenswürdigkeit und Eifer geſpielt, ſie hatte Verſtändniß für ſein Talent gezeigt, ſich ſeinen Anordnungen auf der Bühne gefügt, ſie war nicht

nur nicht mehr ablehnend, sondern, so dachte er, durchaus entgegenkommend gegen ihn gewesen. Natürlich, fügte er in Gedanken hinzu, es konnte ja nicht anders kommen! Diese Zuversicht versetzte ihn wie in einen Rausch, der denn seine Wünsche schnell zu Entschlüssen steigerte. — Während der Chor seines dankbaren Personals um ihn her sich zerstreute — die schön und kleidsam Kostümirten in den Saal, wo der Tanz nicht mehr lange auf sich warten lassen sollte; die minder vortheilhaft Gekleideten in die Garderobe, um sich zu entpuppen — während dessen nahm Eugen einen dunklen Platz hinter einer Coulisse ein, des Augenblicks gewärtig, da Charitas an ihm vorüber kommen mußte.

Allein das Mädchen, nun schon seit lange und selbst im anscheinend harmlosen Verkehr, gewöhnt, vor ihm auf der Hut zu sein, hatte seine Bewegungen beobachtet, und rüstete sich innerlich auf eine Begegnung. So schritt sie, nachdem das Gespräch mit dem Hausherrn vorüber war, gefaßt auf die Thür zu, und es überraschte sie nicht, daß Eugen ihren Weg kreuzte, und mit den Worten: „Einen Augenblick!“ ihre Hand ergriff.

„Was wünschen Sie, Herr Eugen?“ fragte sie, indem sie ihm ihre Hand zu entziehen suchte.

„Diese Hand!“ rief er. „Diese Hand will ich. Lassen Sie sie mir, denn sie muß doch mein werden! Sie kennen meine Wünsche längst, und ich weiß, daß Sie sie jetzt erfüllen können. Sagen Sie ja! Es kann Ihnen nicht mehr schwer werden!“

Ein so hastiges Vorgehen hatte Charitas nicht erwartet, und der Schreck überrieselte sie kalt. „Sie wählen den Ort und den Augenblick sehr ungünstig, Herr Eugen,“ stotterte sie.

„Sie weichen mir nicht aus," unterbrach er sie, „denn ich bin entschlossen, den Augenblick festzuhalten, und Ihre Hand dazu! Sprechen Sie Ihr Ja aus, und in der nächsten Minute stelle ich Sie meiner Familie und der Gesellschaft als meine verlobte Braut vor!"

Charitas machte vergebliche Anstrengungen, ihre Hand, die er mit fieberhafter Gewalt festhielt, von ihm zu befreien. „Herr Eugen!" rief sie dringend, „ich beschwöre Sie, zwingen Sie mich nicht, Ihnen statt der gewünschten Antwort ein hartes Wort zu sagen! Ich will, daß Sie meine Hand frei lassen!"

„Nimmermehr! Sie ist mein! Sie sind sie mir schuldig als Genugthuung für einen Auftritt, der unvergessen ist. Nur diese Hand kann ihn sühnen! Ich will durch Sie glücklich werden, aber ich will auch Ihr Glück, und ich weiß, daß ich Sie glücklich machen kann!"

„Ich verzichte auf dieses Glück!" rief Charitas, die einen brennenden Schmerz in ihrer Hand fühlte, und durch sein neu erwachtes herrisches Wesen nun auch leidenschaftlich erregt wurde. „Ich liebe Sie nicht — zum letzten Mal sei es gesagt!" Sie rief es, und mit einer Gewaltanstrengung sich loßreißend, suchte sie die Thür zu erreichen. Aber schneller war er, gewann die Thür vor ihr, und vertrat ihr den Weg.

„Sie bleiben!" rief Eugen mit flammendem Antlitz. „Sie bleiben, bis Sie mir die Gründe gesagt, warum Sie Ihr Glück von sich stoßen!"

„Ist es nicht genug, wenn ich Ihnen sage, daß ich Sie nicht liebe?" Sie versuchte einen Schritt vorwärts zu thun.

„Halt! Nicht von der Stelle! Sie werden mir sagen, wer statt meiner sich in Ihr Herz gedrängt hat!"

„Soll ich um Hülfe rufen gegen den Zudringlichen, der ohne Tact und Schicklichkeit mir den Weg vertritt?"

„Das werden Sie nicht! Sie werden mir Rechenschaft geben!"

Charitas, jetzt in heftigster Empörung über diesen jähen Umschlag und Rückfall seines Betragens, stand auf dem Punkt, einen Versuch zu machen, sich den Ausgang mit Gewalt zu erobern. Da bemerkte sie, daß der Vorhang eben aufgezogen wurde. Rasch wendete sie sich, flog über die Bühne, und mit einem Sprung in den Saal hinab, um eine andere Thür zu gewinnen. Der Gesellschaft war dieser Vorgang nicht entgangen, man applaudirte lachend ihrem kecken Sprunge, rief ihr nach, und wollte den Kobold zurückhalten. Allein sie erreichte wirklich die Thür, lief durch einen Corridor und die Treppe hinunter. Sie hoffte ihr Ankleidezimmer zu erreichen, allein, nur wenig mit des Hauses Gelegenheit bekannt, nahm sie einen falschen Weg und eilte in den Hausflur, der nach dem Hofe führte.

„Halt! Wohin? Rumpelstilzchen!" rief plötzlich eine Stimme, die sie zum Stehen gebracht hätte, wo es auch gewesen wäre. Sie fühlte sich gerettet, erlöst, und stand, nach Athem ringend, vor Friedrich. Er trug einen Pelz, und kam vom Hofe, wo er mit dem Kutscher etwas zu besprechen gehabt. „Sie wollen doch nicht hinaus?" fuhr er fort. „Es ist kalt und Sie sind erhitzt."

„Ich wünschte, ich wäre aus diesem Hause, aus dieser Mummerei, die mich zur Verzweiflung bringt!" Charitas

rief es in leidenschaftlichem Tone, und zugleich brach ein Strom von Thränen aus ihren Augen.

„Nur jetzt aus dieser Zugluft!“ sagte Friedrich mit Ruhe. Zugleich zog er seinen Pelz aus, und legte ihn ohne Umstände um ihre Schultern. „Kommen Sie, und stillen Sie erst die Thränen, ehe Sie wieder vor die Leute treten.“ Er öffnete die nächste Thür, und Charitas, folgsam wie ein Kind, trat mit ihm in das Zimmer. Behaglich war es nicht; ein unbewohnter Raum, worin Gartengeräthschaften umherstanden, Sämereien auf einem langen Tische ausgebreitet lagen, dazu allerlei Gerümpel, daß man aus dem Wege haben wollte. Nur mäßig drang das Licht vom erleuchteten Hofe durch die Fenster. Charitas sank auf einen Schemel, vergeblich gegen die heftig strömenden Thränen ankämpfend. „Sie werden sich nicht fürchten, wenn ich Sie eine Minute allein lasse,“ sagte Friedrich, und verließ das Gelaß. Sie fürchtete sich in der That nicht, und doch bebte ihr ganzer Körper, denn der Rückschlag des leidenschaftlichen Auftrittes, den Eugen ihr wieder bereitet hatte, forderte jetzt sein Recht über ihre Natur. Aber nicht lange saß sie im Halbdunkel. Friedrich kam zurück, stellte eine Laterne auf den Tisch, nahm einen Schemel und setzte sich ihr gegenüber.

„Verzeihen Sie,“ schluchzte Charitas, „mein Betragen muß Ihnen unerklärlich erscheinen, aber — man hat mich zum Aeußersten gebracht!“

„Wer that das?“ fragte Friedrich gelassen.

Charitas zögerte und schüttelte abwehrend mit dem Kopfe.

„Vielleicht sprechen Sie von meinem Bruder Eugen?“ fuhr Friedrich fort. „Ich möchte nicht zudringlich sein, und

doch würde ich Ihnen gern helfen. Haben Sie Vertrauen zu mir?"

„Ja!" rief Charitas, plötzlich gefaßt, und erzählte, was zwischen ihr und Eugen vorgefallen. „Und ich mag sein hochfahrendes Wesen nicht länger dulden!" schloß sie in heftiger Erregung. „Ich habe mich bestrebt, gut von ihm zu denken, ich habe mir Zwang angethan, sein Wesen zu ertragen, nun aber will ich's nicht mehr! Ich will das gastliche Haus, das mich aufgenommen, eher verlassen, als mich von seiner Neigung verfolgen lassen; ich verabscheue seine Tyrannei, und wenn seine ganze Familie sie erträgt, ich werde mich ihr nicht fügen!"

„Sehr recht! Sehr brav!" entgegnete Friedrich. „Rumpelstilzchen kann auch böse werden, und das lobe ich, denn es ist ganz in der Ordnung. Aber bleiben wir gelassen und besonnen, das ist noch besser! Eugen dauert mich doch sehr! Allein er thut Alles, um jede Hülfe, die man ihm leisten möchte, nutzlos zu machen, und so muß man auf Mittel sinnen, sich vor seinen Angriffen zu schützen. Und ich glaube ein Mittel zu wissen. Wenn ich es Ihnen sage, bringe ich Sie freilich vielleicht noch einmal in die Gefahr, aus dem Hause zu laufen. Soll ich es trotzdem nennen?"

Charitas erbebte und fand keine Antwort. Nach einer Pause sagte sie: „Ich habe die Zuversicht, unter Ihrem Schutze zu stehen."

„Nun gut denn!" fuhr Friedrich fort. „Denkt Rumpelstilzchen noch des Tages, da es in der Morgenkühle zu uns abgeholt wurde, und ein Mann dem schüchternen kleinen Dinge zum Willkommen herzlich die Hand reichte?"

Charitas nickte schweigend mit dem Kopfe.

„Denkt Rumpelstilzchen ferner noch des Morgens, da ihm derselbe Mann im Park begegnete, und beide sich über das Haus und das Leben darin aussprachen?"

Charitas nickte schweigend.

„Dann wieder, denkt Rumpelstilzchen jener Schneewanderung, wo wir die Christblumen entdeckten, und jener andern, da wir durch den Winterwald schritten, und die Flocken über uns stöberten?"

„Ja!" sagte das Mädchen, kaum hörbar.

„Dem Manne waren das sehr glückliche Stunden, und er dachte, wenn dieser liebe junge Kamerad so immer und überall mit Dir durch's Leben wandern wollte, könntest Du Dich fast selbst beneiden! Aber er blieb stumm, denn er wollte Rücksicht nehmen auf die Wünsche eines Bruders, die nach dem gleichen Ziele gingen. Diese Wünsche geberden sich, da ihnen keine Erhörung werden soll, unklug und ungehörig, und die Rücksicht hört auf. Und so fragt der Mann jetzt: Rumpelstilzchen, geht Dein Vertrauen zu mir so weit, daß Du meine Frau werden könntest? Das ist das Mittel, Dich vor Eugen zu schützen. Ich werde mit ihm reden. Vor meiner Braut soll er Respect haben! Und er wird es, so weit kenne ich ihn!"

Charitas war sprachlos unter dem Glücksgefühl, das auf sie einströmte. Sie stand in des Geliebten dicken Pelz gehüllt, aber sie meinte, es wären Flügel, die sie zum höchsten Aether trügen; der Raum, darin sie sich mit ihm befand, war unschön, und doch wähnte sie, alle Herrlichkeit der Welt drehe sich im Wirbel um sie her.

„Nun? Wie ist es?“ fragte Friedrich weiter, indem er ihre Hand ergriff. „Will Rumpelstilzchen noch einmal aus dem Hause rennen, oder bleiben wir beide von dieser Stunde an gute Gesellen für das Leben?“

Sie hatte nur wenige Worte zur Antwort. „Du lieber, lieber Mann!“ sagte sie, von seinen Armen umschlungen.

Die Glücklichen mußten bald daran denken, in der Gesellschaft wieder sichtbar zu werden. Friedrich geleitete seine glückselige Braut hinauf, damit sie in der Garderobe ihren Anzug wechsele, dann trat er, selbst von dem Gefühl seines Glückes erhoben, in die Gesellschaftsräume. Man tanzte schon recht flott, Robert und Virginie Bär führten den Reigen, beide augenscheinlich sehr vergnügt. — Friedrich suchte im Saal nach seiner Mutter, ohne sie zu finden. Aber, da er die Mehrzahl der Anwesenden überragte, entdeckte er in der Nähe das heut weiße Seidenbanner von Jasmunda's Staatshaube. Ihre Blicke trafen sich, er machte ihr ein Zeichen. Sofort erhob sie sich und drängte sich durch die Gesellschaft zu ihm in das Nebenzimmer. Hier machte er ihr rasch eine Mittheilung, daß Jasmunda vor Freuden aufschrie, und ihm bei einem Haar um den Hals gefallen wäre. Mit eiligen Schritten lief sie darauf nach der Garderobe, um Charitas behülflich zu sein. — Eben war ein Tanz aus, und Sigismund kam seinem ältesten Bruder glücklich in den Wurf. „Wo ist denn Charitas?“ fragte Sigismund angelegentlich.

„Warum fragst Du mich nach ihr?“ entgegnete Friedrich. Sigismund sah ihn verdutzt, aber nicht ohne Verschmitztheit an. Schnell faßte ihn Friedrich unter den Arm

und führte ihn hinweg. „Hast Du Lust, bald ein Hochzeitsgedicht für mich zu machen?“ fragte er. „Ja, ja, es ist Ernst! Ich habe Dir Deine erste Liebe weggeschnappt — kannst Du es ertragen? Charitas ist meine Braut.“

Sigismund konnte es ertragen, wie sein Benehmen zeigte, denn er that, was Jasmunda unterlassen hatte, er fiel seinem Bruder um den Hals. „Jetzt aber hilf mir die Mutter und Eugen suchen,“ fuhr Friedrich fort, indem er ihn in den Saal zurückführte.

Eugen hatte inzwischen die Bühne verlassen, da diese, als geeigneter Platz, um den Tanzsaal zu überblicken, von einem Theil des Publikums eingenommen worden war. Seine wilde, ingrimmige Aufregung mußte eine schwere Probe bestehen. Denn ihm, als dem Verfasser und Leiter des dramatischen Spiels, war jetzt die Rolle des Gefeierten zugefallen, die ihm in dieser Stunde höchst lästig und unbequem wurde. Man überschüttete ihn mit Schmeicheleien, wie die Gesellschaft immer dergleichen, ohne sich viel dabei zu denken, und am liebsten an einen Dilettanten zu verausgaben hat, man hielt ihn fest, bildete Gruppen um ihn, und es gab Leute, die sich bestrebt fühlten, sofort ein geistreiches Gespräch mit ihm anzuknüpfen. Eugen hatte Einsicht genug, das Maßlose dieser Lobeserhebungen zu erkennen, und würde schon bei ruhiger Stimmung nicht angenehm davon berührt gewesen sein; in seiner augenblicklichen Verfassung aber konnte er dem nur Blicke der Verachtung und von Ungeduld aufgestachelte Abweisung entgegensetzen. Man kannte ihn zwar als Sonderling, allein man stutzte denn doch über die Unart seines Betragens, und ließ den Ge-

feierten endlich laufen. Er suchte vor Allem aus dem Saal zu kommen, und dennoch zog es ihn wieder dahin zurück. Denn wie klar und verständlich er den Ausspruch empfangen hatte, daß er nicht geliebt werde, gegen das Unglaubliche lehnte sich sein Hochmuth immer noch auf. Wenn er aber daran glauben mußte, so wurde die Niederlage vielleicht mehr von seinem Stolz und Selbstgefühl, als von seinem liebenden Herzen empfunden. Ja, es schien fast, als ob dieses in seiner Aufregung am wenigsten zur Sprache käme. Das Gefühl der Demüthigung war bei ihm eins mit dem der Beleidigung, und die heute empfangene schleppte ein ganzes Schuldregister ungesühnter Beleidigungen hinter sich her. Er hatte im Entferntesten nicht die Absicht, sich nun zurückzuziehen, er wollte noch heute die Gelegenheit suchen, mit Charitas wiederum anzubinden.

Aber ihre Rückkehr in den Saal verzögerte sich lange. Nach manchem Umherirren nahm Eugen seinen Platz wieder auf der Bühne, wo er, durch eine Gardine gedeckt, in den Wirbel des Tanzes starrte, in gespannter Erwartung, Charitas darin auftauchen zu sehen. Aber sie war nicht zu erblicken. Da drehten sich seine Brüder in heiterer Runde. Robert, jetzt nicht mehr als alter Müller, sondern als eleganter junger Mann, dessen Vorzüge hier zu ihrem Rechte kamen — Robert flog lachend mit Virginie Bär vorüber; der Admiral mit der Märchenprinzessin, Sigismund mit deren Schwester; keiner tanzte mit Charitas, keiner schien sie zu vermissen. Nach Friedrich suchte er nicht, denn der pflegte nicht zu tanzen. Da fühlte Eugen eine Hand auf seiner Schulter, fuhr auf, und sah Friedrich neben sich stehen.

„Ich habe Dir etwas mitzutheilen," begann dieſer. „Laß uns dort in jenes Zimmer gehen."

„Was iſt?" rief Eugen. „Ich habe nicht Luſt, mich durch das Gewühl zu drängen!"

„Aber wir ſind hier nicht allein —"

„Mach' es kurz, wenn ich bitten darf! Ich bin für lange Geſchichten nicht aufgelegt."

„Gut, ſo will ich es ſo kurz als möglich machen," entgegnete Friedrich. „Ich habe mich mit Charitas verlobt."

Eugen ſchnellte von ſeinem Sitz empor und ſtand vor ſeinem Bruder mit einem Geſicht, worin ſich das geſpannteſte Erſtaunen ausſprach. Friedrich erkannte daraus, daß Eugen weiterer Auskunft entgegen drängte, und fuhr fort: „Seit Charitas bei uns ankam, fühlten wir beide, daß wir für einander geſchaffen waren. Doch ſprachen wir es uns mit keinem Wort aus. Um ſo weniger, als Dein Intereſſe für ſie zwiſchen uns trat. Sie hat Dir wiederholt ſagen müſſen, daß ſie Deine Neigung nicht theilt. Deine heutige erneuerte Werbung hat uns dahin geführt, unſern Bund zu ſchließen. Ich brauche Dir wohl nicht zu ſagen, daß ich von meinen Brüdern eine tactvolle Haltung und freundliches Entgegenkommen für meine Braut beanſpruche."

Friedrich hatte die Abſicht gehabt, ſchonend und herzlich zu ſeinem Bruder, den er aufrichtig bemitleidete, zu ſprechen, Eugen's Betragen aber veranlaßte ihn zu einem knappern Auftreten. Jetzt ſah er, wie ſich Eugen's Hände ballten, und ſein Geſicht ſich zur Wuth verzerrte. „Eugen, höre mich!" fuhr er fort, indem er ſeinen Arm berührte — „komm' mit mir, laß uns mit Beſonnenheit reden!" Eugen

aber schlug sich mit der geballten Faust vor die Stirn, brach in ein schallendes Hohnlachen aus, und eilte davon.

Von mehreren Seiten sah man sich um, und zeigte vergnügte Gesichter, daß es da oben so lustig hergehe. Einige Herren traten schnell auf Friedrich zu, und drangen auf Wiederholung des guten Witzes, der seinen Bruder zu so hellem Auflachen vermocht. Friedrich hatte abzuwehren, es gelang ihm nicht, Eugen so schnell zu folgen, als er beabsichtigte. Auch mußte Aufsehen vermieden werden. An Jasmunda's Arm erschien eben Charitas im Saale, und wurde von der Mutter, welche bereits wußte, daß sie in ihr eine Tochter begrüßte, zärtlich empfangen. Eine Gruppe bildete sich um Charitas, die heute strahlend von Glück, all' das Schöne, das man ihr sagte, kaum mit halbem Gehör empfing. Sie wagte die Augen nicht umherzusenden, doch wußte Friedrich, daß sie nur nach ihm suchte. Trotzdem vermied er es, in ihre Nähe zu dringen. Er war besorgt um Eugen, und wünschte, ihn mit guter Manier wieder aufzusuchen. Das war freilich nicht ganz leicht. Denn im Saale ging grade ein großer Contretanz in Scene, der in verschiedenen Stellungen die ganze Länge und Breite einnahm. Nur mit Mühe gelang es ihm, sich hindurchzuwinden. Er durchsuchte vergeblich alle Gesellschaftsräume. Da erfuhr er draußen, daß Eugen sich aus der Garderobe seinen Pelz geholt habe, und nach dem Hofe gegangen sei. Im Hofe wieder wurde ihm gesagt, Eugen habe anspannen lassen, und sei nur eben davon gefahren. Niemand wußte wohin. Friedrich gab Befehl, ihm sofort zu melden, wann der Kutscher zurückgekehrt sei. Nach einer Stunde konnte ihm Johann

berichten, daß er Herrn Eugen nach der von hier kaum eine Viertelstunde entfernten Eisenbahnstation habe fahren müssen. Der junge Herr habe den Zug erwartet, und sei in der Richtung nach der Hauptstadt abgereist. —

Der Morgen nach diesem Feste hätte den Familienkreis in doppelt glücklicher Stimmung um den Frühstückstisch gesehen, wenn nicht die Sorge um Eugen einen Schatten über die Freude breitete. Trotzdem ließen sich die jüngern Mitglieder die neue Feststimmung nicht ganz rauben. Sie durften nun ihrer künftigen Schwägerin offen huldigen, und der Admiral ließ es nicht an Anspielungen auf die „schöne Müllerin" und Robert fehlen, die dieser nicht ohne Wohlgefallen hinnahm. Ludwig's lose Zunge zog sogar wieder das alte Thema, welches Herrn Stumpf und Jasmunda in Beziehung setzte, hervor, und bewirkte, daß eine jener purpurnen Schleifen über einem lachenden Gesicht erschüttert wurde, während Herr Stumpf bereitwillig und gutmüthig lächelte, wie immer, wenn er nicht wußte, woran das Vergnügtsein sich bezog.

Noch an demselben Tage reiste Friedrich nach der Hauptstadt, um sich über Eugen zu vergewissern. Die Mutter hätte ihn gern gleich begleitet, doch wurde es ihr ausgeredet. Sie beschloß, einen Brief Friedrich's abzuwarten, und dann mit Charitas in Begleitung Ludwig's und Sigismund's nachzukommen. Gemacht mußte die Reise doch werden, denn es galt eine Ausstattung zu beschaffen, da Friedrich zu Ostern sein junges Weib auf seinem Gute einzuführen wünschte.

Friedrich fand den Bruder in dessen Wohnung, körperlich nicht leidend, und ohne Schaden von der winterlichen

Nachtfahrt. Aber lang wäre es, die Gespräche zu schildern, den trotzigen Widerstand, den Eugen jedem guten Wort entgegensetzte, Friedrich war der Einzige, vor dem Eugen wirkliche Achtung hatte, der ihm ein ernstes Wort bieten durfte. Es tröstete Friedrich, daß er solche Anmahnungen nur auf des Bruders Verhältniß zur Familie zu beziehen brauchte. Denn er erkannte, daß Eugen seine Neigung schneller überwunden hatte, als er gefürchtet, daß mehr sein ungeheurer Stolz und sein Hochmuth sich verletzt fühlten. Gegen sich selbst wendete Eugen jetzt seinen ganzen Ingrimm, seinen Zorn, ja seine Verachtung, daß er sich einer solchen Täuschung habe hingeben können. Er konnte seinem Bruder erklären, daß er weder ihm, noch Charitas zürne, daß er aber ihr nicht wieder zu begegnen wünsche, daß er sich von der ganzen Familie eine Zeit lang entfernen müsse. Denn das Gefühl der Scham und Demüthigung vor den Augen der Seinigen däuchte ihm unerträglich. Eine unversöhnbare Bitterkeit gegen sich selbst, gegen Alle, die es gut mit ihm meinten, ja gegen die ganze Welt, setzte sich mehr und mehr in ihm fest. Die Ankunft der Mutter änderte nichts daran. Er wollte keine Liebe, keinen Trost, seine Ungeduld führte zu unerfreulichen Auftritten. Man mußte, wenn immer bekümmert, ihn in seiner Weise lassen, und der Alles wandelnden Zeit vertrauen.

Als Friedrich seine Hochzeit feierte, kam zwar ein Brief von Eugen nebst einem gleichgiltigen kostbaren Geschenk, er selbst ließ sich nicht sehen. Er erschien auch nicht mehr zum Besuch auf dem Familiengute, er schrieb und schenkte auch nur, als nach einem Jahre im Bär'schen Hause die

Hochzeit Robert's mit Virginie gefeiert wurde. Der Admiral sagte, er werde sich, wenn er einmal heirathen sollte, die Summe, die Eugen für sein Hochzeitsgeschenk ausgesetzt, baar ausbitten, damit er nicht auch für einen silbernen Tafelaufsatz zu danken habe.

Charitas, obgleich eine sehr glückliche Frau, empfand die Verstimmung Eugen's und das gelockerte Verhältniß zu seiner Familie im Stillen sehr tief, denn sie konnte nicht umhin, sich selbst als die Ursache zu betrachten. Aber sie sollte erleben, daß der unbeugsame, krankhafte Trotz ihres Schwagers durch die Zeit doch auch abzuschleifen war.

Drei Jahre waren verstrichen. An einem warmen Sommertage ging die junge Frau, ihr Kind auf dem Arme, am Rande des Kornfeldes hin, das der Ernte entgegenreifte. Sie hoffte ihrem Gatten zu begegnen, der auf diesem Wege nach Hause kommen mußte. So neben der Landstraße langsam fortwandelnd, sah sie eine Staubwolke daher kommen, und erkannte bald das Gespann ihrer Schwiegermutter. Sie blieb am Wege stehen. Der Wagen kam näher, nicht nur die Mutter und Jasmunda saßen darin, sondern auch Eugen. Charitas wußte ihm durch aufrichtige Freude und Herzlichkeit das Peinliche der ersten Begegnung vergessen zu machen. Sie gab das Kind in die Arme der Großmutter, stieg mit in den Wagen, und setzte sich neben Eugen. Man sprach nur von der glücklichen Gegenwart, und ließ Vergangenes auf sich beruhen. Und groß war Friedrich's Ueberraschung und Freude, als er heimkehrend im Kreise der Frauen den Bruder fand, der sich den offenen Armen nicht mehr entzog.

Einer von Beiden.

Obgleich er wußte, wie stolz sie war, mochte er den schweren Gang zu ihr nicht aufgeben. Der noch winterliche Märztag war frisch und sonnig, die reine Klarheit der Luft, das heute so froh belebte Treiben auf den Straßen stimmte ihn zuversichtlich. Noch einmal wiederholte er sich unterwegs Alles, was er ihr sagen wollte, wog die Redewendungen und Worte ab, um nichts zu sparen, was seinem Plane nützen konnte. Und als er nun vor dem schönen Hause außerhalb der Stadt anlangte, zog er beherzt die Glocke und trat ein. Allein diese Zuversicht verließ ihn plötzlich, da er die mit Teppichen belegten Marmorstufen des Treppenhauses hinan stieg, und die vornehme Stille, der Schmuck und das anmuthende Behagen des Wohlstandes sich in den lebhaftesten Widerspruch zu der Abenteuerlichkeit seines Vorhabens zu setzen schienen. Er zögerte einen Augenblick. Durfte er erwarten, daß sie auf seinen Plan eingehen werde? Aber gemahnt von seinem Gewissen und Herzen, kam er zu seinem Entschluß zurück, er wollte nicht umkehren, so wenig Erfolg er sich von seinem Besuch auch versprach.

Er hörte Musik. Eine Sopranstimme ließ sich am Klavier vernehmen. Die Dame war zu Hause. Er schellte und schickte durch den öffnenden Diener eine Karte hinein, mit der Anfrage, ob das Fräulein ihn empfangen wolle? — Der Ge-

sang wurde abgebrochen, es entstand eine Pause. Dann kam der Diener zurück, mit dem Bescheid, daß er eintreten dürfe. — Die Gelegenheit konnte nicht günstiger sein. Luitgart, die Tochter des Hauses, war allein. Vom Klavier nur eben aufgestanden, die Karte des Unbekannten noch in der Hand haltend, sah sie dem Eintretenden entgegen. Die Mutter mochte ihn wohl kennen und eingeladen haben, dachte sie, und, erfahren in den Formen der Gesellschaft, wie die junge Dame war, empfing sie ihn mit ruhiger Gemessenheit und fragte mit einem Blick auf die Karte: „Doctor Wolfram?"

Er verneigte sich und nahm ihr gegenüber Platz. Sein Herz schlug heftiger, als er ihre schönen, ausdrucksvollen Augen erwartungsvoll prüfend auf sich gerichtet sah. Er mußte die Rede beginnen, und fühlte doch mit Schrecken seinen ganzen wohlgeordneten Redeplan zerstört, und außer Zusammenhang gebracht. So begann er, nicht ohne Verlegenheit: „Gnädiges Fräulein, ein Unbekannter naht sich Ihnen mit einem Anliegen, welches Sie im ersten Augenblick sehr befremden wird. Ich bitte im Voraus um Verzeihung, ich weiß, was ich wage, aber das Gefühl einer Pflicht will sich bei mir lebhafter geltend machen, als das gesellschaftliche Bedenken."

Luitgart sah den Sprecher in der That schon jetzt befremdet an. War an seiner Erscheinung und seinem Betragen auch nichts auszusetzen, so fühlte die junge Dame sich doch bei dieser Einleitung von so viel Vermuthungen durchkreuzt, daß der äußere günstige Eindruck des Gastes Gefahr lief, dem aufsteigenden Verdacht zu erliegen. Sie schwieg, und hielt die Augen fest auf ihn gerichtet.

„Was ich zu sagen habe," fuhr er fort, „ist so ungewöhnlich, daß jede Einleitung zu entbehren wäre — mir aber halten Sie es zu gute, wenn ich in dem Gefühle der Fremdheit Ihnen gegenüber durch ein zu schnelles Aussprechen meines Ansinnens mich nicht verkannt zu wissen wünschte. Kurz — Sie erinnern sich eines jungen Musikers, Namens Arno Burgwart?"

Die Augen der jungen Dame sagten, daß dieser Name sie lebhafter berührte. Eine leise Bewegung in ihren Zügen verrieth, daß sie alle Vermuthungen gegen den Gast plötzlich fallen ließ, und ihn mit ganz veränderter Aufmerksamkeit betrachtete. Doch wußte sie sich in die gemessene Form zurückzufinden. „Gewiß!" sagte sie. „Er besuchte uns früher zuweilen."

„Den Grund, weßhalb er Ihr Haus zu vermeiden anfing, wissen Sie nicht, mein Fräulein?"

„Nein!" entgegnete Luitgart kalt. „Es stand ihm frei, uns zu vermeiden, wenn ihm unser Haus nicht zusagte. Gleichwohl," — fuhr sie fort, nicht ohne einen leisen Anflug des Vorwurfs — „gleichwohl war er bei uns wohl aufgenommen, und wir haben wissentlich nichts verschuldet, was ihn von uns entfernen konnte. Ich musizirte gern mit ihm, seine ersten Lieder habe ich häufig gesungen. Es war im vergangenen Winter. Wir sollten eine kleine Gesellschaft im Hause haben, wofür einige von seinen Kompositionen eingeübt waren, die er selbst zu leiten versprochen hatte. Zu unserer Ueberraschung ließ er uns nicht nur jenen Abend im Stich, er betrat unsere Schwelle überhaupt nicht mehr."

„Er wird sie voraussichtlich nicht mehr betreten," sagte Wolfram betrübt.

„Das steht ganz in seinem Belieben!" entgegnete Luitgart schnell, aber mit Kälte.

„Doch nicht! mein gnädiges Fräulein," fuhr der junge Arzt fort, „Burgwart ist sehr krank und, daß ich nur Alles sage, er wird die nächste Nacht nicht überleben."

Luitgart verhehlte nicht, daß sie sich durch diese Meldung ergriffen fühlte. „Und davon erfuhren wir nichts!" rief sie. „Warum ließ er es uns nicht bei Zeiten melden? Und schon so lange ist er krank?" Die Augen der jungen Dame hingen mit gespannter Theilnahme an des Gastes Lippen.

„Seine Krankheit währt erst seit einigen Monaten," erwiederte Wolfram. „Der Grund aber, warum er sich Ihrem Hause entzog, in welchem noch alle seine Gedanken leben, an dem sein ganzes Herz hängt, dieser Grund ist — ich bin hier, um Ihnen das zu eröffnen — ist eine tiefe und unauslöschliche Leidenschaft für Sie, mein Fräulein. Er liebte Sie, aber er glaubte zu erkennen, daß er nur um seiner Kunst willen in Ihrer Nähe geduldet werde, daß er keinen Anspruch erheben dürfe, weil er Andere sich vorgezogen sah, daß die Liebe des noch fast unbekannten, unbemittelten jungen Musikers zu der gefeierten Dame der Gesellschaft eine verlorene sei. Um sein Herz zu bezwingen, zog er sich zurück, denn in Ihrer Nähe fühlte er den Kampf gegen seine Lebenswünsche vergeblich. Um nicht verstoßen zu werden, ging er freiwillig. Es ist ihm nicht gelungen, sein Herz zu bezwingen. Auch seiner Kunst, seinen Bestrebungen, sah er überall den Riegel vorgeschoben. Eine aufreibende

Krankheit überfiel ihn in dem Moment, wo äußerer Mangel seine Lage verzweiflungsvoll gemacht hatte. So fand ich ihn vor etwa einem Monat — länger ist meine Bekanntschaft mit ihm noch nicht. Ich erfuhr, daß in dem Hause, darin ich wohne, ein junger Mann krank, hülflos, verlassen liege, besuchte ihn, und er befreundete sich mit mir. Ziemlich unbekannt, wie er in der fremden Stadt ist, hatte er nirgends einen Anhalt, und so theilte er sich seinem Arzte mit. Daß die Zerrüttung seines Gemüthes durch eine unglückliche Leidenschaft ein Haupthebel seiner Krankheit ist, blieb mir nicht verborgen."

Hatte sich bei Anhörung dieser Eröffnungen Anfangs eine flammende Glut über das Gesicht der jungen Dame gegossen, so verflog die Röthe schnell, um einem tief kummervollen Ausdruck, verbunden mit der Blässe innersten Erschreckens Platz zu machen. Ohne ein Wort der Erwiederung zu finden, saß sie in schweigendem Hinstarren vor dem Gaste.

„Und nun, zu meiner Bitte, gnädiges Fräulein!" redete dieser weiter. „Haben Sie den Muth, an das Lager eines Sterbenden zu treten, und seinen letzten Lebensblick zu dem schönsten seines Daseins zu machen? Er hat mir keinen Auftrag gegeben, aber ich weiß, was ihn in diesen letzten Stunden erfüllt, und mache mich selbst zum Ausdruck seiner Wünsche. Sie können einen tief Unglücklichen hoch beseeligen, wenn Sie meine Begleitung annehmen, um ihm auch nur durch Ihre Erscheinung zu erkennen zu geben, daß sein Schicksal wenigstens nicht ohne Ihre Theilnahme geblieben sei."

Luitgart zuckte zusammen bei dieser unvermutheten Wen-

dung. Einen Augenblick ließ sie ihre Augen hastig forschend auf Wolfram's Gesicht haften, und als sie in seinen männlichen Zügen den Ausdruck aufrichtigen Ernstes zu erkennen glaubte, erhob sie sich plötzlich, schritt durch das Zimmer und blieb endlich, abgewandt von dem Gaste, am Fenster stehen, um in den winterlichen Garten hinaus zu blicken. Wolfram verstand, daß sie sich sammeln und fassen wollte, um zu einem Entschluß zu kommen. Auch er stand auf, und öffnete ein Notenheft, worin seine Augen ebensowenig lasen, als die der Dame die beschneiten Rasenflächen und Tannen betrachteten. Es war ein minutenlanges tiefes Schweigen.

Die Dame bestand einen harten Kampf. Sie war eine starke, entschlossene Natur, von der gleichgearteten Mutter früh zur Selbständigkeit erzogen. Sie hatte ihr fünfundzwanzigstes Lebensjahr überschritten, und sich durch Bildung, Weltverkehr und ihr musikalisches Kunststreben die Wege selbst vorgezeichnet, die sie gehen wollte. Niemand hinderte sie daran. Und doch nahm sie Anstand, nun an der Hand eines ihr noch fremden Mannes einen so ungewöhnlichen Schritt zu thun. Es beschäftigte sie weniger die Frage, wie dieser Schritt von der Welt gedeutet werden möchte, als vielmehr der Zweifel, ob sie ihn vor ihrem eigenen Gewissen vertreten könne. Und dazu kam ihr so viel des Neuen, Ueberraschenden, Erschreckenden aus den Mittheilungen des Arztes entgegen, daß alle ihre Empfindungen auf das Lebhafteste erregt wurden. Das verwöhnte, vom Wohlstand überhäufte, gefeierte, vielumworbene Mädchen wußte nichts von Mangel und Noth, ihr kam das Dasein in lachender

Ueberfülle entgegen. Und nun hörte sie von der beklagenswerthen Lage eines jungen Mannes, dessen Talent sie hoch hielt, den sie einst mit Vergnügen in ihren glücklich heiteren Umgebungen willkommen geheißen, ohne jemals an seine äußeren Umstände gedacht zu haben. Und dieser junge Mann sollte jetzt in Elend und Verlassenheit, eine unseelige Leidenschaft zu ihr im Herzen, dahinsterben? Diese Liebe war ihr neu, erschreckend, sie wähnte etwas wie ein Unheil darin, das mit dem Tode des Sterbenden auf sie zurückfallen müsse. Einst hatte sie Wohlwollen und Theilnahme, vielleicht sogar ein etwas lebhafteres Interesse, für ihn gehegt, dann in dem Gefühle der Verletztheit ihren Stolz gegen ihn aufgerufen, und endlich seiner kaum noch gedacht. Ein tiefes Mitleid ergriff sie jetzt, allein die Scheu vor einem Schritte, wie Wolfram ihn ihr zumuthete, ließ sich nicht schnell überwinden. Ihr Herz schlug heftig, ihre Gedanken schwankten zwischen Wollen und Widerstreben.

Wolfram beobachtete sie in großer Spannung. Er sah sie im Profil, und betrachtete mit Erstaunen die Schönheit und Vollendung ihrer Formen, die Bedeutung, die sich in ihrer Gestalt, in ihrer ganzen Persönlichkeit aussprach. Er hatte sie nur einmal im Konzert, bei der Aufführung eines großen Oratoriums gesehen und singen hören. Sie that das zuweilen, und war, ohne die Kunst zu ihrem Beruf zu machen, durch die Macht ihrer Stimme, und ihre musikalische Ausbildung eine sehr gesuchte und bewunderte Sängerin. Daß sie auch persönlich eine so ausdrucksvolle, großartige Erscheinung sei, erkannte Wolfram erst heute.

Endlich wandte sie sich wieder zu ihm. „Und kann Ihr

Freund nicht auch wieder genesen?" fragte sie mit dem Tone tiefer Beängstigung.

„Ich zweifle, mein Fräulein. Nach meiner traurigen Ueberzeugung geht sein Leben schnell zu Ende."

„So wäre Gefahr im Verzuge?" rief sie rasch, indem sie das Fenster verließ.

Er bestätigte es schweigend. Luitgart seufzte tief auf. Nach kurzer Pause, während welcher nur ihr unstät hin und her gewendetes Auge den inneren Kampf verrieth, begann sie: „Sie begreifen wohl, Herr Doctor, daß ich bei so überraschenden Eröffnungen, und bei einer so ganz ungewöhnlichen Bitte noch mit mir selbst ringe."

„Mein Fräulein," entgegnete Wolfram, „ich durfte auf weniger denn auf eine so gütevolle Aufnahme meines Ansinnens gefaßt sein! Zumal ich selbst, als ein Ihnen Unbekannter, Ihnen gar keine Bürgschaft für die Lauterkeit meiner Gesinnungen geben kann, als mein männliches Wort."

Sie sah ihn an mit einem Blicke, der zu sagen schien, sie wolle darüber beruhigt sein. „Wenn es denn so dringend ist," begann sie wieder, „dann müßte es heut noch sein?"

„So bald als möglich! Wenn sie nicht erkannt sein wollen — in einer halben Stunde ist es dunkel. Unser Freund kann, ehe die Stunde ganz verrinnt, im Angesicht des höchsten Glückes noch einmal aufathmen."

„Herr Doctor," — sagte sie mit jetzt fester Stimme, „ich will Ihnen vertrauen, ich bin entschlossen."

Er trat ihr einige Schritte näher, es war ihm im Gefühle seines Dankes, als müsse er ihre Hand ergreifen, und seine Lippen darauf pressen. Er that es nicht. „Ich werde

Ihr Vertrauen zu verdienen suchen," rief er beglückt, „und verstehe die Größe Ihres Entschlusses zu würdigen."

„Ich weiß, was ich unternehme," fuhr Luitgart fort. „Meine Mutter ist ausgefahren, und wird in den nächsten Stunden nicht zurück erwartet, mein Bruder ist verreist. Ich kann Keines von Beiden um Rath fragen, und muß das Wagniß auf mein eigenes Gewissen nehmen. Ich stelle mich unter Ihren Schutz, Herr Doctor. Doch wünsche ich nicht, das Haus mit Ihnen zugleich zu verlassen. Erwarten Sie mich am nächsten Wagenhaltplatze (sie gab ihm den Ort näher an), ich werde Sie nicht lange auf mich harren lassen." Luitgart verabschiedete sich schnell, und Wolfram eilte aus dem Hause, leichteren Herzens, als er gekommen war. Auf einen so günstigen Erfolg seines Besuchs war er nicht gefaßt gewesen. Auch Wolfram war ein noch junger Mann. Trotz der Sorge um den unglücklichen Freund war seine Stimmung freudig gehoben, und es erfüllte ihn eine lebhafte Genugthuung, das schöne, stolze, gefeierte Mädchen, dessen Bedeutung nicht ohne Eindruck auf ihn geblieben, für seinen Plan gewonnen zu haben.

Wirklich ließ ihn Luitgart nicht lange warten. Sie hatte schnell ihren modisch eleganten Anzug mit einem einfacheren, dunklen vertauscht. Von einem schwarzen Schleier dicht verhüllt, kam sie daher, stieg schweigend in den Wagen, dessen Schlag Wolfram geöffnet hielt, und gleich darauf fuhren Beide der Stadt entgegen. Da Luitgart's Wohnung ziemlich weit außerhalb der Thore, eine der letzten am Rande des öffentlichen Parkes, lag, das Ziel aber im Mittelpunkte der Stadt war, währte die Fahrt fast drei Viertelstunden,

und die frühe, winterliche Dunkelheit war gekommen, noch ehe die schweigend Dahinfahrenden anlangten. Endlich am Ziel, betrat Luitgart mit ihrem Begleiter ein Haus in enger Straße, doch mitten im geräuschvollsten merkantilischen Verkehr der Stadt. Es war ein altes Haus mit breiter gepflasterter Durchfahrt nach einem geräumigen Hofe, von Werkstätten, und von Vorrathsgebäuden umgeben. Fässer, Karren, Rollwagen und anderes Geräth standen im Thorwege. Das ganze Haus, von unten bis oben schien nur im Dienste kaufmännischen Rohmaterials zu stehen, und alle Ansprüche auf Sauberkeit aufgegeben zu haben. Luitgart's Schritte zögerten, als sie am Arm ihrers Führers durch die Einfahrt schritt. Aber sie nahm sich zusammen, und hüllte sich nur dichter in ihren Schleier. Wolfram schloß schnell eine Thür des Erdgeschosses auf, die zu seiner Wohnung führte, zündete eine Lampe an — denn die Beleuchtung der Treppen war sehr mangelhaft — und schritt der Dame voran, indem er ihr freundlich Muth einsprach und sie auf die gefährlichen, ausgetretenen Stellen der Treppe aufmerksam machte. Drei Stockwerke waren sie gestiegen. Jetzt, in schon bodenartigen Umgebungen, mit einem Fuß auf dem Anfang einer schmalen, sehr steilen, knarrenden Stufenreihe, die zum letzten Giebel zu leiten schien, blieb Luitgart athemlos stehen, und eine unüberwindliche Angst überfiel sie.

„Wohin führen Sie mich?" fragte sie mit bebender, halb erstickter Stimme.

„Nur getrost, mein Fräulein!" gab Wolfram leise zurück. „Das Schwerste ist gleich überwunden." Sie faßte sich, folgte ihm weiter, und bald standen sie unter dem

Dachgerüst und seiner kahlen Ziegelbedeckung. „Nur einen Augenblick!“ flüsterte der Arzt, und öffnete eine Thür, die er hinter sich schloß. Die junge Dame stand allein im Finstern, in einer ihr fremden und furchtbaren Umgebung. War sie nicht zu entschuldigen, wenn in diesem Augenblick noch einmal Verdacht und Argwohn gegen den Unbekannten, dem sie gefolgt war, in ihr erwachten? Die Kniee wankten ihr, sie suchte vergeblich nach einem Anhalt. Größer noch wurde ihre Bestürzung, als sie von der andern Seite her aus einem Dachzimmer lautes Gezänk vernahm. Eine kreischende Weiberstimme machte sich mit Erfolg geltend gegen rohe, unsichere Baßtöne. Der Streit wurde lebhafter, es polterte etwas gegen die Thür. Luitgart dachte an Flucht. Sie suchte mit dem Fuß nach der Treppe, ohne diese zu finden. Eine namenlose Furcht überfiel sie. Aber schon öffnete Wolfram die Thür, und winkte ihr, einzutreten. Er schob den Riegel hinter ihr vor.

Allein an die Stelle der Furcht trat jetzt bei dem bebenden Mädchen ein nie geahnter Schauder vor dieser neuen Umgebung. Sie befand sich unter dem abgeschrägten Dache in einer Kammer, die ihr zum ersten Mal die Möglichkeit darlegte, daß auch ein solcher Raum zu einer menschlichen Wohnung dienen könne. Die zerbrochenen Scheiben des halbrunden Dachfensters waren zum Theil mit Papier verklebt, zum Theil mit Kleidungsstücken verstopft, ließen aber der Luft noch so viel Eingang, daß beim Oeffnen der Thür die Lampe im Zugwind fast erlosch. Kein Ofen wärmte dieses Zimmer, dessen Mobiliar in einem Tisch, einem dreibeinigen, angelehnten Schemel, einigen Kisten und dem

Bettgestell bestand, auf welchem der Kranke mit geschlossenen Augen lag. Luitgart wagte keinen Schritt vorwärts zu thun, ihr Herz zog sich krampfhaft zusammen. Mit Entsetzen erkannte sie in den abgezehrten, blassen, schmerzlichen Zügen des Kranken das einst so lebensvolle, wohlgeformte Jünglingsgesicht, in das sie oft mit frohen Augen geblickt. Der Bewohner dieses Raumes schien von dem Besuch nichts zu merken, nur seine lauten Athemzüge verkündeten seine noch thätigen Lebensgeister. Welch' ein tiefes, grauenvolles Mitleid ging bei diesem Anblick durch das Herz des jungen Mädchens!

Wolfram nahm die Lampe und winkte seiner Begleiterin. Da fiel ihr Auge auf einen Gegenstand, dessen sie mit Erstaunen jetzt erst ansichtig wurde. Zu Füßen des Bettes stand auf einer Staffelei, in prächtigem Goldrahmen ein Oelgemälde, in welchem sie ihr eigenes, jüngst von einem berühmten Künstler gemaltes Porträt erkannte. Sprachlos fragend ließ sie ihre Augen von dem Bilde zu dem Arzte schweifen. „Er hat sich," flüsterte Wolfram, „mit Mühe von dem Maler die Kopie zu verschaffen gewußt, und seine letzte Habe an den Besitz dieses Kleinods gewendet." Luitgart legte ihre Hand auf das Herz, gleich als wollte sie das heftige Klopfen desselben hemmen. Der junge Arzt aber, von einem plötzlichen Gedanken ergriffen, hob das Bild von der Staffelei, stellte es gegen die Wand, nahm das Gerüst weg und flüsterte: „Stellen Sie sich statt des Bildes zu den Füßen des Bettes!" Luitgart, fast willenlos, gehorchte. Dann nahm Wolfram die Lampe noch einmal, hielt sie so, daß ihr volles Licht auf Luitgart fiel, und berührte mit der

andern Hand die Stirne des Kranken. Ein leises Zucken ging durch die Züge desselben. Er schlug die Augen auf. „Wie geht es, Arno?“ fragte der Arzt.

Arno blickte mit weit geöffneten Augen die unerwartete Erscheinung an seinem Lager an. Wie eine Verklärung ging es durch seine Züge. Er streckte die matten Arme nach ihr aus. Luitgart, in dem Glauben, er wolle ihr die Hand geben, reichte ihm die ihrige. Er hielt sie fest, und ein Schauer überlief des Mädchens Körper von der kalten Berührung, die sich selbst durch ihren Handschuh fühlbar machte. Matt ließ er die Arme sinken, aber es schien, als wollte er mit einem langen, langen Blicke die entzückende Vision in sich aufnehmen. Sie stand vor ihm, so schön, so voll reinster Theilnahme, so im Innersten schmerzlich bewegt, und doch wie eine segnende Gottheit die Lebensgeister wach rufend, und zugleich beruhigend. Ein leises Lächeln ging um seine Lippen, dann mit einem lauten Athemzuge schloß er die Augen. — Der Arzt bat seine Begleiterin, die Lampe einen Moment zu halten. Luitgart nahm sie und leuchtete, während Wolfram den Puls des Kranken untersuchte. Er verfolgte ihn eine Weile, Luitgart zitterte, und hing mit gespannter Aufmerksamkeit an des Arztes Mienen. Da wendete er sich zu ihr mit dem Ausdruck stummer Freude. „Das ist nicht der Tod!“ sagte er. „Ich hoffe fast — unser Freund ist gerettet!“

Luitgart athmete erleichtert auf und preßte schweigend, in sprachlosem Dankgefühl die Hände gegen ihre Brust. „Nun fort, mein Fräulein!“ nahm der Arzt das Wort auf. „Möge Ihr huldvolles Werk hier auch Ihnen gesegnet sein.

Ich begleite Sie nur bis an den Wagen, um hier die nöthigen Anstalten zu treffen." — Luitgart hatte keine Worte. Sie folgte ihm aus dem traurigen Gemache.

Sie war so ergriffen von dem, was sie gesehen und erfahren, daß sie nicht bemerkte, wie aus dem Dunkel des Bodenraumes plötzlich die Gestalt eines häßlichen Weibes hervortauchte, das mit neugierigen Augen in ihr eben hell beleuchtetes Gesicht spähte. Sie bemerkte auch nicht, wie Wolfram der Frau ein Zeichen gab, sich zurückzuziehen, was diese freilich unbeachtet ließ. — Als Beide auf der untersten Treppe anlangten, fühlte Luitgart ihre Kräfte erschöpft. Sie war eine starke Natur, allein das eben Erlebte drang so überwältigend auf sie ein, daß sie, in krampfhaftes Weinen ausbrechend, sich auf die letzten Stufen niedersetzen mußte. Wolfram öffnete rasch seine Stubenthür, und nöthigte sie einzutreten. Sie that es, und sank auf einen Stuhl, dicht neben der Thür, indem sie ihre aus dem Innersten hervorquellenden Thränen vergeblich zu hemmen suchte. „Ich muß Sie noch sprechen!" schluchzte sie. „Gehen Sie hinauf und sorgen Sie für ihn. Ich bleibe hier und erwarte Sie."

Wolfram zündete ein Licht an, nahm die Lampe, und ließ seine Begleiterin allein in seinem Zimmer. So hatte Luitgart Zeit, ihre Thränen zu stillen, und wieder zu sich selbst zu kommen. Mit einer unklaren, wenn immer beunruhigenden Vorstellung dessen, was sie erleben sollte, war sie gekommen, mehr als sie geahnt hatte sie angesehen und durchempfunden, und doch war es ihr lieb, daß sie dem Rufe gefolgt. Jetzt, da sie sich allein, wenngleich in einem fremden und ihr unbehaglichen Zimmer, fand, sammelte sie ihre Kräfte

und Gedanken, um die Lage der Dinge zu überblicken, und über die nöthigen Erfordernisse für die Entwickelung nachzusinnen. Eine flüchtige Ueberschau der Wohnung des Arztes belehrte sie, daß seine Mittel unzulänglich seien, für den Freund ausreichend zu sorgen. Das Zimmer war ärmlich und eng, Schlafstube, Arbeitsraum und Empfangssaal, Alles in Einem. Und in der That warf die Armenpraxis des von Hause aus ganz unbemittelten jungen Anfängers nichts ab, und was er sonst erwarb, genügte kaum, der für den Arzt so nöthigen äußeren Erscheinung Genüge zu thun. Er konnte seinem kranken Hausgenossen ärztlichen Beistand leisten, er hatte, seit er ihn gefunden, die Miethe und Arzneien für ihn berichtigt, und die schlechten Leute, bei denen er in Wohnung lag, durch einen Zuschuß an Geld zur Pflege verpflichtet — was von ihnen freilich nicht immer gehalten wurde — damit aber war auch Wolfram's Leistungsfähigkeit erschöpft. Längst hatte er gewünscht, den Freund hinunter in sein Zimmer umzuquartieren, dagegen aber erklärte sich seine Wirthin auf das Entschiedenste. Leute, die auf dem Oberboden im Sterben liegen, und nicht bezahlen können, nimmt eine „anständige" Zimmervermietherin zu ebener Erde nicht gern auf, zumal wenn sie weiß, daß ihr bisheriger Miether noch bei ihr im Rest ist. — Von solchen Verhältnissen wußte Luitgart zwar nichts, aber der Einblick in das Leben, den sie heute gethan, ließ sie doch ahnen, daß es auch unter Wahrung des äußeren Anstands und bei gefälligen Formen Lebenslagen gebe, die mit der Bildung und Stellung des Menschen im Widerspruch stehen. War Luitgart auch ein verwöhntes Kind der Gesellschaft, das von der Neuheit

ihrer heutigen Erfahrung noch schaudernd erbebte, so war sie doch eine vorurtheilsfreie, edle Natur, die sich über die fast allgemeine Engherzigkeit der Menschen erhob, wonach Talent und innere Bedeutung nur nach dem Erfolg und den Zufälligkeiten der äußeren Lage abgeschätzt werden. Für Luitgart warfen ihre Wahrnehmungen keinen Schatten auf Arno und Wolfram zurück. Ihr Antheil für den ersten hatte sich in dieser Stunde nur bereichert, ihre Achtung für seinen Freund erwärmte sich, je mehr sie einen Einblick in seine eigene Lage zu gewinnen glaubte. — Und so saß sie, nachdem sie ihre Thränen gestillt hatte, regungslos in dem Zimmer des Arztes, ohne den Platz zu verlassen, den sie beim Eintritt gewählt hatte. Wie sehr sich ihre Gedanken durchkreuzten, sie blieben zuletzt doch immer an dem einen Bekenntniß haften, an dem Bekenntniß, daß Arno aus Liebe zu ihr einst verschwunden war, und daß diese Leidenschaft wohl auch sein äußeres Unglück herbeigeführt habe. War das nicht ein stolzes Herz? fragte sie sich. War das nicht ein männlicher Charakter, der, wenn immer er in seiner Herbheit und Schärfe unrecht handelte, doch die Achtung ihres eigenen stolzen Herzens verdiente? Und wie groß mußte diese Liebe sein! Er gab seine letzte Habe hin, um, wenn auch entsagend, ihr Bild, als höchsten Schatz, nicht zu entbehren! — So versenkt war sie in diese Gedanken, daß ihr Wolfram's längeres Ausbleiben nicht auffiel. Er hatte sie über eine halbe Stunde lang allein gelassen. Jetzt trat er mit einer gewissen Hast in's Zimmer. „Wie ist's?" rief sie ihm entgegen.

„Es geht gut!" sagte er. „Ganz überraschend gut! Als

ich zu ihm kam, schlug er die Augen auf, und erzählte mir mit heiterer Ruhe, er habe den schönsten Traum gehabt. An der Stelle des Bildes hätten Sie selbst gestanden, und ihm freundlich die Hand gereicht. Es sei ihm, als müsse dieser Traum ihn gesund machen."

„Gott geb' es!" entgegnete Luitgart. Zugleich aber durchzuckte sie ein Gedanke, der, wie nahe er gelegen, ihr doch jetzt zuerst lebendig wurde. Wenn Arno wirklich noch genesen konnte, durfte er erfahren, daß sie an seinem Krankenlager gestanden? „Lassen Sie ihn bei diesem Traume!" rief sie schnell. „So lange er selbst nicht an die Wirklichkeit glaubt, möge Alles für ihn nur eine Vision gewesen sein. Ich verlange Ihr Ehrenwort, Herr Doctor!" — Wolfram gab es und berichtete, daß der Leidende in einen ruhigen Schlaf gesunken sei, und daß er als Arzt selbst anfange, an seine Wiederherstellung zu glauben. — So viel auch Luitgart gemeint hatte mit dem Arzt noch sprechen zu müssen, sie war jetzt anders entschlossen. Sie bat nur, die Straße und Nummer des Hauses für sie aufzuschreiben, und nahm Wolfram das Versprechen ab, ihr morgen mit dem Frühesten durch zwei Zeilen zu melden, wie sein Freund sich befinde. Sie wollte, während der Arzt sie zu einem Wagen begleitete, den Ausdruck seines Dankes nicht annehmen, im Gegentheil ihm selbst zu dem lebhaftesten Danke verpflichtet sein. Mit einem freundlichen: „Auf Wiedersehen!" reichte sie ihm zum Abschied die Hand.

Luitgart traf noch vor ihrer Mutter zu Hause ein. Als sie die behaglichen Wohnräume, den Glanz und die verschwenderische Fülle, die für alle Bedürfnisse ihres Lebens

sorgte, wiederfand, ward ihr der Gegensatz zu den Umgebungen, die sie eben verlassen, noch einmal recht fühlbar. Aber auch ihr Entschluß, zu sorgen und abzuhelfen, stand fest. Sie setzte sich sogleich an ihren Schreibtisch, warf einige Zeilen auf das Papier, siegelte etwas ein und schickte den zuverlässigen Diener zu schleuniger Besorgung damit fort. — Es blieb ihr Zeit, das Erlebte noch einmal an sich vorüber gehen zu lassen, um es der Mutter bei ihrer Rückkehr mit Sammlung erzählen zu können.

Endlich fuhr der Wagen vor, und bald trat Frau Steinhausen, die Mutter, ein, zugleich mit einem Gaste, Fräulein von A., einer alten Freundin der Hausfrau. Die Damen kamen aus einer stürmischen Sitzung ihres Frauenvereins, waren noch aufgeregt, aber heiter und zu allerlei Lustigmachereien geneigt. Obgleich selbst zum Vorstand gehörig, hatten Beide, als verständig klare Frauen, doch Beobachtung für die parlamentarisch vergnügliche Seite ihres Damenkomités, und hielten sich jetzt durch Lachen schadlos für den hohen Ernst, den sie während der Verhandlung bewahrt hatten. Gleichwohl nahmen es Beide wirklich ernst mit ihrem Verein, ihr Humor galt nur den äußeren Zufälligkeiten. Besonders war das alte Fräulein in ausgiebiger Laune, und wußte durch ihre Nachahmungskunst selbst Luitgart zu unterhalten. Unter solchen Umständen konnte diese nicht wohl daran festhalten, der Mutter heute noch von ihrem selbstständigen Thun zu erzählen. Sie nahm sich zusammen, wie sie das von früh auf gelernt hatte, um, wenn nicht heiter, doch innerlich frei zu erscheinen. Nicht lange darauf wurde noch mehr Gesellschaft gemeldet.

Frau Steinhausen, eine kluge, geistig angeregte Frau, hatte gern Leben und Bewegung in den schönen Räumen ihres Hauses, das jetzt nur von ihr und der Tochter bewohnt wurde. Der einzige Sohn, nur zwei Jahre älter als Luitgart, den sein Beruf in die Regierungskreise geführt, hatte sich früh verheirathet und wohnte in der Stadt. Mutter und Tochter, obgleich in durchaus herzlichem Verhältniß stehend, führten doch jede in ihren gesonderten Interessen ein selbständiges Leben. Frau Steinhausen wollte es nicht anders. Früh Wittwe geworden, hatte sie ihr Haus selbst vertreten, und die Erziehung ihrer Kinder allein übernehmen müssen. Wie sie von heiterem, klarem, verständigem Geist war, hatte sie diese Richtung auch in der Entwicklung der Kinder zu befestigen gesucht. In ihrer Erscheinung durchaus Weltdame, von hoher, edler Gestalt, und noch fast jugendlichem Aussehen, mochte sie die Vortheile der Toilette gern für sich ausbeuten, ohne jemals aus den Grenzen der Frau von achtundvierzig Jahren zu treten. Sie repräsentirte ihr Haus in der gewähltesten und angenehmsten Form. Allein ihr immer reger Geist brauchte mehr Beschäftigung, als das Hauswesen und die Familie ihr jetzt noch gewähren konnten. So hatte sie sich zum Mittelpunkt mehrerer wohlthätiger und gemeinnütziger Kreise gemacht, wobei sie sich auch manchen beschwerlichen und unbequemen Pflichten nicht entziehen wollte. Sie schreckte nicht zurück, sich auch in schlimmere Stätten des Unglücks und menschlichen Elends, als die Tochter heute zuerst gesehen, persönlich zu wagen, sie kannte die Welt und das Leben genau, ohne durch gemüthliche Ergriffenheit ihren Geist umfloren zu lassen. Die Mittel zur Abhülfe und

Verbesserung standen auch bei ihr in erster Reihe, allein sie konnte auch streng sein, konnte hart erscheinen, wo sie erkannte, daß eingewurzelte Uebel durch Unterstützung nicht gehoben, sondern nur verschlimmert wurden. Sie lebte mit ganzem Interesse in diesem Wirkungskreise; kehrte sie dann aber in ihre Gesellschaftsräume zurück, dann war sie die gewandte, heitere Frau, die auch den leichten Schimmer auf der Oberfläche des Lebens nicht entbehren mochte. Um so angenehmer war es ihr, daß Luitgart, bei ihrem Talent und ihrer Vorliebe für die Musik, sich auch ihren eigenen Kreis bildete, worin sie selbständig waltete. Sie ließ ihr freie Hand, freute sich der künstlerischen Geselligkeit, und hatte nichts dagegen, daß die Tochter ihre schöne Stimme auch wohl einmal öffentlich in Konzerten hören ließ. — Die Gesellschaft, obgleich klein, blieb heute lange beisammen. Denn noch spät überraschte der Sohn mit seiner Gattin die Seinigen. Er war früher von seiner Reise zurückgekehrt, und hatte Mancherlei zu erzählen. Als man sich endlich trennte, glaubte Luitgart den Augenblick gekommen, um sich der Mutter mitzutheilen. Diese aber erklärte sich für ungewöhnlich ermüdet, und so wurde für heute das Wort der Mittheilung unterdrückt.

Wolfram hatte noch an demselben Abend ein Billet erhalten, aus welchem er einige Banknoten zog, deren Werth ihm im ersten Augenblick einen Schreck einflößten. Das Billet ohne Namensunterschrift lautete: „Ich wünsche, daß für unsern Kranken in jeder Weise gesorgt werde. Weder er noch sonst Jemand soll erfahren, auf welche Weise seine äußere Lage sich verbessert habe. Sein treuer Arzt wird es

an nichts fehlen lassen, und dem Absender täglich Nachricht geben." Wolfram wußte genug und traf seine Anstalten.

Am folgenden Morgen erhielt Luitgart die schriftliche Meldung, daß Arno sich augenscheinlich auf dem Wege zur Besserung befinde, und wiederum am folgenden traf ein längeres Schreiben ein. Man habe, so hieß es, in demselben Hause ein hübsches Zimmer gemiethet, in welchem der Patient bereits wohl aufgehoben sei, und zwar unter der Pflege einer Familie, zu welcher der Arzt das beste Vertrauen hegte. — Von diesem Augenblick an athmete Luitgart erst eigentlich auf, sie brauchte nun nicht mehr die entsetzliche Dachkammer zu fürchten, wenn ihre Gedanken bei den Freunden verweilten. Und dort waren sie eigentlich bei Tag und Nacht. Sie suchte Arno's erste Lieder, die sie lange nicht angesehen, wieder hervor und versuchte sie zu singen. Allein die Stimme versagte ihr vor innerer Bewegung. Denn jetzt erst verstand sie den Inhalt, sie fühlte, an wen die Worte und Töne gerichtet waren. Die Mutter kam einmal dazu, wie Luitgart am Klavier, ohne zu singen, diese Kompositionen über die Tasten gleiten ließ. Selbst nicht ohne musikalisches Verständniß, erkannte Frau Steinhausen die früher häufig gehörte Musik. „Es sind doch hübsche Lieder," sagte sie, „und eigentlich ist es schade, daß der junge Sonderling nichts mehr von uns wissen will."

Luitgart erhob sich, sie wollte endlich der Mutter ihr Abenteuer erzählen. Allein Frau Steinhausen stand schon mit Hut und Mantel da, und der Wagen vor der Thür, um sie in eine Vereinssitzung zu bringen. Sie verabschiedete sich schnell von der Tochter, und Luitgart sah den Augenblick

wieder verpaßt. Das war nun schon einige Mal geschehen, und noch öfter wähnte sie in den nächsten Tagen den Moment ungünstig. Bald fühlte sich Luitgart innerlich gar nicht mehr zur Mittheilung gedrängt, und ließ die Sache auf sich beruhen.

Dagegen gestaltete sich in den folgenden Wochen ein lebhafter Austausch von Nachrichten auf kleinen Zetteln zwischen Luitgart und dem jungen Arzte. Immer günstiger lauteten die Nachrichten über Arno, seine Genesung war gesichert, bald konnte er aufstehen, und schon verlangte er wieder sich seiner Kunst zuzuwenden. Mußte Luitgart darauf verzichten, im Einzelnen so für den Genesenden zu sorgen, wie sie wohl gewünscht hätte, so machte sie es sich jetzt zur Pflicht, ihm heimlich die Sehnsucht nach seiner Kunst zu befriedigen. Der Arzt konnte bald melden, daß ein Pianino angelangt, und von Arno mit Entzücken begrüßt worden sei. — Tags darauf erhielt Wolfram von seiner geheimen Korrespondentin die Nachricht, daß sie ihn, den sie nach jenem ersten Beisammensein noch nicht wiedergesehen hatte, persönlich sprechen wolle. Sie bat ihn, einen förmlichen Besuch bei ihrer Mutter zu machen (übrigens mit Bewahrung ihres Geheimnisses), bei der sie ihn als eine neue Bekanntschaft aus musikalischen Kreisen bereits gemeldet habe. — Dem Arzte war diese Einladung aus doppelten Gründen lieb. Nicht nur freute er sich, sein gütige Gehülfin wieder zu sehen, er hatte ihr auch in Bezug auf den Freund allerlei zu sagen, was ihm bereits peinlich zu werden anfing. So zögerte er nicht, und machte noch desselben Tages der Dame des Hauses seine Aufwartung.

Frau Steinhausen empfing ihn mit jener angenehmen Form, durch die sie Jeden zu gewinnen wußte, und da er selbst gefiel, wurde die Annahme laut, daß man ihn zu den ständigen Gästen des Hauses werde zählen dürfen. Es fand sich, daß Wolfram einige musikalische Uebung auf dem Cello eingestehen konnte, und so fehlte nichts, seinen Besuch erfreulich zu machen. Ein Blick in das Musikzimmer, in welchem der Flügel geöffnet stand, bewog ihn zu der Bitte um ein Gesangstück. Die Tochter des Hauses war gern bereit, und legte Arno's erste Lieder auf, um sie sich selbst zu begleiten. Während sie sang, machte die Mutter von ihrem Rechte Gebrauch, andern Geschäften nachzugehen, was sie häufig that, wenn Besuche sich durch Musik verlängerten. Kaum hatte sie das Zimmer verlassen, als Luitgart ihren Gesang beendigte. „Wir haben Wichtigeres zu verhandeln," rief sie schnell, „und Lieder können Sie hier noch oft hören. Lassen Sie es mich gestehen, lieber Herr Doctor, daß ich mit Sehnsucht der Stunde entgegen gesehen, wo ich mit Ihnen sprechen könnte. Halten Sie es mir zu gute, wenn ich nicht mehr vor Ihnen erröthe. Was ich gethan habe, nehme ich auf mich, und da Sie es sind, der mir dazu Veranlassung gegeben, kann ich darum in Ihren Augen nicht verlieren. Es hat mich eine Weile gequält, daß ich meinen Schritt vor meiner Familie geheim gehalten, nun aber mag es dabei bleiben. Vor allen Dingen — Ihr Freund hat doch keine Ahnung von meiner Einmischung in seine Lage? Er darf es nicht wissen — um Gotteswillen nicht."

„Mein Fräulein," begann Wolfram, „auch ich gestehe, daß ich längst gewünscht, mit Ihnen ein mir immer bedenk-

licher werdendes Verhältniß zu erörtern. Ihre Güte hat mich Arno gegenüber in eine etwas mißliche Lage gebracht. Zwar kann ich ihn darin bestärken, jene Erscheinung an seinem Krankenlager wirklich nur für einen lebhaften Traum zu halten. Allein von den ersten Momenten seiner Genesung konnte ihm die augenscheinlich günstigere Gestaltung seiner Umstände nicht verborgen bleiben. Das soll nun Alles mein Werk sein —"

„Das ist es auch!" unterbrach ihn Luitgart. „Sie haben es veranlaßt."

„Können Sie mir verargen," fuhr er fort, „wenn sein grenzenloser Dank gegen mich, den ich fast täglich hören muß, mir recht peinlich wird? Er wird, je mehr seine Genesung fortschreitet, endlich meine Verhältnisse näher kennen lernen —"

„Das kann man verhindern!" warf Luitgart ein. „Sie können ihn auf's Land schicken. Das Frühjahr ist ohnehin nicht fern. Dergleichen wird zu seiner Kur nöthig sein."

„Könnten wir denn nicht," meinte Wolfram, „irgend einen unbekannten Freund von ihm fingiren oder gelten lassen, der seine Wohlthaten —"

„Nicht doch! Welch' ein entsetzliches Wort! Wohlthaten!" eiferte die junge Dame. „Muß der einfachste und natürlichste Ausdruck der Freundschaft mit solchem Worte bezeichnet werden, der nach beiden Seiten hin bitter verletzt? Der selbstverständliche Dienst, den wir dem Freunde geleistet, bleibt Ihnen allein zugeschrieben, der Sie die Hauptsache dabei gethan haben. Ich will Ihr Wort dafür haben!" Sie streckte ihm die Hand entgegen, die er gern ergriff,

wenn er gleich mit dem neuen Pakt nicht recht einverstanden war.

„Gut denn für jetzt," — sagte er, und er zögerte und stockte doch, als er fortfuhr: „Es wird aber eine Zeit kommen, wo Arno — wieder dieses Haus betritt, wo — bei der Lage der Dinge ihm nicht mehr verborgen bleiben kann —"

Sie sah den Sprecher ruhig und mit klaren Augen an. „Glauben Sie, daß eine solche Zeit jemals kommen werde? Ich glaube das nicht! Er wird nicht mehr den Wunsch haben, unser Haus zu betreten. Ich vermuthe, sein inneres Leben hat eine neue Wendung erfahren. Oder hat er sich anders gegen Sie ausgesprochen?"

Wolfram war betroffen. Er verstand diese maßvolle Ruhe des Mädchens nicht. Der klare Blick, der von keiner Spur von Bitterkeit getrübte Ausdruck ihrer Worte verwirrte ihn. Liebte sie den Freund denn nicht? War all' ihre angelegentliche Sorge für ihn nur eine oberflächliche Theilnahme, die der Drang, etwas Gutes zu stiften, nur vorübergehend gesteigert hatte? So ruhig konnte sie darauf verzichten, ihn wiederzusehen! — Und während Wolfram sich von solchen Gedanken durchkreuzt fühlte, setzte ihn ihre letzte Frage in einige Verlegenheit. Denn längst war es ihm aufgefallen, daß Arno seit seiner Genesung von Luitgart gar nicht mehr gesprochen hatte. Daß ihn jene Erscheinung, die er für einen Traum hielt, beschäftigte, trat in den ersten Tagen zuweilen hervor. Dann verstummte er darüber, um weder Luitgart's, noch ihres Hauses, noch irgend einer Beziehung zu ihr wieder zu erwähnen. So mußte Wolfram eingestehen, was ihn selbst befremdete.

„Sie sehen, wie richtig meine Vermuthung ist," entgegnete sie lächelnd. „Und so wird es gewiß gut sein. Wir Beide, Sie und ich, die wir in so eigenthümlicher Weise zu Vertrauten und hoffentlich zu Freunden geworden sind, wollen darum auf dem Wege, den wir für ihn eingeschlagen, nicht umkehren. Sie werden mir Wort halten und schweigen, es soll dies die Genugthuung sein, die ich von Ihnen noch zu fordern habe."

Er sah sie fragend an. „Haben Sie mich nicht verleitet," fuhr sie lächelnd fort, „aus den Grenzen zu treten, die ich eigentlich ungestraft nicht überschreiten durfte? Mein Geheimniß muß Ihnen jetzt heilig sein, auch wenn Sie selbst ein wenig dafür zu büßen haben. — Also, unser Freund soll auf das Land, der kommende Frühling wird ihn erquicken, ihm neues Leben bringen. Wo aber verschaffen wir ihm einen passenden und angenehmen Aufenthalt?"

Wolfram sann nach. Er hatte in Thüringen entfernte Verwandte, ein altes Ehepaar. Der Mann war Kantor im Städtchen, sein Sohn Prediger an einem andern Orte. Wolfram hatte die Familie in früheren Jahren zuweilen besucht, und war öfter eingeladen worden. So schlug er das Haus des Kantors für seinen Freund vor.

Luitgart's Auge ruhte plötzlich mit einem forschenden Ausdruck auf ihm. Sie schien ein wenig mißtrauisch, vielleicht auch nur verwundert. „Dahin wollen Sie Ihren Freund schicken, Herr Doctor?" fragte sie nach kurzem Schweigen. „Kennen Sie die Umgegend des Städtchens genauer?"

Wolfram mißverstand ihren Blick und die Betonung

ihrer Frage. „Es würden auch weniger bescheidene Ansprüche, als die meines Freundes sind, genügen," sagte er, „um dort Behagen zu finden. Die Gegend ist, so weit ich sie kenne, recht anmuthig. Die alten Kantorsleute, ein stilles, gutmüthiges Paar, würden den Gast willkommen heißen, und das hübsche Stübchen nach dem Garten hinaus, der sich an Feld und Wald anschließt, kenne ich selbst." Der Arzt war plötzlich ganz eingenommen für seinen Plan. „Auch hätte dann Arno die Orgel in der Kirche zu seiner Verfügung. Schon ein paarmal hörte ich von ihm, daß seine Wünsche danach stehen. Zumal jetzt, da ihm bereits ein größeres Werk oratorischen Styls im Sinne liegt."

Während Wolfram diese Vortheile auseinandersetzte, sah Luitgart in Gedanken vor sich hin. „Wir sprechen künftig noch davon!" sagte sie dann, und gab der Unterhaltung eine andere Richtung.

Wolfram war von diesem Tage an ein gern gesehener Gast im Steinhausen'schen Kreise. Sein Cello, das er nicht ohne Gewandtheit spielte, machte ihn für die musikalischen Abende nur willkommener. Von Bedeutung für ihn wurde seine Bekanntschaft mit dem Hausarzte, dem Medizinalrath R., der, vermuthlich besonders auf ihn aufmerksam gemacht, ihm seine Gunst zuwendete. Der vielbeschäftigte alte Herr nahm ihn bald unter besonderen Schutz, und machte ihn zu seinem Assistenzarzte, was dann die günstigste Wendung in Wolfram's Lebensstellung brachte. — Konnte er sich somit in seinen Hoffnungen und äußeren Erfolgen glücklich preisen, so fühlte er sich durch den Verkehr mit dem liebenswürdigen Mädchen in noch mehr gehobener Stimmung. Er war jung,

von erregbarem Gemüth, eine neue, glänzende Welt umgab ihn, und sie, die den Mittelpunkt dieses Kreises bildete, zeichnete ihn vor Aller Augen aus, nannte ihn insgeheim ihren Freund. Das gemeinsame Geheimniß war ein Band zwischen ihnen, durch welches Wolfram sich bald weiter gezogen und fester geknüpft fühlen sollte. Oft zwar mahnte ihn sein Gewissen, auf der Hut zu sein, sich durch entgegenkommende Güte nicht täuschen zu lassen, vor Allem mit seinen Hoffnungen nicht einen Kreis zu berühren, wo er zum Verräther an seinem Freunde werden müßte. Ach, er war es, wie er zu Zeiten schwer empfand, längst geworden! Denn Arno durfte nicht einmal erfahren, daß Wolfram überhaupt in Verkehr mit dem Hause getreten, dem er selbst einst entflohen war, um seiner Liebe zu entfliehen. Und dann wieder glaubte Wolfram sich zu überzeugen, daß Luitgart's Empfindungen für Arno über eine aufrichtige Theilnahme nicht hinausgingen. Vielleicht, da sie seinem Herzen nichts sein konnte, wollte sie wenigstens seinem künstlerischen Talent jede Förderung angedeihen lassen. Darum sang sie jetzt so häufig seine Lieder in Gesellschaft, darum wurde für einen Musikabend im Hause sein erstes Instrumentalquartett sorgfältig einstudirt. Auch Wolfram war mit seinem Cello dabei betheiligt, denn sie hatte ihn dazu aufgefordert. Bedurfte es doch nur eines Winkes von ihr, um ihn zu jedem Dienst bereitwillig zu machen. Ja, sein ganzes Herz war von ihr erfüllt, und doch erschrak er, wenn er sich seine Lage klar machte. Die Gestalt des Freundes, die Anfangs zwischen ihm und ihr gestanden, begann immer mehr wie ein Nebelbild zu schwinden, und bald gedachte er ihrer gar

nicht mehr, wenn er in Luitgart's Nähe war; seine eigenen Wünsche und Hoffnungen traten an die leer gewordene Stelle. Aber dann, wenn er in der beglückendsten Stunde mit Luitgart allein und im Zwiegespräch war, und sie plötzlich Arno's Namen aussprach, durchzuckte es ihn wie drohende Mahnung, wie Eifersucht, wie aufsteigender Groll, er fühlte sich mit all' seinen Hoffnungen wieder zurückgeworfen, ja er fühlte sich strafbar, und sein Gemüth wußte in Zwiespalt mit sich selbst den Ausgang aus dem Labyrinth, in das er sich verirrt hatte, nicht zu finden. Aber es kamen auch wieder gehobenere Stimmungen, wo er fühlte, daß das Glück ihn in seinen Schutz genommen.

Der unbemittelte junge Armenarzt bewegte sich jetzt inmitten der großen Welt, durch sein vortheilhaftes Aeußere überall wohl empfangen, durch Empfehlungen viel begehrt, sein Leben hatte eine sichere Grundlage und glänzende Aussichten gewonnen. Luitgart's Familie zeigte ihm rückhaltslos, wie viel sie von ihm halte, ja es fehlte von anderer Seite schon nicht mehr an Anspielungen, die ihn halb mit Entzücken, halb mit Schreck erfüllten. Prüfte er dann aber Luitgart's Benehmen gegen ihn, so konnte er zwar erkennen, daß sie ihm sehr zugethan sei, daß sie ihn sogar bevorzugte, daß aber diese Auszeichnung viel mehr dem Freunde galt, als dem Liebenden. Vielleicht verstand oder erkannte sie diese Liebe gar nicht, und wäre in ihrem Wesen gegen ihn erkaltet, wenn sie dieselbe entdeckte. Dieser Gedanke, der auf eine Entfernung von ihr hindeutete, machte ihn schaudern. Er dachte an Arno und dessen Flucht, in ähnlichen Befürchtungen und in ähnlicher Lage. Allein zu sehr war Wolfram

bereits mit der Welt und Gesellschaft verflochten, als daß er Luitgart's Haus noch meiden konnte, selbst wenn ihn innerlich ein verzweifelter Entschluß dazu getrieben hätte. So lebte er seinen jetzt wachsenden Berufsgeschäften, und ließ unter der Maske des heitern Gesellschafters sich von den Wogen der Tage treiben und tragen. — Und währenddem verging der Rest des Winters. Die Gesellschaft sprach bereits von den Wegen und Zielen, die sie nehmen wollte, um den Frühling draußen zu genießen, und der Sommerschwüle der großen Stadt zu entfliehen. Wolfram, der sich durch seinen Beruf an diese gekettet wußte, sah mit Kummer der Zeit entgegen, wo auch Luitgart mit ihrer Mutter davon ziehen, und das ihm so theure Haus leer stehen werde. —

Es war an einem Maitage. Die Felder lagen wie grüne Teppiche gebreitet, die Wälder standen im ersten Blätterschmuck, in den Gärten blühte es in allen Farben. Droben Lerchentriller, unten Bienensummen, die Gegend schwamm in Duft und goldner Klarheit. Und aus den offenen Fenstern des Kantorhäuschens drang eine weihevoll getragene Musik in vollen Akkorden in den Garten hinaus. Eine hohe, heilige Frühlingsstimmung durchwehte sie wie Dankgebet, ernst empfunden, und aus tiefstem Quell des Gemüthes schöpferisch emporklingend. Die Frau Kantorin ging in Andacht im Garten still an den Fenstern vorüber, trat wohl einmal an das Tulpenbeet, wo ihres Mannes Lieblinge in Reih und Glied prangten, um ein zu schweres Blumenhaupt aufzurichten, oder sie rückte am Spalier ein Blüthenästchen des Aprikosenbaums mehr der Sonne zu. Doch kehrte sie immer wieder zum Fenster zurück, um keinen Ton der Musik

zu verlieren. Drinnen aber in dem sauberen Stübchen saß am Klavier der junge Gast, den sie nun schon seit vier Wochen beherbergten, und spielte dem hinter ihm stehenden Kantor aus der Partitur seines neuen Oratoriums vor. Es war hier entstanden, die beiden Alten hatten es werden gehört, und kannten jeden Ton daraus. Dennoch blickte der Herr Kantor, das Sammetkäppchen auf dem weißen Haar, mit Bewunderung und gespannter Aufmerksamkeit in die Noten, wendete die Blätter um, wiegte zuweilen wohlgefällig das Haupt und machte, als die große Fuge kam, mit beiden Armen Bewegungen, welche sein innerstes Mitleben kund thaten. Dann nickte er mit dem Kopfe, legte beide Hände auf die Schultern des Spielenden und sagte: „So ist's recht!" — Der junge Musiker sah sich um und erhob sich. Sein Antlitz war vor Aufregung lebhaft geröthet, seine Augen strahlten Schaffensfreude und glückliche jugendliche Heiterkeit. „Wird es?" fragte er den Alten. „Es wird! Es wird!" entgegnete dieser. „Den Schlußsatz probiren wir morgen auf der Orgel."

Die Frau Kantorin sah zum Fenster herein. „Wenn ich nur noch erlebe, es fertig und aufgeführt zu hören!" rief sie mit einem Gesicht voll Wohlwollen und kindlicher Freude. Der junge Musiker reichte ihr die Hand und strich sich über die glühende Stirn. Sie bemerkte seine Bewegung und rief mütterlich: „Es ist genug für heute, ihr verpaßt über die Musik den schönen Tag. Frisch hinaus und in's Feld spaziert! Die Welt ist ja jetzt ein wahrer Gottesgarten. Vater, geh' Du nur auch mit, es thut euch allen Beiden gut."

Die Männer rüsteten sich zum Ausgang. Der Alte, ein

langer, hagerer Mann, auf noch rüstigen Füßen, scheute auch einen längeren Marsch nicht, wie sein junger Gast ihn liebte. So schritten sie wacker aus, im Gespräch über das Werk, wovon sie einen Theil eben durchgenommen. Die Musik hatte Beide schnell zu Verbündeten gemacht, denn Arno fand in dem Alten einen Kenner, besonders der älteren Meister, einen trefflichen Orgelspieler, einen guten Dirigenten seines kleinen Kirchenchors, kurz einen gebildeten Musiker, der, ohne Drang, sich in weiteren Kreisen geltend zu machen, sich in seinem engen Bereich glücklich fühlte. Das Städtchen hatte in seiner uralten Kirche, einem Meisterwerk romanischen Styls, einen Schatz, der jahraus jahrein von Reisenden aufgesucht und bewundert wurde. Auch die Orgel war berühmt, und nicht selten kamen Kundige von weit her, um sie kennen zu lernen und zu probiren. Sie war des Alten Kleinod, war seit dreißig Jahren wie mit ihm verwachsen, er liebte sie wie ein lebendiges Wesen und fühlte sich krank, wenn etwas an ihr reparirt werden mußte. Und nun war es ihm ein Hochgenuß, in Arno einen jungen Künstler kennen zu lernen, der die Herrlichkeit seines gewaltigen Lieblings zu würdigen wußte, der überdies in seiner neuen Arbeit ein Werk hohen Styls erstrebte, wie er es vor allen liebte.

Und Arno fühlte sich nicht nur völlig wiederhergestellt, er fühlte sich frischer, lebensfreudiger und schaffenskräftiger als jemals. Von dem glücklichen Bewußtsein getragen, daß ihm hier etwas Bedeutendes, Eigenes und Selbstständiges in seiner Arbeit gelinge, war sein ganzes Wesen erhöht, und so schwand die unselige Vergangenheit, wie nah sie immer noch lag, gleich einem nebelhaften Traumzustande

hinter ihm zurück. Oft war's ihm unbegreiflich, daß er einst solche Tage verlebt, daß er nach solchen Tagen wie gewandelt, wie ein neuer Mensch, das höchste Glück des Künstlers, ein froh bewußtes, von Befriedigung erfülltes Schaffen habe wieder erlangen können. War sein Dank gegen Wolfram, den er als den Urheber seines Glückes betrachtete, unbegrenzt, so hatte er, so lange er in der Stadt lebte, zwar auch den Druck einer solchen Abhängigkeit schwer getragen, denn Arno's Stolz und Freiheitsgefühl waren nicht gering. Hier aber, den trüben Umgebungen entrückt, hatte sich dieser Druck gemildert. Er hoffte viel von seinem Werke, er hoffte durch einen selbstständigen Platz im Leben dem aufopfernden Freunde bald die Schuld abzutragen. Und wenn er von Wolfram sprach, dann drang es, angeregt wie er jetzt war, wie ein Hymnus verherrlichenden Lobes über seine Lippen, so daß die beiden Alten in ihrem entfernten Vetter das Ideal eines Arztes und Menschen erblicken mußten. Besonders die Frau Kantorin war dadurch zuweilen bis zu Thränen gerührt und erklärte, sie habe nicht geglaubt, daß es auf der Welt zwei so grundgute junge Leute gebe. Das sei eine Liebe und Freundschaft wie unter den Engeln im Himmel!

In angeregter Unterhaltung schritten die Männer durch den Wald, und zwar in einer Richtung, die der Kantor mit seinem Gaste bisher noch nicht genommen hatte. Mitten im Gespräch unterbrach sich Arno plötzlich durch die Frage: „Wo sind wir eigentlich?" Denn er bemerkte jetzt erst, daß sie bereits eine Weile auf wohlgehaltenen Wegen eines Parkes dahin gingen. „Wir sind in fremdes Eigenthum

gedrungen," entgegnete lächelnd der Alte. „Man wird uns nicht vertreiben. Ich kenne die Herrschaft hier in Riedau, es sind gar liebe und freundliche Damen. Sie verweilen meist im Frühjahr eine Zeitlang hier auf dem Gute. Besonders das Fräulein will mir wohl und besucht mich zuweilen, um zu meiner Orgel zu singen. Sie hat eine wahrhaft begnadete, eine rechte Kirchenstimme. Ja, und denken Sie nur, als wir gestern die Sopran-Soli aus Ihrem Werke durchnahmen, war mir's immer, als hörte ich bereits Fräulein Luitgart's Stimme!"

Arno war sonderbar betroffen durch diese letzte Bemerkung. Es bedurfte für ihn im Verlauf der Rede des Kantors kaum noch der Bestätigung, daß sie sich auf dem Grund und Boden der Frau Steinhausen befanden. Und so lag der Gedanke nah, daß er Luitgart, bei ihrer Bekanntschaft mit dem Alten, wenn nicht heute, doch ein andermal begegnen werde. Einen Augenblick machte ihn dieser Gedanke unruhig, doch nicht so weit, um ihn entweder zu hoher Freude zu elektrisiren, noch ihn in die Flucht zu treiben. Eher war es ein träumerisch unbestimmter Mittelzustand, in welchem Arno sich plötzlich fühlte, darin Vergangenes und Ueberwundenes noch einmal an die Gegenwart anknüpften, zwar jetzt ohne die alten Wünsche und Hoffnungen, aber doch nicht ohne Erregung des Gemüthes. Die gewaltsame Wandlung, die in den letzten Monaten mit ihm vorgegangen war, hatte so viel von ihm abgelöst, daß er sich auch von seinen hoffnungslosen Qualen erlöst glaubte. So hatte er Luitgart's Bild, einst seinen größten Schatz, auch nicht mit auf die Reise genommen, sondern es getrost dem Freunde in Ver-

wahrung gegeben. Es hing jetzt in Wolfram's Zimmer über dem Arbeitstische. Allein in dieser Stunde, da Arno sich ihr so nahe wußte, stand ihm plötzlich ihre einstige Erscheinung an seinem Krankenlager, die er für einen Traum zu halten sich gewöhnt hatte, lebhaft wieder vor Augen. Er dachte auch an frühere Situationen, die für ihn der Wirklichkeit angehörten, er dachte an sein endliches Wegbleiben aus ihrem Hause, das unter den damaligen Umständen gesellschaftlich gar nicht zu rechtfertigen war, und er überlegte, mit welcher Entschuldigung oder Wendung er ihr wieder begegnen sollte. Allein der Augenblick überraschte ihn schneller als er gewähnt hatte.

Denn während der Kantor noch erzählte, und die Wohlthätigkeit der Gutsherrin für die Armen im Städtchen hervorhob, machte sich in der Nähe ein helles Kinderlachen geltend. Um die Büsche sprang im Versteckspiel ein kleines, etwa dreijähriges Mädchen, während eine junge Frau händeklatschend hinter ihm drein haschte. Arno erkannte die Schwiegertochter der Frau Steinhausen, und wurde selbst von dieser erkannt. Es gab eine etwas befremdet förmliche Begrüßung. Unbefangener war der Kantor, dem die junge Frau zum Willkommen die Hand reichte und ihm ihr Töchterchen vorführte.

„Wo seid ihr denn?" rief eine Stimme in der Nähe. Arno erkannte die Stimme, deren Klang ihn doch plötzlich wieder wunderbar berührte. — „Hier! hier!" rief das Kind und sprang Luitgart entgegen, welche um das Gebüsch geschritten kam. Ein Blick belehrte sie über die Begegnung, die sie nicht zu überraschen schien. Wie zwei einander völlig

fremde Menschen, kalt und gemessen, standen Arno und Luitgart sich gegenüber und ließen geschehen, daß der Kantor den Damen seinen Gast vorstellte. Luitgart wendete sich alsbald ihrem „alten Freunde," wie sie den Kantor nannte, zu, fragte nach seiner Frau, nach seiner Orgel, und schritt bald in lebhaftem Gespräch mit ihm voraus. Arno blieb nichts übrig, als sich der Schwägerin anzuschließen. Die junge Frau hatte ihm gegenüber nicht viel zu überwinden, um ein Gespräch anzuknüpfen. Zwar erinnerte sie sich des allgemeinen Unwillens gegen ihn, da er ein Konzert im Hause ihrer Schwiegermutter im Stich gelassen, allein, da inzwischen seine Musik durch Luitgart in der Familie wieder zu Ehren angenommen war, mochte sie an alte Verstimmungen nicht denken und plauderte, wie die Gelegenheit es gab. Das lebhaft umherspringende Kind aber, das der Mutter Theilnahme forderte, unterbrach die Unterhaltung fortwährend, und endlich sah Arno sich genöthigt, selbst an dem Spiel und Haschen Theil zu nehmen. Schon mußte er sich Onkel rufen lassen und der kleinen Gebieterin zu Diensten sein, um Kastanienblüthen für sie herab zu langen.

Währenddem war Luitgart mit dem Alten ein Stück vorausgegangen. Er erzählte von seines jungen Gastes neuem Werk mit eifrigem Antheil und großer Befriedigung, und war ganz glücklich, daß seine Begleiterin sich dafür zu interessiren schien. „Wissen Sie was?" rief er. „Wir üben gleich etwas daraus ein! In dem ersten Theil ist ein prächtiger Satz, ein Chor mit Sopransolo, das machen wir am ersten Pfingsttage in der Kirche. Das Solo ist wie für Ihre Stimme gedacht, und meine Chorbuben hab' ich so

geschult, daß ich ihnen was zumuthen kann. Wir haben noch vierzehn Tage. Das giebt auf das Fest den schönsten Lobgesang!"

„Sehr gern!" rief Luitgart. „Ich bin ganz bereit! Schicken Sie mir nur gleich die Noten — das heißt, wird Ihr Gast auch darauf eingehen wollen?"

„Er wird ja wohl!" lachte der Alte und blieb stehen, um mit Arno gleich Rücksprache zu nehmen. Sie wollte es verhindern, indem sie sich aber umwendete, mußte sie lächeln über die hier schon so merklich veränderte Lage der Dinge. Denn ihre kleine Nichte sprang jauchzend auf sie zu, um sich vor Arno, der spielend hinter ihr her jagte, in Luitgart's Kleidern zu verstecken. Und als er jetzt vor ihr stand und ihr Lächeln gewahrte, war er wirklich verlegen, ja befangener, als da er ihr vor einer Weile entgegen getreten. Ihr selbst zeigte ein schärferer Blick seine Züge nun erst genauer. Welch' eine Veränderung war mit ihm vorgegangen! So frisch, so in blühender Jugendkraft hatte sie ihn niemals gesehen. Ihr Herz schlug vor Freude lebhafter.

Von diesen stillen Vorgängen ahnte der Kantor nichts, sondern sprach sogleich von seinem Vorschlag auf Arno lebhaft ein. Dem jungen Künstler drang ein beglückendes Gefühl durch das Herz. Er sah Luitgart fragend an. Sie schien in diesem Augenblick selbst nicht ohne eine kleine Befangenheit. Doch wiederholte sie freundlich ihre Bereitwilligkeit, sich an der Einübung zu betheiligen.

Die Luft wurde bereits kühler. Die junge Frau wünschte mit ihrem Kinde bald das Haus zu erreichen. Eine Einladung für die Männer von Seiten Luitgart's hätte nahe

gelegen, und halb und halb fühlte Arno sich zu der Frage gedrungen, ob er seine Aufwartung machen dürfe? Doch unterblieb beides. Man trennte sich in einer wieder etwas förmlicheren Weise.

Schon am nächsten Morgen wurde die Singstimme für Luitgart sauber abgeschrieben, und Nachmittags machte sich der Kantor auf den Weg, um sie ihr zu überbringen. — Er blieb sehr lange, zu lange für Arno's Ungeduld. Und doch wußte dieser nicht eigentlich, was er von der Rückkehr des Alten zu erwarten habe. Endlich beschloß er, ihm entgegen zu gehen.

Schon von Weitem winkte der Gastfreund ihm zu, und Arno beflügelte die Schritte. „Wir haben am Klavier die Arie gleich durchgenommen," rief der Kantor. „Ich durfte sie dem Fräulein begleiten. Es macht sich wunderschön, ganz wunderschön, und auch die Frau Mama und die junge Frau sind gar erfreut und eingenommen für das Stück. Na, ich habe ihnen gesagt, daß noch ganz andere Dinge in Ihrem Werke vorkommen! Was sind es doch für liebe, freundliche Damen. Wir haben auch viel von Ihnen gesprochen. Aber warum haben Sie, junger Herr, mir nicht gesagt, daß sie die Familie früher schon kannten? Die Damen bedauerten recht sehr, daß sie so lange und so schwer krank gewesen, was sie durch mich erst erfuhren. Besonders die Mama konnte sich nicht zufrieden geben, das nicht gewußt zu haben. Und sehen Sie, da — das Fräulein Luitgart hat mir einen schönen Strauß Hyazinthen geschenkt, das liebe Kind! Eigentlich gebührt Ihnen die Gabe mehr als mir, und da mir nicht verboten ist, sie weiter zu geben, mache ich Ihnen ein Präsent damit."

Arno empfing mit freudiger Bewegung den duftigen Strauß. Eine Menge Fragen schwebten ihm auf den Lippen. Vor allen die, ob denn nicht eine Einladung in das Haus für ihn ausgesprochen worden sei. Allein da der Alte nichts davon zu berichten wußte, unterdrückte Arno seine Fragen, ließ den zur Rede aufgelegten Kantor sich des Breiteren ergehen und blickte, in Gedanken versunken, auf seinen Strauß.

Die Frage, ob man dem Abtrünnigen die Rückkehr in das Haus durch eine Einladung geradezu wieder öffnen sollte, war allerdings schon am Abend vorher im Rathe der Damen erwogen worden. Frau Steinhansen war dafür, zumal bei dem neuen musikalischen Verkehr, der in Aussicht stand, und Louise, ihre Schwiegertochter meinte, die Begegnung im Park sei so gut wie ein neuer Antrittsbesuch von seiner Seite. Luitgart aber widerrieth mit großer Entschiedenheit. Arno sei ein Sonderling, sagte sie, man dürfe sich durch eine Einladung nicht auf's Neue seinen Grillen aussetzen. Man solle abwarten, was er selbst thun werde. Ihm gebühre es, den Verkehr, den er einst abgebrochen, jetzt zu suchen, wenn er ihn wieder haben wolle. Mutter und Schwägerin ließen es dann vorerst dabei bewenden, und wollten der Entwickelung entgegen sehen.

Inzwischen übte der Kantor fleißig seinen Chor ein, und das schöne Pfingsten kam mit grünen Maien, Blumen und Sonnenschein heran. Luitgart erschien zur Probe auf dem Orgelchor, wo Arno sein Werk dirigirte. Schon hatten sich aus dem Städtchen manche Zuhörer in der Kirche eingefunden. Der Kantor an der Orgel war in erhöhter Stimmung, und als das Stück mit prachtvollem Schwunge

abschloß, konnte er nicht umhin, aufzuspringen und seinen Gast mit beiden Händen bei den Schultern zu fassen. „Brav, mein Junge, brav!“ rief er, und wendete sich dann zu Luitgart: „Nicht wahr, das klingt?“ — Auch Luitgart war freudig bewegt. Sie reichte Arno die Hand, die er strahlenden Auges ergriff — allein sie wendete sich bald wieder zu dem Alten, lobte den Chor, und band mit einigen der Knaben in heiterem Geplauder an. — Wenige Tage darauf, am Nachmittag vor dem Fest, war nochmals Probe. Das Musikstück ging makellos, und als es vollendet war, eilte Luitgart, ohne wie sonst noch zu verweilen, in ihren Wagen.

Arno war bestürzt über diese rasche Flucht. Er hatte, was ihn bereits mit ungeduldiger Sehnsucht erfüllte, heute eine Einladung in ihr Haus erwartet. Aber vergeblich. Eine gewisse Fremdheit und Kälte an ihr machte ihn überdies stutzig. Er verließ die Kirche. Vor den Häusern steckten die Leute bereits Birkenreiser auf, es war ein geschäftiges Rüsten auf das Fest. Arno fühlte sich gar nicht festlich gehoben. Ihre Stimme hatte den alten Zauber wieder über ihn ausgeübt und viel von dem geweckt, was ihn einst beseligt und unglücklich gemacht hatte. Sollten mit den Wünschen vergangener Tage auch die alten Qualen wiederkehren? Unwiderstehlich zog es ihn, trotz Luitgart's gemessenem Begegnen in ihre Kreise zurück. — Am Kantorhäuschen ging er vorüber, er konnte jetzt sein Zimmer nicht ertragen. Bald befand er sich auf dem Waldwege nach dem Park, wo er sie zuerst wiedergesehen. Aber nein, er wollte sich bezwingen, und mit schnellem Entschluß wendete er sich seitab, und schritt quer durch den Wald. Als dieser sich lichtete, sah er ein

Dorf vor sich liegen. Er nahm den Weg hindurch, und folgte der Straße, die, wie er vermuthete, nach der Stadt zurückführen mußte. Da, an den letzten Strohdächern vorübergehend, hörte er den Ruf eines Kindes, und aus einem Bauernhause sprang ihm Luitgart's kleine Nichte entgegen. Arno mußte jenen geheimnißvollen Zug besitzen, der das Vertrauen der Kinder erweckt, denn die Kleine war ganz zuthulich, nahm ihn bei der Hand und wollte ihn zur Großmama führen. Und schon trat Frau Steinhausen aus der Thür der ärmlichen Hütte, für die sie in Gesellschaft ihrer Enkelin durch freundliche Gaben das Fest erst zum Feste gemacht hatte. — Die stattliche Dame schien nicht unangenehm überrascht bei seinem Anblick. Sie knüpfte, ohne seine Anrede abzuwarten, an seine überstandene Krankheit an, und freute sich, sein Aussehen wieder so blühend wie sonst zu finden. Währenddem hatte ihre Enkelin Arno's Hand ergriffen, und verlangte, er solle mit ihnen nach Hause kommen. Frau Steinhausen hörte es, und da sie Arno's Verlegenheit bemerkte, begann sie lachend: „Nun, Sie hören, daß Sie eingeladen sind! Wollen Sie uns begleiten?"

Arno's Gesicht erglühte, er stotterte eine Entschuldigung für sein einstiges Betragen, allein die Dame unterbrach ihn. „Lassen wir das!" sagte sie. „Es ist längst Gras darüber gewachsen. Beginnen wir das Konzert, wo wir es damals abgebrochen haben! Wollen Sie bei uns an den alten Platz treten — uns finden Sie noch als die Alten." Sie gab ihm die Hand, die Arno dankbar an seine Lippen führte. Nun war's, als wenn nie etwas zwischen ihnen gelegen hätte. In regem Gespräch gelangten Beide nach Hause. Luitgart

sah sie eintreten, und von freudigem Schreck erfüllt, mußte sie sich einen Augenblick im Nebenzimmer bergen, um die Glut, die sie überflogen, zugleich mit dem Pochen ihres Herzens zu beschwichtigen. Bald konnte sie beruhigt in das Gesellschaftszimmer treten und den Gast als vornehme Dame begrüßen. Doch schien sie diese Rolle mit der Zeit lästig zu finden, und fing an, in den zwangloseren Ton der beiden Andern einzustimmen, die den Gast die lange Entfremdung nicht entgelten ließen. Besonders schien der jungen Frau, einer fröhlichen Blondine, etwas Gesellschaft hier auf dem Lande sehr willkommen zu sein. Arno mußte zum Thee bleiben, und es verstand sich, daß man nicht ohne Musik beisammen saß. Mit freudigem Herzklopfen entdeckte er auf dem Flügel die Hefte seiner Liederkompositionen. Die also waren mit auf's Land gewandert — konnte das geschehen sein, ohne einigen Antheil Luitgart's? Es wurde Pfingsten in ihm, ein Frühlingsfest in seiner ganzen blühenden Herrlichkeit! Welch' ein Abend! Man sang, sprach, lachte, es war, als wäre man nur immer so vertraut beisammen gewesen. Die späte Stunde mahnte ihn endlich zum Aufbruch. „Auf Wiedersehen morgen!" sagte die Hausfrau beim Abschied, und Luitgart bestätigte es durch ein freundliches Neigen ihres schönen Hauptes.

Laut singend schritt Arno durch den nächtlichen Wald, er mußte seiner Beseligung freien Lauf lassen. Es war die Melodie des Lobgesanges, die er sang, des Festpsalms, den Luitgart morgen in der Kirche singen sollte. Laut und aus vollem Herzen klang er nun schon am Vorabend durch die kühl duftige Mainacht, und wie leises Orgelsummen wehte

die Luft durch die Wipfel der Bäume. — Mitternacht war nahe, als Arno heim kam. Die Frau Kantorin öffnete ihm.

„Gott sei Dank!“ rief sie. „Was haben wir uns geängstigt! Es ist Ihnen doch nichts zugestoßen?“

„In Riedau war ich, bei den Damen, Frau Kantorin!“ rief er mit lachendem Gesicht.

„Ja so! Ja, dann! Nun, dann ist's natürlich!“ so entgegnete das Mütterchen beruhigt und begab sich, nicht ohne weibliche Kombinationen gefälliger Art, zur Ruhe.

Und nun brach der Pfingstmorgen an in aller Herrlichkeit des Frühlingssonnenscheins. In Laub und Blumen stand die Erde, weiß und rosig wehten die Blüthenbäume in den Gärten, geschmückt war jede Wohnung, und geschmückt die Menschen. Den Raum der Kirche füllte der Orgel mächtiger Klang und Chorgesang, und über all' den Tönen schwebte eine Stimme, groß und vollklingend, als wären alle Dankesgebete und alle Andacht der Menschen in ihr gesammelt, um verklärt emporzutragen, was Alle heute erfüllte. Und endlich noch einmal Orgelton und Glockengeläute, und aus den Portalen der Kirche ergoß sich die Menge, erhoben und nur festlicher gestimmt.

Arno mußte gleich den vierten Platz im Wagen der Damen einnehmen, um mit ihnen nach Riedau zu fahren. — Dieser Tag führte eine Zeit für ihn herbei, in der sein ganzes Wesen sich in Ahnung höchsten kommenden Glückes kräftigte und entfaltete. Er sah Luitgart täglich. Dabei wuchs sein Werk, welches zum eigentlichen Mittelpunkt ihres Verkehrs wurde. Sie kam nun öfter nach dem Städtchen,

um an der Orgel die einzelnen Stücke mit Arno und dem Kantor durchzunehmen.

Eines Nachmittags, da sie eben in den Wagen steigen wollte, um nach Hause zu fahren, stand die Frau Kantorin in der Thür und grüßte hinüber. Luitgart ging zu ihr heran, begrüßte sie freundlich und wurde von der guten Alten eingeladen, eine kleine Erfrischung in ihrer bescheidenen Wohnung einzunehmen. Luitgart mochte es nicht ablehnen. Bald saßen die Männer mit um den Tisch, sehr beglückt, daß die Dame ein Glas Milch ohne Widerspruch annahm. Da öffnete der Kantor eine Thür und rief: „Sehen Sie, gnädiges Fräulein, hier ist die Werkstätte, aus der all' das Schöne hervorgeht, was uns erfreut!" — Die Frau Kantorin, die mit schnellem Ueberblick sofort erkannte, daß darin nicht nach ihrem Sinne „aufgeräumt" sei, denn Noten, Papier und Bücher lagen bunt durcheinander, stand schnell auf, um Hand anzulegen. Ihr Gatte aber fuhr fort: „Wie wär's, wenn Sie sich von unserem Freunde den Eingang mit dem ersten Chor einmal vorspielen ließen, so gut das hier am Klavier zu machen ist!"

Luitgart erhob sich bereitwillig, und Alle begaben sich in Arno's Zimmer, wo dieser seinen Platz am Klavier nahm. Das Musiziren begann, man blieb nicht beim ersten Satz. Luitgart fing an mitzusingen, der Kantor fiel ein, Arno selbst sang dazwischen. Sie sangen Chöre, Duo's, Arien, in Tenor, Baß, Alt und Sopran, sie waren so ganz hingenommen von ihrem Zusammenwirken, daß sie an den Lauf der Stunde nicht dachten. — Die Frau Kantorin aber, die zuerst mit gefalteten Händen an der Thür gesessen hatte,

als Musikantenfrau wohl wissend, daß an ein Aufhören nicht so leicht zu denken sei, verließ das Zimmer. Den Kutscher schickte sie nach Hause, mit einer Empfehlung an die gnädige Frau, und die Männer würden das Fräulein später zu Fuße nach Riedau begleiten. Die Frau Kantorin glaubte das auf sich nehmen zu dürfen. Dann aber begab sie sich in die Küche, um den Abendimbiß zu rüsten, und war noch mit dem Salat beschäftigt, als drinnen die große Chorfuge in Scene ging. Und als sie zu Ende war, trat das Mütterchen mit vergnügtem Gesicht herein, um zur frugalen Abendmahlzeit einzuladen. Luitgart sah sich überlistet, lachte, und blieb. Die drei Musikbeflissenen waren aufgeregt, Arno fast ausgelassen, Luitgart hatte man nie in so heiterer Laune gesehen. —

Wenn Arno in solchen Stunden sich der Hoffnung hingab, seinem Glück so nahe zu sein, daß er die Hand darnach ausstrecken dürfe, so kamen freilich auch Tage, wo neue Zweifel ihn ängstigten und ihm fast schien, als ging Luitgart's Theilnahme nicht über eine künstlerisch kollegialische Freundschaft hinaus. Diese Befürchtung quälte ihn dann, bis ein anderer Tag ihn wieder belehrte, wie gütig, ja herzlich er im Hause aufgenommen ward, wie warm auch Luitgart's Interesse ihm gehörte. Oft war er entschlossen, ihr sein Herz zu eröffnen, — endlich faßte er sich zu dem Entschlusse, erst sein Werk zu vollenden.

Da empfängt er eines Abends einen Brief von ihrer Hand. Ihr Bruder, so schreibt sie, sei in der Stadt plötzlich schwer erkrankt, sie hätten in Eile aufgepackt, um zurückzureisen. „Auf Wiedersehen zu Hause!“ so schlossen ihre

Zeilen. — Arno macht sich eilends auf den Weg. Vielleicht sind sie noch in Riedau, vielleicht kann er den Dahinfahrenden noch ein Lebewohl nachrufen. Er kommt an, das Haus ist leer, der Diener nur ist geschäftig, das zurückgebliebene Gepäck fertig zu machen, um es nachzubringen.

Die glückliche Zeit ist für diesmal vorbei, und Arno geht heim, betrübt, den Kreis geliebter Menschen in Sorgen zu wissen. — Nach einer Woche meldet ihm Wolfram, Luitgart's Bruder sei außer Gefahr, die Genesung könne aber nur langsam von Statten gehen. Und wieder nach einiger Zeit schreibt Wolfram, die Damen hätten sich entschlossen, den Genesenen in ein Bad zu begleiten. Sie ließen ihn alle grüßen, und wünschten ihm die beste Muße zur Vollendung seines Werkes. — In dieses vertiefte sich der Vereinsamte nun auch mit ganzem Eifer, und der Sommer sah es wachsen und zum Abschluß gelangen. —

Der Spätherbst sammelte alle die zerstreuten Wandervögel der Gesellschaft wieder in der großen Stadt. Die Gemächer und Säle begannen sich für Unterhaltung und Kunstgenüsse zu füllen, und Manches, was für die Oeffentlichkeit vorbereitet wurde, beschäftigte schon lange den kleinen Kreis der Eingeweihten. Gleich eines der ersten Konzerte des angehenden Winters brachte einem neuen musikalischen Werke einen Sieg, und machte einen neuen Namen zur Berühmtheit. Es war Arno's Oratorium. Das Haus der Frau Steinhausen war durch Luitgart's Mitwirkung an der günstigen Aufnahme besonders betheiligt, und so konnte die Herrin es sich nicht versagen, nach dem Konzert noch einen Kreis von Künstlern und Freunden in ihren Räumen zu

versammeln. Luitgart und Arno waren, wie bei der Aufführung, so heute in der Gesellschaft die Gefeierten des Abends.

Unter den Gästen befand sich auch Wolfram. Er gönnte dem Freunde sein Glück, und doch mußte er sich Gewalt anthun, um den schweren Druck, der auf seinem Gemüth lastete, zu verheimlichen. Denn seine Neigung war während Luitgart's Abwesenheit nicht geschwunden, sie hatte sich im täglichen Anschauen ihres geliebten Bildes erst recht verinnerlicht und befestigt. Mit Entzücken sah er sie nach der Stadt zurückkehren. Die ärztliche Hülfe, die er ihrem Bruder leistete, brachte ihn fast täglich in ihre Nähe, und erwarb ihm den wärmsten Dank der ganzen Familie. Man zeigte ihm, wie sehr er zu den nächsten Freunden und Vertrauten des Hauses gehören sollte. Das that auch Luitgart, aber leider mußte er gerade aus ihrem Vertrauen erkennen, daß er sich in Träumen gewiegt, die ihm verderblich zu werden drohten, wenn er nicht mit aller Macht sie abzuthun strebte. Aus Luitgart's Erzählungen, aus ihrer Freude über Arno's Entwickelung, über seine Arbeit, las er, daß ihr Herz ernsthaft betheiligt sei, und die Arglosigkeit, mit der sie sich gegen ihn, den Freund, aussprach, belehrte ihn, daß sie von seiner eigenen Neigung zu ihr nichts ahnte. Ihre Freundschaft war nur der Dank, daß er ihr den Geliebten wieder geschenkt, so sagte ihm seine Erkenntniß, und so blieb ihm nichts übrig, als seiner schmerzlichen Bewegung Einhalt zu thun. Er hatte viel Selbstbeherrschung, und es gelang ihm, ein ruhiges Antlitz und Betragen im Verkehr mit Luitgart zu bewahren.

Inzwischen hatte Arno den ersten sonnigen Gipfel künstlerischen Ruhmes erstiegen. All' sein Thun und Treiben schien plötzlich vom Glück begünstigt. Man umdrängte ihn, wollte seine Arbeiten veröffentlichen, wollte Gesangunterricht von ihm haben, mehr als seine Zeit bewältigen konnte. Seine äußere Lage gestaltete sich diesen Vortheilen angemessen. Dem Freunde zurückzuerstatten, was dieser in unglücklichen Tagen an ihn verwendet hatte, war sein erstes Bestreben. Wolfram war verlegen. Dennoch mußte er die Summen, die Arno ihm einhändigte, annehmen, und Luitgart Mittheilung davon machen. Luitgart fühlte sich unangenehm davon berührt, sie wünschte, wenn immer sie an jene Zeit oft genug dachte, thatsächlich nicht mehr daran erinnert zu sein. Sie zeigte sich endlich, wenn auch ungern, einverstanden, als Wolfram den Lohn für des Freundes Fleiß an eine öffentliche Armenanstalt abzugeben vorschlug.— Der junge Künstler aber, beglückt auch über dieses Gelingen und bereits entschlossen, die Geliebte mit einem Worte, dessen er jetzt sicher zu sein hoffte, über sein Leben und Glück entscheiden zu lassen, sollte doch noch eine Entdeckung machen, die ihn in Verwirrung brachte.

Vielbeschäftigt wie er war, mit Luitgart in täglichem persönlichen Verkehr, hatte er ihr Bild, welches immer noch in Wolfram's Zimmer hing, bisher nicht zurückverlangt. Eines Tages bei dem Freunde eintretend, erblickt er es, und, von alten Erinnerungen ergriffen, erklärt er, daß er es morgen werde abholen lassen. „Laß mir das Bild!" ruft Wolfram mit einer gewissen Hast. „Du wirst an ihrer Seite es bald entbehren können!" Und indem er es sagt,

bedeckt eine hohe Röthe sein Gesicht, und Schreck und Unwillen über seinen Selbstverrath erfüllen ihn so heftig, daß er einen Augenblick die Herrschaft über sich selbst verliert.

Arno betrachtet ihn mit Erstaunen. Ein einziger Moment entdeckt ihm ein Geheimniß, dessen er sich nie versehen hätte. Er weiß nicht gleich ein Wort darauf zu finden.

„Du sollst es haben! Morgen!“ ruft Wolfram, ohne noch seine Aufregung ganz bewältigen zu können. „Es hängt mir hier doch nur im Wege! Ich — finde es auch nicht einmal ähnlich!“ — Der Sprecher fühlte, daß er mit dieser Wendung nichts gebessert habe, sprang auf und kramte in Papieren. Der sonst so ruhig in sich gefaßte junge Mann hatte, wie er mit Bestürzung erkannte, auf eine Minute die Zügel über sich verloren, und stand unsicher vor dem Eindruck, den diese Entdeckung auf den Freund machte.

Arno blieb schweigend sitzen. Befremdende Gedanken tauchten schnell und bedrohlich in ihm auf. Wenn es sich bestätigt, daß der Freund, dem er, wie er glaubt, Alles verdankt, wenn Wolfram eine Neigung für Luitgart hat — was gebietet ihm selbst dann die Pflicht? so fragt er sich mit Entsetzen. Soll Wolfram um seinetwillen entsagen? Wie aber steht dieser zu Luitgart? Weiß sie um seine Liebe? Und nun sucht sich Arno alle Beziehungen zu vergegenwärtigen, und mit Blitzesschnelle treten die Verhältnisse vor ihm in ein neues Licht. Wie kam es doch, daß nach Luitgart's Rückkehr in die Stadt ihm gerade Wolfram geschrieben hatte? Wußte er doch damals noch gar nicht, daß Wolfram schon mit der Familie in irgend welchem Verkehr gestanden. Freilich, der Freund war Hausarzt bei Luitgart's Bruder,

wie zur Zeit aus dem Briefe hervorging, aber dennoch, in diesem Augenblick wollte ihm die Beziehung nicht so zufällig erscheinen. Und dann Luitgart's Wesen gegen ihn — so ungleich, zwischen nur künstlerischem Antheil und wenigen Anzeichen wirklicher Neigung! Und ferner — Wolfram's Stellung in der Familie Steinhausen, die freundschaftliche Bevorzugung, die er von Luitgart erfuhr! Freilich mußte er sich sagen, daß sie ihm selbst in der letzten Zeit denn doch alle Beweise größeren Vorzugs gegeben, daß er sich in ihrer Gegenliebe nicht täuschen könne. Aber selbst wenn er hier versichert war, nicht in einem Wahn zu leben, wenn er alle Vortheile vor dem Freunde zusammen rechnete, immer blieb doch die eine Entdeckung als ein erschreckendes Merkzeichen stehen, daß Wolfram eine Neigung für Luitgart bisher verheimlicht habe.

Der Arzt hatte sich gefaßt, aber die Spuren seiner Erregung verriethen sich noch in der plötzlich rauh und unsicher gewordenen Stimme, gegen die er ankämpfte, als er wieder begann: „Ich schicke Dir das Bild morgen. Sende mir dann doch die Noten für mein Cello, damit ich mir Dein Duo einüben kann." Er begann darauf über Musik zu sprechen. Es war für beide Theile in dieser Stunde ein interesseloses Gespräch, das sie nur mit Mühe fördern konnten. — Tags darauf mit dem Frühesten schickte Wolfram das Bild. Arno empfing es nach einer schlaflos gedankenwirren Nacht mit schwerem Herzen. Er konnte es jetzt nicht freudig betrachten und lehnte es umgewendet an die Wand. Er konnte es selbst einige Tage nicht über sich gewinnen, Luitgart's Schwelle zu betreten, wie sehr es ihn dahin zog. —

Während dieser Tage tauchte in der Gesellschaft plötzlich ein Gerücht auf, welches viel verändert und umgeprägt einen reichen Stoff zum Gespräch gab und bald des jungen Künstlers höchstes Erstaunen erregen sollte.

Mannigfach und vielverschlungen sind die Wege des Gerüchts, wenn es eine verheimlichte Thatsache an das Licht bringen will. Oft schleicht es lange verborgen umher und streut verhängnißvollen Samen aus, und eines Tages ist, Allen sichtbar und überraschend, die Saat des Unkrauts aufgegangen. So war durch untergeordnete Personen jener Besuch Luitgart's in Arno's Dachkammer ausgespäht worden; die Dame, deren Porträt an seinem Lager stand, war bei ihm gewesen, so hieß es, und nach mancherlei Umwegen gelangte die Nachricht in die Gesellschaft und wurde plötzlich zum Tagesgespräch. Freilich vielfach ausgeschmückt und entstellt, ohne Rücksicht auf Zeit und veränderte Verhältnisse. Von Arno's Krankheit hatte man wohl nachträglich hier und da gehört, seine damals so unglückliche Lage war unbekannt geblieben. Man hätte Luitgart's Schritt unter den damaligen Umständen vielleicht mit milderen Augen beurtheilt, jetzt aber, bei einer ganz räthselhaften Verwirrung der Dinge, fiel ein sonderbares Doppellicht auf sie, welches zu immerhin ungünstigen Vermuthungen verleitete.

Der Bruder war es, der als Erster in der Familie von diesen Gerüchten erfuhr und der Mutter davon Mittheilung machte. Frau Steinhausen, ohne der Sache Glauben beimessen zu wollen, stutzte doch und begab sich sogleich in das Zimmer ihrer Tochter. Mehr noch erschrack Luitgart, welche längst nicht mehr gefürchtet hatte, daß das Geheimniß noch

entdeckt werden könne, und empörte sich gegen die Verunstaltung der Thatsache, die sie von der Mutter erfahren mußte. Sie stellte ihr jetzt der Wahrheit gemäß ihr Abenteuer dar, und zwar fühlte sie sich in diesem Augenblick so ergriffen, daß sie nur unter Thränen ihre Mittheilung vollenden konnte und sich in Ahnung neuer Verwicklungen weinend ihrer Mutter an die Brust warf. Frau Steinhausen, obwohl nicht angenehm überrascht, von einer wahren Grundlage jener Gerüchte zu hören, suchte vorerst ihre Tochter zu beruhigen. Sie wollte ihr den immer etwas gewagten Schritt nicht gerade zum Vorwurf machen, mochte aber die Verheimlichung derselben nicht gut heißen. Man hätte, meinte sie, auf geradem Wege besser und ohne Mißdeutungen für Arno handeln können. Allein als eine verständige Frau, die den Dingen gern klar in's Auge sah, um zu handeln und abzuwenden, mochte sie sich nun nicht länger grübelnd und fürchtend über Vergangenes verbreiten, sondern wünschte mit einer neuen Thatsache den Gerüchten entgegenzutreten. „Du darfst jetzt nicht länger zögern und schwanken, mein Kind!" sagte sie. „Man nennt Deinen Namen in Verbindung mit Wolfram's, der ganz augenscheinlich sein Herz an Dich verloren hat, und ich gestehe, daß ich selbst zu Zeiten zu der Annahme kam, Du würdest ihm Deine Hand schenken. Ich hätte nichts dagegen gehabt. Steht Dir jedoch unser Künstler innerlich näher — man konnte bei Deiner fast gleichmäßig zwischen Beiden vertheilten Auszeichnung wohl in Zweifel darüber sein, liebes Kind — hast Du Dich überzeugt, daß nicht nur des jungen Mannes Kunst Dich fesselt, sondern auch sein menschlicher Werth, dann wähle ihn zum Gatten.

Du weißt, ich habe nur günstige Vorurtheile gegen ihn. Es giebt Mittel und Wege, einen Mann erkennen zu lassen, daß er reden dürfe, ohne daß man sich etwas vergiebt. Thu es bald. Einer von Beiden muß jetzt Dein Gatte werden!" Sie erhob sich und ließ ihre Tochter allein.

Einer von Beiden! Wie klang das Wort so erschreckend in Luitgart's Herz hinein. War denn hier noch von einer Wahl zwischen Zweien die Rede? Wenn sie schon längst ein Interesse für Arno gehegt, so war dies während der frohen Sommertage zu einer wahren und beglückenden Liebe geworden. Diese Neigung warf jetzt auch einen helleren Schein auf die Zeit zurück, da sie an dem Schmerzenslager des Kranken gestanden, ja diese Stunde däuchte ihr ein um so schöneres Eigenthum, als sie ihn dadurch wiedergewonnen hatte. Freilich hatte sie sich mit Absicht gegen ihn zurückgehalten von dem Augenblick, da sie ihn in Riedau wiedersah, denn sie erkannte seine innere Kälte, sie wähnte ihn auch von seiner Leidenschaft genesen und traute der raschen Glut nicht, die noch einmal in ihm erwachte. Sie wollte ihm Zeit lassen, sich zu prüfen, und war darum auch noch in jüngster Zeit zurückhaltender gewesen, als ihr Herz es gewünscht hätte. Und nun ging ihr das erschreckende Licht auf, daß Wolfram sich um ihr Hand bemühe, daß sie ihm durch ihr Vertrauen vielleicht selbst ein Recht dazu gegeben habe, ihm, — darüber brauchte sie sich nicht zu prüfen — ihm, den sie als Freund schätzte, dem sie den Geliebten verdankte, für den sie aber außer unendlichem Dank und warmer Freundschaft keine Stimme in ihrem Herzen erwachen fühlte. Aber eben weil sie ihn als Freund so hoch hielt,

eben darum war es ihr schmerzlich, zu denken, daß er eine Neigung für sie zu überwinden habe, daß er vielleicht unglücklich sein sollte, während sie ihrem Glück entgegenging. und vergegenwärtigte sie sich dann ihr Betragen gegen ihn, so fühlte sie mit Bestürzung, daß sie sich bittere Vorwürfe zu machen habe, da sie in ihm, wie wenig der besonnene Mann es gezeigt, wie wenig sie selbst es gewollt, Hoffnungen erregt, die nicht zu erfüllen waren. — Nicht vor jenen Gerüchten, die über sie umlaufen sollten, erschrak sie, denn sie fühlte sich darüber erhaben, aber ein bitterer Groll gegen sich selbst überkam sie, daß sie sich den Anschein gegeben, als vielumworbenes Mädchen mit den Herzen der Männer zu spielen, daß sie, die das Bewußtsein hegte, über so niederem Alltagstreiben zu stehen, die Veranlassung gegeben, daß man sie mit den Schlechtesten in eine Reihe stellte. Sie fühlte sich im Tiefsten gedemüthigt und erschüttert. Sie sah mit Angst dem Geliebten entgegen, dem nun das lange bewahrte Geheimniß auch nicht mehr geheim bleiben konnte. Sie wußte, daß er nun ihre Hand verlangen würde, und war entschlossen, sie ihm zu geben, aber sie bebte doch vor dem Gedanken, wie sie dann an seiner Seite dem Freunde entgegentreten sollte.

Fast zu derselben Stunde kam es in Wolfram's Zimmer zu einem tief bewegten Auftritt zwischen den Freunden. Arno hatte von jenen Gerüchten gehört und eilte zu dem, der, wie er ahnte, ihm allein Aufschluß über das Räthsel geben konnte. Wolfram, nicht unvorbereitet, überzeugt, daß er sein Luitgart gegebenes Wort nicht länger zu halten brauche, daß es im Gegentheil Pflicht sei, jetzt mit der

Wahrheit hervorzutreten, bekannte Alles, und es war ihm wie eine Erlösung, sein Geheimniß los zu werden. — Arno's Herz schlug mächtig in glückseliger Ueberraschung. Er erfuhr, daß jene Erscheinung Luitgart's kein Traum, daß sie Wirklichkeit gewesen; er erfuhr, daß von ihr die Mittel ausgegangen, die seine Genesung befördert hatten; er erkannte, daß er geliebt werde. Von Jubel erfüllt, sprang er auf, um zu ihr zu eilen. Plötzlich aber blieb er stehen, von einem schmerzlichen Gedanken gekreuzt. „Wolfram!" rief er, „gieb mir jetzt die ganze Wahrheit bis auf den Grund! Was wird aus Dir, wenn ich glücklich werde? Und darf ich glücklich sein, wenn Du die gleichen Hoffnungen hegst? Rede jetzt — noch ist es Zeit. Auch Du liebst Luitgart!"

Wolfram hatte sich vorgesehen, und in der Ueberzeugung, daß er sich bescheiden müsse, war er gefaßt. „Was fällt Dir ein!" rief er halb lachend. „Du denkst an jenen Augenblick, da ich mich verwirrte, als Du ihr Bild zurückverlangtest. Ich war damals erschrocken, ich hatte schon etwas verlauten hören, daß das Geheimniß entdeckt sei, und fürchtete noch, es zu enthüllen. Darum wünschte ich nicht, daß das Bild von seinem Platz gerückt würde, und darüber verlor ich die Fassung.

Arno sah ihm forschend in die Augen. Der Andere aber fuhr fort: „Ich liebe sie nicht! Ergreife Dein Glück! Ich gönne es Dir von ganzem Herzen!"

Dießmal ließ der Glückliche sich täuschen. Er umarmte den Freund stürmisch und flog hinaus nach Luitgart's Wohnung. Er fand sie in ihrem Zimmer, sank zu ihren Füßen, bedeckte ihre Hände mit Küssen, um sie endlich als Braut in seinen Armen zu empfangen.

Allein nach dem ersten berauschenden Sturm seiner Freude und nachdem Luitgart noch einmal Alles, was ihn mit Entzücken erfüllte, eingestanden hatte, konnte sie doch nicht umhin, einen ernsteren Ton anzuschlagen, indem sie offen aussprach, was sie noch bedrückte, die Vermuthung, daß Wolfram unter ihrem Glück zu leiden habe. Doch dafür hatte Arno Trost, er hatte ihn in Wolfram's Worten: Ich liebe sie nicht! Er sah keinen Schatten mehr, der den sonnigen Glanz der Stunde hätte trüben können.

Noch an demselben Abend wurde im Familienkreise die Verlobung gefeiert. Unerwartet erschien auch Wolfram, der, wie er mit heiterem Gesicht sagte, eine Ahnung gehabt, daß er heute seine Glückwünsche werde offen aussprechen können. Nun war Alles gut, und man kam heute schon zu der Vereinbarung, die Hochzeit nicht mehr lange aufzuschieben.

Sie wurde nach kaum zwei Monaten und zwar mit all' dem Glanze gefeiert, den das Haus zu entfalten liebte und sich schuldig zu sein glaubte. Die Neuvermählten verzichteten, bei der noch rauhen Winterzeit, gern auf die übliche Hochzeitsreise, zumal Arno eine Stellung als Dirigent einer Kapelle angenommen hatte, wobei er nichts zu versäumen wünschte. —

Luitgart und Arno waren fast von gleichem Alter, und somit die junge Frau ihrem Gatten an Weltkenntniß und Lebensreife ein gut Stück voraus. Das hinderte sie nicht, sich ganz als glückliche Frau zu fühlen und mit Behagen sich in einen verengerten Hausstand einzuschließen. Wider Erwarten der Kreise, denen sie bisher angehört hatte, entsagte sie dem zerstreuenden Gesellschaftsleben und zog es vor,

nur ihrem Gatten und einer kleinen Anzahl von Freunden zu leben. Sie liebte es jetzt, was sie sonst wenig geübt, mit einer kleinen weiblichen Arbeit im Zimmer Arno's zu sitzen, als wollte sie sich keinen Schritt seines künstlerischen Schaffens entgehen lassen. Und während sie so seiner Muse jeden Vorschub leistete und gleichsam die Wächterin spielte, daß nichts Störendes ihn ableitete, währenddem war Arno von glühendem Eifer beseelt, sein Bestes zu leisten, als habe er sein gewonnenes Glück jetzt erst zu verdienen. In einer neuen großen Arbeit hoffte er sich des ersten Sieges, der ihm bereits zu leicht gewonnen erschien, würdig zu zeigen.

Zu den wenigen Freunden, die in der Häuslichkeit der jungen Gattin immer willkommen waren, gehörte in erster Reihe Wolfram. Er war Anfangs nur selten erschienen, allein Arno, arglos von Natur, durch des Freundes Versicherung nur noch arglofer gemacht, wollte ihn, der ihm innerlich so nahe stand, auch nicht in seinem Hause und Verkehr missen. Luitgart, obgleich tiefer blickend, ließ ihren Gatten gewähren, ohne mit ihm in das wiederholte Andringen einzustimmen. Kam Wolfram, so war sie freundlich, aber doch zurückhaltender als früher, denn der plötzliche Verdacht gegen ihn war weder durch Arno's Versicherung, noch durch des Arztes gefaßteres Wesen für sie zu nichte gemacht. Eher wollten ihre Wahrnehmungen sie auf das Gegentheil hinweisen. Denn Wolfram that sich offenbaren Zwang an, er suchte seine Besuche durch Arno's bestimmte Einladung zu entschuldigen, er war nicht mehr so unterhaltend wie sonst. Geschah es, daß er sich einstellte, wenn Arno etwa noch nicht zu Hause war, dann hatte die junge Frau Mühe, ein gleich-

gültiges Gespräch mit ihm fortzuspinnen. Ihrem Gatten mochte sie von ihren Beobachtungen nichts mittheilen, um ihn nicht zu beunruhigen, desto mehr fühlte sie sich beeinträchtigt, ja, wie in Voraussicht irgend eines verwirrenden Ereignisses, zu Zeiten sogar beängstigt.

Es geschah wohl, daß Arno von seinen Berufsgeschäften etwas verstimmt nach Hause kam. Er war zweiter Dirigent einer Kapelle, deren oberster Leiter, ein alter Herr, welcher längst im Stillen ungehalten war, daß man nicht einen seiner Günstlinge, sondern diesen talentvolleren jungen Mann ihm beigegeben, den Grundsatz hegte, man dürfe die jungen Leute nicht neben sich „aufkommen lassen." So suchte er Arno überall entgegen zu arbeiten, seine Einrichtungen zu hintertreiben, und wußte ihm manche Verlegenheit zu bereiten. Arno fühlte sich in seinem Stolz gekränkt, in seinem Wirken gehindert, und sein leicht erregbares Gemüth konnte sich, wie wohl ihm auch stets zu Hause ward, doch nicht immer der Spuren des Aergers entledigen. Fand er dann Wolfram, den er eingeladen, bei seiner Frau, und erzählte er Beiden, was ihm begegnet, so steigerte sich währenddem der Ingrimm von Neuem. Nicht immer fand Wolfram das geeignete Mittel, die Stimmung abzuleiten. Dann mußte er wohl ein rauheres Wort der Entgegnung hinnehmen, und selbst Luitgart, die nur aus Höflichkeit den Gast in Schutz nahm, erfuhr einen etwas schärferen Abweis. Sie schwieg dann. Wolfram aber beobachtete sie genau und wollte zu der Entdeckung kommen, daß sie unter dem Wesen ihres Gatten zu leiden habe. Als er dergleichen einigemal mit angesehen hatte, stand es in ihm fest: Sie ist nicht glücklich.

Nicht ohne gewaltige Aufregung machte sich diese Ueberzeugung bei ihm geltend, nachdem er sie aber gewonnen hatte, stellte sich ihm auch die Nothwendigkeit dar, daß er jetzt seine alte Stellung als Freund und Vertrauter wieder anzutreten habe.

Freilich irrte er in seiner Annahme. Wenn Luitgart schwieg, wenn sie ihren Mann nicht so zu besserer Laune bekehrte, wie sie es wohl verstand, dann war es aus Scheu vor dem Dritten, vor seinen scharf beobachtenden Augen, die ihr unbequem und peinlich waren. Sie wußte der Verstimmung Arno's gerecht zu werden, sie wußte, daß er unter vier Augen mit ihr sie nicht ausließ, sie wußte, daß es ihm leid that, wenn er es in Wolfram's Gegenwart gethan, sie wußte endlich, daß Dergleichen gewöhnlich damit endete, daß die beiden Gatten sich lachend über die komischen Verkehrtheiten des alten Kapell-Tyrannen vereinigten.

Anders Wolfram. Von dem Tage an, da seine Vermuthungen ihm zur Gewißheit geworden, kam er unaufgefordert öfter, und bald war er jeden Abend Gast in Arno's Hause. Das bisherige Verhältniß kehrte sich um. Luitgart wurde jetzt befangener und weniger gesprächig, während Wolfram zu seiner früheren Lebendigkeit der Unterhaltung zurückkehrte, um so mehr, als er die Verpflichtung und den Drang fühlte, der unglücklichen jungen Frau einen freundschaftlichen Ersatz zu bieten. Luitgart war nicht im Stande, ihn aus der Stellung des Vertrauten, die er sich wieder erobert, ganz zu vertreiben. Sie schalt seine Annäherung zudringlich und scheute doch vor dem Gedanken zurück, sich gegen ihren Gatten darüber auszusprechen. Es verstimmte sie, daß der

Mann, den sie sonst hochschätzte und dem sie in dankbarem Herzen wohlwollte, daß Wolfram nicht größere Rücksicht auf die veränderte Lage der Dinge nahm. Oft fühlte sie sich geradezu verletzt durch ihn, und dennoch mußte sie manche Gewöhnungen aus früherer Zeit bestehen lassen, so sehr sie ihr zuwider waren.

Inzwischen konnte Arno bald in den Klagerus jenes Zauberlehrlings einstimmen, der die Geister, die er gebannt hatte, nicht wieder los wurde. Durch freundliche Ueberredung hatte er Wolfram in sein Haus gezogen, jetzt sah er ihn fast zum Hausgenossen erwachsen. Arno fing an, es lästig zu finden, daß er auch nicht *einen* Abend mehr allein mit seiner Gattin sein konnte. Und er bedurfte es von Tag zu Tage mehr. Denn die häßlichen Konflikte mit seinem alten Musikdespoten steigerten sich und Niemand als Luitgart verstand es besser, Arno's gute Laune wieder herzustellen. Leider aber war Wolfram am Wenigsten geschickt dazu. Er fing an, die Sache, die ihn im Ganzen wenig interessirte, leicht zu nehmen, suchte wohl mit einem Scherz darüber hin zu kommen, stellte sich zuweilen sogar auf die Seite des alten Kapellmeisters, um ihn zu entschuldigen und zu vertheidigen. Das führte zu kleinen Häkeleien zwischen den Freunden, unerquicklich für alle Drei. Bald ärgerte sich Arno geradezu, wenn er heimkehrend den Arzt bereits am Platze fand, und wurde, selbst wenn seine Berufsgeschäfte leidlich an ihm vorüber gegangen, nun erst recht zum Zwiespalt angeregt. Er war sonst eine harmlose, innerlich freie Natur, allein der Kleinkram lästiger Hindernisse, die seine persönliche Selbständigkeit störten, brachten ihn auf. Grund

genug für Wolfram, die arme Frau zu beklagen und ihr seine Dienste um so eifriger zu widmen. Er ahnte nicht, wie gern sie ihrer entbehrt hätte, ahnte nicht, daß sie bereits die Bitte an ihn auf den Lippen hatte, ihr Haus auf eine Weile zu meiden.

Eines Abends kommt Arno aus der Probe zu einer größeren Musikaufführung. Er erzählt, wie er heute, durch das Betragen des ersten Kapellmeisters zum Aeußersten gebracht, erklärt habe, er werde seine Stelle nach der Aufführung aufgeben. Ehe noch Luitgart ihr Einverständniß damit aussprechen kann, nimmt Wolfram das Wort, findet Arno's Rückzug thöricht und meint, er hätte gerade durch Ausharren seine Ueberlegenheit beweisen sollen. Luitgart will durch einen halb unwilligen, halb flehentlichen Blick Wolfram Schweigen gebieten und hat das Unglück, daß Arno, der im Zimmer auf und nieder geht, sich umwendet in dem Augenblick, da sie des Sprechers Arm leise berührt, um ihre Bitte zu bekräftigen. Wolfram schweigt auf ihr Gebot, indem er seine Rede mitten im Satze abbricht.

Es gibt Situationen, die man geradezu unglückliche nennen kann, da sie den Anschein tragen, mehr zu verrathen, als verheimlicht werden sollte. Das schon eingenommene Gemüth sieht sich zu einem Argwohn aufgeregt, dem plötzlich alle alten Beobachtungen, auf die es bisher keinen Werth gelegt, anklägerisch zu Gebote stehen, und spinnt mit einemmal ein Gewebe von Schuld zusammen, von dessen Wahrheit es mit Schauder überzeugt ist. Gegen die Beobachtungen Anderer, gute und böse, streiten wir wohl; was wir selbst beobachtet haben, gilt uns dann als unumstößlich. Auch

solche Irrungen können verhängnißvoll werden, ja oft um so furchtbarer, als keine Thatsachen sich zu ihrer Entkräftung finden, und die Feinheit der Beziehungen von der unsicher und heftig eingreifenden Hand der Leidenschaft keine reine Lösung erwarten darf. Nur das wiederkehrende eigene Vertrauen, das Bedürfniß nach innerer Befreiung rettet das Gemüth aus solchen Wirrsalen.

So glaubte Arno einen Anblick gehabt zu haben, der ihn ein entsetzliches Geschick erkennen ließ. Wie ein Vorhang zerriß es vor seinen Augen, er wähnte zu erblicken, was seine Ruhe, sein Lebensglück zu Schanden werden ließ, denn sein Weib und Wolfram standen einander näher als sie durften. Nicht daß er Luitgart eine Kränkung seiner Ehre zugetraut hätte, zu hoch und edel stand sein Weib ihm im Herzen, allein es genügte, wenn ein geistiges Bedürfniß ihr den Freund nothwendig machte, wenn gleiche Bildungs- und Lebensansprüche Beide zu einer Vertrautheit verbanden, die den Gatten immer entbehrlicher machten, um ihn endlich ganz bei Seite zu schieben. Und Wolfram war älter und reifer als er, hatte mehr Bildung und Welterfahrung, war dem Jünglingsalter entwachsen — in dessen Anschauungs- und Empfindungsweise Arno sich noch, wie seine Jahre es mit sich brachten, bewegte; Wolfram war ihm überlegen, ein gesetzter Mann, der sich durch die Welt nicht beeinträchtigen ließ. Dieß war es, was in diesem Augenblicke Arno's Denken und Empfinden erfüllte, trotz des schmerzlichen Gefühls, das durch seine Seele schnitt. — Allein er, der von kleineren äußeren Veranlassungen verstimmt nur kürzlich in's Zimmer getreten war, legte vor der Entdeckung, die ihn ernster er-

schütterte, seiner Haltung straffere Zügel an. Er that, als ob er nichts bemerkt hätte, ging aber hinaus, indem er sich den Anschein gab, etwas zu suchen.

Nur eine Minute war er allein im Nebenzimmer, aber in dieser einen Minute tauchte Alles in ihm auf, was seinen Argwohn bestätigen konnte. Nicht mehr so groß dachte er von Wolfram, nicht mehr so hoch stellte er ihn über sich. Wolfram hatte ihn betrogen, das stand fest. Er liebte Luitgart, er hatte seine Liebe einst verleugnet. Aus welchem Grunde? Aus Aufopferung, oder — — Arno sprang auf aus dem Sessel, in welchen er sich nur eben geworfen hatte. Er hörte seine Frau im Nebenzimmer laut sprechen, sie schien dem Gaste Vorwürfe zu machen. Dann wurde ein Stuhl gerückt, zugleich aber sprach Luitgart laut und vernehmlich: „Sie bleiben jetzt!“ — Gleich darauf kam die junge Frau, um ihren Gatten aufzusuchen. Er strengte seine Kraft an, um gelassen zu erscheinen, und es gelang ihm, sich einigermaßen zu überwinden.

Luitgart ahnungslos über das, was in ihm vorging, nur in dem Glauben, daß Wolfram's Einreden die Verstimmung um äußere Dinge noch mehr erregt habe, kam mit liebevoll gütigen Worten, tadelte des Gastes Ungeschick, und gab sich ganz einverstanden mit ihres Gatten Handlungsweise. Arno, obgleich hingenommen von dem Klang ihrer Stimme, von ihrer Erscheinung, ihrem liebevollen Wesen, dem sich wie immer, so auch jetzt, sein ganzes Herz erschloß, wollte doch in diesem Moment keinen Auftritt, der seine Beobachtung umfloren könnte, und zwang sich zu einer täuschenden Haltung. „Es ist ja nichts!“ rief er halb lachend. „Jeder hat eben

seine Ansichten, und ich verarge es Niemand, wenn er sie ausspricht." Aehnliches sagte er, indem er in das Wohnzimmer zurückkam, zu Wolfram, der ihm mit Entschuldigungen entgegentrat.

Man saß gleich darauf beim Thee. Luitgart, ganz glücklich, daß die gute Laune wieder hergestellt war, und durch Liebenswürdigkeit beeifert, sie aufrecht zu erhalten. Gleichwohl gelang es ihr nur halb, und ein augenscheinlicher Zwang der beiden Männer zeigte jedweden heute in einer seinem Wesen entgegengesetzten Stimmung. Wolfram war stiller als sonst, sogar zerstreut, während Arno eine sonderbare Vielgesprächigkeit angenommen hatte, die ihm sonst nicht eigen war, wobei er in heftig fahriger Weise Allerlei aus den Händen fallen ließ, umwarf, zerbrach, und über das angerichtete Unheil lachte, so fremdartig lachte, daß es seine Gattin zu beängstigen anfing.

Luitgart athmete auf, als Wolfram sich endlich empfahl. „Du kommst doch morgen wieder?" rief ihm Arno nach, und mit einer Betonung, die beinahe wie Hohn klang. „Du mußt entschuldigen," entgegnete Wolfram, „ich habe zu morgen eine Einladung." — Daran glaubte Arno freilich nicht, und irrte auch nicht, wenn er diesen Vorwand für eine Verabredung der beiden Andern hielt. Denn Luitgart hatte dem Arzt ihren Wunsch ausgesprochen, daß er die nächsten Abende wegbleiben möge. Und nun saß sie neben ihrem Gatten, legte die Hand auf seine Schulter, und sah ihm freundlich besorgt in's Gesicht. Aber er, dessen Züge sonst in heller Freude aufleuchteten, wenn ihre Augen ihn trafen, oder ihre Hand ihn berührte, er saß jetzt stumm

und ablehnend neben ihr. „Du meinst, wir müßten noch weiter von Wolfram sprechen?“ sagte er. „Lassen wir das, wir werden ja sehen wie wir mit einander in's Reine kommen!“ — Luitgart, wenn auch unbekannt mit den bittern Regungen, die ihren Gatten erfüllten, fühlte sich doch gedrückt durch die Erkenntniß, daß ein ernsteres Mißverständniß zwischen ihm und Wolfram sich einzuwurzeln drohte, ja sie fing an zu bangen vor dem Gedanken, Arno könne bei dieser Gemüthslage die alte Neigung des Arztes aufspüren — ein Gedanke, so erschreckend für sie, daß sie ihn gerne verbannt hätte. Denn es war Wolfram doch nicht gelungen, ihr sein Herz zu verhehlen, und Luitgart hatte in den jüngsten Tagen mit einem Gemisch von Angst und Groll die Entdeckung gemacht, daß sich unter der Maske der Freundschaft ein Liebender in ihre Nähe drängte. Ihr Gefühl empörte sich dagegen, aber sie hoffte mit dem Manne fertig zu werden, und hatte gerade heute die Absicht gehabt, ihn zu entfernen. Nun war es anders gekommen, der Moment schien Rücksicht zu gebieten, das Auffallende sollte vermieden werden, Wolfram erhielt die Weisung der Verbannung nur für einige Tage. Er wußte doch, was das heißen sollte. Ihre freundschaftliche Gesinnung hatte sich umgekehrt, sie fragte sich, ob der Mann noch Achtung verdiene, der ihr Vertrauen so heuchlerisch mißbraucht hatte. Weg warf sie ihn und die Erinnerung an ihn, sie wollte keine Pflicht des Dankes mehr gegen ihn haben. So dachte sie jetzt über Den, gegen den die Eifersucht ihres Gatten bereits erwacht war; aber noch mochte sie das Unheil nicht denken, das, ihr verborgen, schon in Arno's Brust gährte, und drohend gegen

ihn selbst, gegen sie und den Verräther dem Ausbruch entgegenwuchs.

Denn daß Wolfram sich auch am zweiten, dritten und den folgenden Abenden nicht einstellte, bestätigte den Unglücklichen nur in seinem Glauben. Immer finsterer begann die verzehrende Leidenschaft in ihm zu arbeiten. Er vermochte es nicht, mit Luitgart allein zu sein. Sie, die er noch so grenzenlos liebte, wie am Tage, da er sie heimgeführt, sie, von deren Freundlichkeit er sich überwältigt fühlte, sie vielleicht auf ewig verlieren zu müssen — dieser Gedanke wollte ihn vernichten. Denn war es nicht schon ein ewiges Verlieren, wenn er in ihrem Herzen nur die zweite Stelle einnahm? Durfte er, selbst wenn er von ihrer Gattentreue überzeugt war, durfte er sich mit einer solchen Stelle begnügen, durfte er sie sich gefallen lassen? Einer von Beiden, er oder Wolfram mußte weichen. Und wenn sich nun die Nothwendigkeit herausstellte, daß er selbst weichen müßte? Noch wirrten solche Gedanken neu und zu plötzlich durch seine Brust, als daß sie es auf bestimmte Pläne oder Ziele hätten absehen können, noch unterlag er der ersten folternden Pein, der ihm fremden, furchtbaren Leidenschaft, die um so schmerzlicher wirkte, als sie von gewissen Lichtmomenten gekreuzt wurde, in welchen seine Seele sich wieder zur Hoffnung weitete, um in desto tiefere Selbstqual zurückzusinken. — Um dieses Chaos in seiner Brust zu verbergen, mied er an den kommenden Abenden, mied er auch bei Tage viel sein Haus. Luitgart ließ es sich nicht nehmen, ihn in die Theater und Konzerte zu begleiten. Sie wollte an seiner Seite sein, und ängstigte sich, wenn er bei Tage zu lange

ausblieb. Es war ihr immer, als müsse währenddem ein Konflikt zwischen ihm und Wolfram gewaltsam zu Tage treten. Dann, von Unruhe ergriffen, eilte sie wohl selbst aus dem Hause, ging zu ihrer Mutter, zu ihrer Schwägerin, denen sie Mühe hatte, ein heiteres Gesicht zu zeigen. Den Gatten fand sie freilich nicht, unglücklicher Weise aber begegnete sie da einigemal dem Arzte, der sich seither bei ihr nicht wieder hatte blicken lassen. — Da die Familie sehr zusammenhielt und Sonntags meist bei der Mutter den Abend zubrachte, kamen durch zufälliges Gespräch diese Begegnungen zwischen Luitgart und Wolfram zu Arno's Gehör. Es durchzuckte ihn wie ein Stachel, der zur Vergeltung rief. Da war eine Thatsache gegeben, an die man sich zu halten hatte! Ihn zu täuschen, mieden sie die Begegnung in seiner Wohnung, um sich auf fremdem Boden zu treffen! Was glaubt nicht ein von Eifersucht verstörtes Gemüth! Was hält es nicht für möglich! Was fabelt es nicht halb bewußtlos zusammen, worüber ein gesunder Sinn erröthet, wovor ein klares Denken, als vor etwas Schändlichem, Verächtlichem sich zu behüten weiß! Arno hielt es nicht aus im sonntäglichen Familienkreise, als er von jenen Begegnungen erfuhr, die seiner Leidenschaft eine anklägerische Stütze gaben. Wolfram stand gerade in der Thüre, und horchte auf Luitgart's Gesang. An ihm vorüber flog Arno in das Nebenzimmer. Hier war er allein. Er preßte beide Fäuste vor seine Stirn, als wollte er seine ausschweifende Phantasie noch einmal festhalten, daß sie ihm nicht das Gräßlichste ausmale — denn schon sah er auch sein Weib schuldiger als er es ertragen konnte, schon tauchte das Bedürfniß nach Rache in

seiner Seele auf. Eine flammende Wuth ergreift ihn — ein Plan ist plötzlich fertig. Rasch will er sich aus dem Hause entfernen, aber noch einen Blick, der das unermeßliche Weh seines Herzens kündet, thut er in den Saal zurück, wie auf die Trümmer seines Glückes. Luitgart endet eben ihren Gesang. Wolfram geht auf sie zu. Sie reden ein paar Worte und lächeln. „Sie können lächeln — während ich von Qualen gefoltert, beleidigt und geschmäht, nichts thue mich zu rächen und meiner Ehre genug zu thun?" So denkt der Unglückliche, und seine Hände ballen sich noch einmal, und sein Plan steht unwiderruflich fest. Hastig schreitet er auf die Ausgangsthüre zu. Da ergreift eine Hand die seinige und hält sie fest. Sein Weib hat ihn vermißt, und kommt ihn aufzusuchen. „Wohin, Arno!" ruft sie, und entsetzt sich vor seinen entstellten Zügen. Er kann nicht reden vor Aufregung, und wehrt ihre Hände von sich ab. „Dort steht er" — so kommt es endlich halb erstickt von seinen Lippen — „dort steht er, dem Du gehörst! Aber — nicht lange mehr!" Er thut einige Schritte gegen die Thür, aber Luitgart's Arme schlingen sich um seinen Nacken. „Du kannst mich jetzt nicht beleidigen," ruft sie, „denn Du bist außer Dir! Du bist krank — ich lasse Dich nicht!" Aber er macht sich von ihr los, gewinnt die Thür und stürzt aus dem Hause. Er weiß, daß in der Wohnung eines seiner Bekannten noch gestern ein paar geladene Pistolen an der Wand hingen. Dahin richtet er seinen Weg. Er findet den Mann nicht zu Hause, dringt aber in sein Zimmer, findet die Waffen noch geladen und nimmt sie mit sich. So begiebt er sich nach Wolfram's Wohnung, um ihn da zu erwarten.

Aber auch Luitgart hat sich auf den Weg gemacht. Sie muß erkennen, daß das Unheil da ist, das sie nur zu denken gefürchtet, und schaudernd steht sie vor den Möglichkeiten, die in seinem Gefolge drohen. Nichts aber soll sie jetzt von ihrem Gatten zurückhalten. Dem Bedienten, der verwundert Arno hat aus dem Hause stürzen sehen, und jetzt der jungen Frau rasch zu ihrem Mantel verhelfen muß, ihm sagt sie, ihr Mann sei plötzlich unwohl geworden, sie wolle ihm nach Hause folgen. Sie hört gar nicht, wie der Diener ihr seine Begleitung anbietet, eilt durch Regen und Wind zu Fuß durch die triefenden Straßen, von Furcht, Aengsten, Liebe und Schmerz beflügelt. Athemlos kommt sie in ihrer Wohnung an. Arno ist noch nicht da. Wo kann er sein? Befürchtungen über Befürchtungen steigen in ihr auf, während einer halben Stunde vergeblicher Erwartung. Unstät durchmißt sie die Zimmer, sie möchte wieder hinaus, ihn aufzusuchen. Aber wo soll sie ihn suchen? Ihre Angst steigert sich, indem die Stunde sich füllt, und sie noch immer allein durch die Räume ihrer Wohnung schreitet.

Da wird die Klingel gezogen. Er muß es sein! Aber nein, Wolfram tritt herein, als Arzt und Abgesandter der Familie, die durch den Diener den vermeintlichen Grund des schnellen Aufbruchs der jungen Gatten erfahren hatte. „Wo ist Arno?“ fragt Wolfram, und erschrickt vor Luitgart's blassem Gesicht.

„Schaffen Sie mir ihn wieder!“ ruft sie ihm entgegen. „Von Ihnen verlange ich ihn, denn Sie haben ihn von mir vertrieben!“

Wolfram, der jetzt erst die äußere Lage der Dinge er-

fährt, steht einen Augenblick rathlos sinnend, was hier zu thun sei, Luitgart aber, fortgerissen von leidenschaftlicher Aufregung, fährt fort:

„Ja, von Ihnen verlange ich ihn wieder, meinen Gatten, denn sie tragen die Hauptschuld eines unseligen Wahns, der ihn zur Verzweiflung treibt! Sie sind unwahr gegen ihn gewesen, Sie waren unwahr auch gegen mich! So durfte er sich mit Vertrauen an Sie halten, durfte an Freundschaft glauben, während ich, nicht so leicht zu täuschen, wie er in seiner Herzensgüte, während ich doch dem Charakter des Mannes traute, dem ich viel verdanke. Ja, ich danke Ihnen das höchste Glück meines Lebens, den Besitz meines Gatten, den ich über Alles liebe, Sie aber, der Sie den Freund spielten, haben den Fluch über unsere Schwelle getragen! Wenn Sie jemals andere, als freundschaftliche Empfindungen gegen mich gehegt, so mußten Sie von dem Tage, da ich mich mit Arno verband, erkennen, daß diese mit ewigem Schweigen zu bedecken waren. Ihnen zu sagen, daß ich Sie niemals geliebt habe, — bedurfte es dazu dieser furchtbaren Stunde, die mich zu gleicher Verzweiflung bringt, wie meinen unglücklichen, heißgeliebten Arno! O mein Gott! Wo ist er? Wo ist er?“ Luitgart sank überwältigt in einen Sessel, und Thränen überströmten ihre Wangen.

„Ich stehe schaudernd vor dem Unheil, das ich wider Willen angerichtet!“ So sagte Wolfram erschüttert nach einer Pause. „Ja, ich bekenne es, alte Regungen, die ich vergeblich bekämpfte, sprachen noch in meiner Freundschaft für Sie mit, aber sie haben sich nie gegen das Glück und

die Ehre der beiden mir so nah Verbundenen gerichtet. Mit Scham und Reue bekenne ich, daß ich Sie nicht für ganz glücklich hielt, und so wollte ich als Freund Ihnen etwas sein. Ich fühle den ganzen Vorwurf, den ich auf mich geladen, ich fühle ihn doppelt, indem ich erfahre, daß ich in mir verrathen habe, was ich mir selbst gern verschwiegen hätte. Aber jetzt ein Gegenbekenntniß: Meine Freundschaft ist, seit ich zuletzt dieses Zimmer verlassen habe, von jeder fremden Regung gereinigt, ja sie tritt selbst als Freundschaft zurück, wenn sie Ihnen nicht Dienste leisten kann, die in erster Reihe Dienste für Ihren Gatten sind. Will Arno noch eine Genugthuung von mir, wie sie unter erzürnten Männern zuweilen unvermeidlich erachtet wird —"

Luitgart sprang entsetzt auf. „Keine neuen Schreckensbilder, um mir das Herz zu zerreißen!" unterbrach sie ihn. „Hier handelt es sich nicht darum, unsühnbare Thaten durch rohe Waffenentscheidung unmenschlich abzuschließen! Ich verbiete Ihnen jedes Wort darüber — ja ich würde, ich selbst, mich zwischen die Wahnsinnigen werfen, und lieber selbst zu Grunde gehen, als ein Verbrechen geschehen lassen. Die Genugthuung, die hier zu geben ist, habe ich zu geben. Mein Herz ist rein, und wenn nur noch ein Herzschlag in meines Arno Brust mir gehört, dann wird meine unendliche Liebe ihm genug zurück geben, um ihn wieder für mich ganz zu beleben. Wenn Sie aber mir und ihm zugleich dienen und genug thun wollen, dann fort! Suchen Sie ihn, bringen Sie ihn zu mir zurück! Zwischen uns Beiden giebt es keine Gemeinschaft, die mein Mann nicht

vermittelt. Wollen Sie meine Verzeihung, so suchen Sie die seine, und erst versöhnt mit ihm kommen Sie zu mir zurück!"

Wolfram verneigt sich schweigend und will das Zimmer verlassen. Aber noch ehe er den Ausgang erreicht, poltert etwas hinter dem Thürvorhang zu Boden, und ein Schuß geht los. Luitgart schreit auf und stürzt sich gegen die Thür, den Vorhang zurückreißend. Da steht Arno, den Hahn einer Pistole mit bebender Hand in Ruhe setzend, während die andere am Boden liegt. Während Wolfram ihm die Waffe, ohne Widerstand zu finden, aus der Hand nimmt, fällt Luitgart an ihres Gatten Brust, und wird, damit ihre wankenden Kniee nicht zusammenbrechen, von seinen Armen zum Sessel geführt. Hier sinkt Arno vor ihr nieder, und verbirgt sein Angesicht in ihren Händen.

Er hatte für seine Ungeduld zu lange in Wolfram's Wohnung der Heimkehr des Feindes gewartet. Er war nach Hause gegangen — er wußte nicht warum — er hört im Zimmer sprechen, er vernimmt die himmlische Botschaft seiner Erlösung. Als er Wolfram's Schritt gegen die Thüre hin hörte, machte seine eigene Bewegung ihn beben, die Pistole fiel zu Boden und ging los. Die Kugel war in ein Fußkissen gefahren.

Eine Weile blieben die drei Geretteten sprachlos beisammen. Luitgart küßte das lockige Haupt des Wiedergefundenen, das auf ihren Knieen lag. Wolfram steckte die Waffen leise zu sich und betrachtete die Gruppe aus der Entfernung.

Endlich erhob Arno sein Haupt, und sein erster, von der

Seligkeit eines Auferstandenen erfüllter Blick traf in Luitgart's Augen. Nun hielten sich beide fest umschlungen. Was sollten sie reden? Es war Alles zu sagen, und darum Nichts, denn zu mächtig drängte das All' ihres Glückes sich aus dem Herzen, als daß es Worte hätte gewinnen können. — Da erblickte Arno den alten Freund in tiefer Bewegung an einem Fenster. Er streckte ihm die Hand entgegen. Wolfram, rasch herbei kommend, ergriff sie mit seinen beiden. „Kannst Du mir verzeihen?" fragte er. — „Wir brauchen Beide Verzeihung!" entgegnete Arno. — „Wir alle Drei!" rief Luitgart, indem sie ihre Hand auf die umschlungenen der Männer legte. Sie fühlten Alle neu erwacht, daß der Bund in dieser Stunde fest und rein geschlossen sei, und nicht mehr getrübt werden konnte.

„Wollt ihr nun noch einen Rath von mir anhören?" fragte Wolfram. Die beiden Andern sahen ihn zustimmend an. „Dann macht euch auf und reiset in den schönen Frühling hinein. Unten im Süden ist er schon gekommen, und sendet sogar zu uns bereits seine Boten. Es wird eure Hochzeitsreise sein, die ihr euch noch schuldig seid. Sie wird euch Beiden gut thun, und mich wird es beglücken, euch ungestört in eurem Glück, ganz nur euch selbst angehörig zu wissen. Wollt ihr?"

Die Gatten waren einverstanden. „Wohlan", — fuhr der Arzt fort — „so kehre ich zu eurer Familie zurück, um die Nachricht zu bringen, daß von einem Kranksein nicht mehr die Rede ist. Kann ich das?"

„Ja, ja!" riefen Luitgart und Arno, wie aus einem Munde, und winkten dem Freunde, der sie verließ, herz-

lichen Abschied zu. Dann aber sahen sie einander an, und wußten sich befreit von allen Qualen der letzten Zeit, und fühlten, daß sie nun erst ganz und für alle Tage mit einander verbunden waren.

Unſere Jugend.

Der Dampfwagenzug brauſte mit verdoppelter Eile durch den Wald, denn es galt eine Verſäumniß auszugleichen. In einem Coupé der erſten Claſſe des ſonſt überfüllten Zuges ſaßen nur zwei Damen. Sie waren ſchon auf langer Fahrt und hatten ſich's bequem gemacht, zumal in der Vorausſicht, von Geſellſchaft nicht beläſtigt zu werden. Die ältere, eine ſehr ſchöne Frau, ſah nach der Uhr, und ſagte: „Noch drei Stunden bis zu unſerer letzten Eiſenbahnſtation! So haben wir das Schlimmſte hinter uns, und ſind bald erlöſt." — „Und wie weit haben wir dann noch im Wagen zu fahren bis nach Schloß Klarenthal?" fragte die Jüngere. — „Es ſoll noch etwa eine Stunde von dem Städtchen entfernt ſein. Hoffentlich finden wir den Wagen bereit. Und wenn Thusnelda ſich wohl genug fühlt, läßt ſie es ſich gewiß nicht nehmen, uns zu empfangen."

Jetzt gellte ein langer Pfiff, der Zug ſauſte aus dem Walde, und bald war ein Haltepunkt erreicht. Aus allen Wagenfenſtern rief man den Schaffnern, zu öffnen, allein die Schreckensnachricht kam zurück, daß wegen der Verſäumniß nur eine Minute lang gehalten werden könne und niemand ausſteigen dürfe. In einer Stunde werde man durch eine längere Station entſchädigt werden. Ein paar Reiſende, welche hier einſtiegen, wurden raſch aufgenommen,

allein einer blieb übrig, der mit seinem Billet dritter Classe aus allen Fenstern zurückgeschrieen wurde, da sich durchaus kein Platz mehr finden wollte. Der Schaffner versuchte es mit der zweiten, aber auch hier zeigte sich Alles überfüllt, und ungeduldig trat der Bahnhofinspektor hinzu, um dem rathlosen jungen Reisenden Platz zu verschaffen, denn es war keine Secunde zu verlieren. Da, im Augenblick der Noth wurde die Thür des Damencoupés der ersten Classe aufgerissen, und, mit einer Entschuldigung der Beamten gegen die weiblichen Insassen, der überzählige Aspirant auf die dritte Classe mehr hineingeworfen als hineincomplimentirt.

Die ältere Dame war, wie man auf Reisen pflegt, wenn man nichts andres zu thun oder zu sehen hat, dem Vorgang mit einem gewissen Interesse gefolgt, und rückte ohne Umstände bei Seite. Die jüngere aber, erschreckt und grollend, einen gemeinen Menschen der dritten Classe in dem geweihten Raum dulden zu müssen, zog sich in die entgegengesetzte Ecke zurück, bedeckte ihr Antlitz mit dem Schleier und suchte zum Ueberfluß nach der passendsten Art, dem Eindringling durchaus den Rücken zuzuwenden. Dieser aber war in solcher Hast hereingekommen, daß er es weder zu einem Gruß an die Damen brachte, noch auch von dem Ausdruck der Verachtung des jungen Mädchens irgend etwas merkte. Er suchte einen Platz für seine Handköfferchen, legte seinen Plaid, der auseinandergefallen, zurecht, zog ein weißes Taschentuch, um sich das glühende Gesicht zu trocknen, und schien sich auf das Beobachten der Reisegesellschaft gar nicht einzulassen. Sein unerwartetes Hinaufrücken in die bevor-

zugte Classe und noch dazu in den Damenraum mochte ihn ein wenig in Verlegenheit setzen, denn er erröthete leicht, als er einen Blick nach rechts wagte, und die Augen der älteren Dame prüfend auf sich gerichtet fühlte.

Diese zeigte sich nicht ihrer Tochter gleich beflissen, den Gast mit so herber Vornehmheit abzulehnen. Sie ließ ihr schönes Gesicht mit einem leisen Lächeln auf ihm ruhen und beobachtete ihn mit ungetrübtem Wohlwollen. Sie fand, er sei ein „allerliebster Junge", höchstens neunzehn Jahre alt, von frischem Aussehen, dabei gut und neu gekleidet. Auch sein geringes Reisegepäck war elegant und sehr neu. Daß er Lebensart hatte, bewies er dadurch, daß er bald ein Paar tadellose hellgraue Glacéhandschuhe hervorsuchte und anzog. Sie mußten auch noch ganz neu sein, denn er kam mit den verzwickten kleinen Knöpfen schwer in Ordnung. Die Dame sah ihm nicht ohne stille Belustigung zu. — Anders aber verhielt sich ihre Tochter. Zu eiskalter Abwehr gerüstet, sah sie dem Augenblick entgegen, wo er die Frechheit haben würde, eine Unterhaltung zu beginnen oder gar eine Cigarre anzuzünden. Dann mußte Mama nothwendig ein Verbot ergehen lassen, und auf der nächsten Station der Schaffner angewiesen werden, den Menschen zu entfernen. Die junge Dame war erfinderisch, Möglichkeiten von Taktlosigkeit oder böser Absicht für den jungen Menschen auszudenken, um seine Gegenwart immer lästiger zu empfinden, und sich förmlich in Zorn über die abscheuliche Situation, in die man sie gebracht, hineinzudenken. Der junge Mann aber ahnte davon nichts, betrug sich höchst bescheiden und manierlich, und zeigte auch nicht die geringste Absicht, die

Damen zu beeinträchtigen, denn er blickte nur zum Fenster hinaus, und schien sich eher befangen als verwegen zu fühlen.

Die Stunde verstrich, der Zug war an dem versprochenen längeren Haltepunkt angelangt. Aus allen Thüren stürzte sich die Masse und drängte in den Saal nach den Tischen und Vorräthen. Der Egoismus nahm keine Rücksichten auf Höflichkeit oder gefällige Form, man stieß und drückte, riß sich die Tassen aus den Händen, schnob einander wegen Ungezogenheit an, und machte es im nächsten Moment mit dem nächsten Rivalen um eine letzte Sardellensemmel ebenso. Der Anstand wurde, wie es zu gehen pflegt, übersehen, wo es auf rasche Befriedigung der Bedürfnisse ankommt, und der kühne Eroberer machte sich nichts daraus, was das fremde Menschengewühl über seine Lebensart dachte. Unser junger Reisender hatte mit schnellem Ueberblick der Sachlage als einer der ersten den Saal erreicht, und war darin verschwunden. Die schöne Frau beneidete ihn fast um diese Leichtfüßigkeit und sein männliches Vorrecht. Sie stand in der Thür und schaute aus, ob nicht ein Kellner eine Tasse Kaffee auszubieten käme. Aber das war in dem heutigen Gedränge nicht möglich. Da kam der Reisegefährte zurück und legte die errungene Beute auf seinen Platz, bestehend aus einem tüchtigen Butterbrot mit Schinken, in welches er bereits einen kräftigen Biß gethan, einer Apfelsine und einem Stück Kuchen. Die Dame warf einen prüfenden Blick auf seine Einkäufe. Er bemerkte es. Schnell sprang er auf und fragte, ob er sich ihr irgendwie dienstbar erweisen dürfe? Die Dame ging mit anmuthigster Freundlichkeit auf sein Anerbieten ein und bat ihn, sich um eine Tasse Kaffee zu

bemühen. „Und sonst nichts?“ fragte der junge Ritter, mit einem Blick auf die andere Dame. — „Ja, wie ist es, liebe Clothilde, willst du nicht auch etwas? Der Herr ist so gütig!“ — meinte die Mutter. Clothilde wendete sich gar nicht und schüttelte nur mit dem Kopf.

„Nicht auch etwas zu essen? Ein Paar Apfelsinen?“

Die Dame lächelte: „Wenn es Ihnen keine Mühe macht — bitte, was Sie finden!“ der Reisegefährte schoß davon, und bohrte sich mit Benutzung beider Ellenbogen einen Weg durch den Saal.

„Aber liebe Mama“ — begann Clothilde, halb schüchtern, halb vorwurfsvoll — „einen wildfremden Menschen so intim in Anspruch zu nehmen!“

Die Mutter lachte: „Wer wird auf Reisen so ängstlich sein. Er scheint ja ein recht gesitteter und anständiger junger Mann zu sein.“

„Anständig? Er gehört mit seinem Billet in die dritte Classe!“

„Ach, liebes Kind! da fahren oft anständigere Leute als in der ersten!“

Clothilde sah die Mutter mit ihren großen blauen Augen verwundert an; sie verstand nicht, was das heißen sollte. Anständige Leute, welche dort im lärmenden Gedränge auf den Holzbänken zusammengeschichtet saßen?

„Hier ist, was ich noch habe auftreiben können!“ rief es in der Thür, und die Damen erblickten den gefälligen Cavalier mit einem ganzen Theebrett, auf welchem sich Kaffee, Brod, Kuchen, Apfelsinen, sogar ein Glas Madeira befanden. Er selbst schien sehr glücklich zu sein über das

Gelingen des nicht ganz leichten Beuteganges, sein Gesicht strahlte vor Vergnügen. Die schöne Gönnerin dankte und lachte zugleich über die Vorräthe, womit er ihren Appetit recht jugendlich überschätzt hatte, machte sich aber ohne viel Worte über eine Tasse Kaffee her, nach der sie sich lange gesehnt. — Da wurden die Thüren geschlossen, es erscholl der Ruf: „Fertig!“ und der Zug setzte sich in Bewegung.

Die Dame nahm erschreckt ihre Tasse von den Lippen und rief: „Aber wir haben ja noch all das Geschirr — die Teller —!

„Das wird auf einer der nächsten Stationen abgegeben,“ entgegnete der Gefährte und zeigte damit einige Reiseübung.

„Aber die Bezahlung —?“

„Es ist alles berichtigt!“

„Sie sind wirklich ein umsichtiger Ritter!“ sagte die Dame. „Ohne Ihre Hülfe hätten wir verschmachten müssen. Wir wollen uns sogleich berechnen.“

„Oh, es eilt ja nicht!“ meinte er, „Ihr Kaffee möchte kalt werden.“

Das Theebrett mit dem Frühstück stand zwischen ihnen, und die Dame wie der junge Herr ließen es sich ohne Ziererei schmecken. Clothilde dagegen mochte sich trotz alles Zuredens der Mutter nicht bewegen lassen, etwas zu berühren. Das Glas Madeira erregte zudem ihren ganz besonderen Unwillen. Es kam ihr so sehr gemein vor. Und ihre Ansicht über den Gast sank um so tiefer, wenn dies überhaupt noch möglich war, als dieser es an die Lippen führte und endlich austrank. Trotz dieser Erregung mußte

sie erleben, daß die Mutter die Dienste dieses Menschen von neuem annahm. Er bot ihr nämlich ein zierliches Messerchen mit einem Griff von Schildpatt an, dessen sie sich bei der Mahlzeit arglos und dankbar bediente. Sie schälte endlich eine Apfelsine damit und reichte die Theile dem schweigenden Mädchen. Aber Clothilde hätte eher bis an ihr Lebensende gefastet, als von einer mit diesem Messer geschälten Apfelsine genossen.

Für die Mutter und den jungen Herrn verstand es sich dagegen jetzt von selbst, daß man als gute Reisegefährten der Unterhaltung freien Lauf lassen dürfte. Das Glas Madeira hatte überdies den Muth des harmlosen Jünglings gehoben. Er erzählte, daß er vor einiger Zeit sein Abiturientenexamen gemacht und sich nun zur Universität begeben werde. Vorerst sei er aber noch auf einigen Zwischenstationen. Er reise zur Familie eines Schulfreundes.

„Und nicht nach Hause?" fragte die Dame theilnehmend.

„Ach nein!" entgegnete er, und es ging etwas, wie stille Betrübniß durch sein Gesicht. — Die Dame betrachtete ihn aufmerksamer, doch sprach sie die Frage nicht aus, die sie auf den Lippen hatte. Aber nach einigen Augenblicken kam er ihrem Antheil entgegen. „Ich habe eigentlich kein zu Hause", begann er. Meine Mutter starb sehr früh; ich erinnere mich ihrer nicht. Mein Vater ist nicht in der Lage, mich bei sich aufzunehmen. Ich habe niemals eine Familie gehabt und wüßte nicht, wohin ich mich wenden sollte, um wie Andere nach Hause zu reisen."

„Aber wo lebten Sie inzwischen?" fragte die Dame mit theilnehmendem Befremden.

„In der Penſion, in der Schulanſtalt," meinte der Knabe mit ganz vergnügtem Geſicht. „O ich habe es bei meinem Herrn Profeſſor nicht ſchlecht gehabt. Wer etwas nicht kennt, vermißt es nicht, und ſo konnte ich mich wohl ohne Eltern und Geſchwiſter behelfen."

Dieſer letzte Ausſpruch flößte der Dame förmlich einen Schrecken ein, denn ſie glaubte darin etwas wie erbitterte Selbſthülfe eines verletzten Gemüthes zu hören. Sie dachte den möglichen Gründen nach, warum der Vater dieſes Knaben nicht in der Lage wäre, ihn bei ſich aufzunehmen. Aus Mittelloſigkeit gewiß nicht, denn der junge Reiſegefährte ſah aus wie der Sohn wohlhabender Leute. Plötzlich ſchoß es ihr durch den Kopf, daß ſie noch Rechnung mit ihm machen müſſe, und ſchnell zog ſie ihre Geldtaſche, ſehr anmuthig wegen der Verzögerung um Entſchuldigung bittend. Allein ſie fand, daß ſie ihr Kleingeld völlig ausgegeben hatte, und hielt als kleinſtes Stück einen Fünfundzwanzigthalerſchein in der Hand. Es berührte ſie unangenehm, ſie hätte die Frage gerne vermieden, ob der angehende Studioſus ihr darauf herausgeben könne? Der aber hatte den Papierſchein ſchon bemerkt, biß ſich auf die Lippen und fing an zu lachen.

„Ich bin wirklich in Verlegenheit," begann die Dame. „Alle Münze habe ich ausgegeben, und nun —"

„Ja, und die meine wird nicht reichen, das da einzuwechſeln!" rief der andere ganz vergnügt. Er zog ſeine Börſe und ließ ihren ganzen Inhalt in ſeine Hand fallen, präſentirte ihn der Dame, und gewährte ihr ſomit einen Geſammteinblick in ſeine Vermögensverhältniſſe. Er ſah

sie mit unschuldiger Verschmitztheit an, sie fühlte sich belustigt, und beide fingen an um die Wette zu lachen.

„Aber das ist doch zu arg," rief sie endlich, „jetzt muß ich gar noch Schulden bei Ihnen machen! Wie nennt man das doch unter Studenten —?"

„Pumpen!" entgegnete der junge Gläubiger verbindlich und ein wenig erröthend.

Clothilde aber zuckte zusammen. Sie glaubte das Fürchterlichste gehört zu haben. Ihre Mutter, die sie als eine feine vornehme Frau verehrte, hatte sich hinreißen lassen, Dienste von einem fremden, ihr nicht vorgestellten Menschen anzunehmen, der jetzt den Moment ausbeutete, und mit gemeinen Ausdrücken um sich warf. Das junge Mädchen war nahezu in Verzweiflung und hätte erbitterte Thränen weinen mögen. — Nicht so die Mama. Sie verstand den Humor der Situation und sprach die Hoffnung aus, auf der nächsten größeren Station ein Wechselgeschäft machen und ihre Schuld abtragen zu können. — Allein darin täuschte sie sich. Denn ein längerer Aufenthalt war dem Zuge vorerst nicht beschieden, und ehe man es sich versah, näherte man sich dem Haltepunkt, wo die Damen aussteigen sollten.

„Zwei Minuten!" riefen die Schaffner, die Thüren aufreißend. Der junge Mann im Damencoupé zog rasch eine Visitenkarte und hielt sie in der Hand, mit den Augen fragend, ob er wagen dürfe, sie zu überreichen. Die Dame empfing sie freundlich. Noch aber hatte sie den Namen nicht gelesen, als von draußen Stimmen erschollen: „Da sind sie! Da sind sie!"

Eine ältere Dame von hoher Gestalt wurde sichtbar,

neben ihr ein Bedienter in reicher Livree, und beide nahmen die Ankommenden sofort in Beschlag. Clothildens Mutter ließ die Karte aus den Händen fallen, das junge Mädchen setzte den Fuß darauf und schritt achtlos darüber hin.

„Das ist also unser Kind, unsere kleine Clothilde, jetzt ein großes, erwachsenes Mädchen!“ rief die älteste Dame, das Mädchen herzlich umarmend, und dann mit gleicher Zärtlichkeit die schöne Frau an sich ziehend.

„Um Gotteswillen, liebe Mama,“ flüsterte Clothilde, „entrichte schnell Deine Schuld an den Menschen!“

Die schöne Frau hatte es wirklich beinahe vergessen und machte sich Vorwürfe, auch nur eine Minute ihre Verpflichtung verabsäumt zu haben. „Liebe Thusnelda, hast Du Geld bei Dir?“ fragte sie dringend. Allein die mit diesem Namen angeredete älteste der drei Damen mußte bekennen, daß auch sie unterlassen habe, etwas zu sich zu stecken. Aber Friedrich der Bediente hatte ja immer Geld zur Auslage für die Damen. Leider war Friedrich schon mit dem Gepäck zum Wagen gegangen und nicht gleich zu erreichen. „Es muß um jeden Preis Geld geschafft oder gewechselt werden!“ rief die schöne Dame.

„Nun, so gieb das Billet her, ich will nach der Kasse gehen,“ entgegnete Thusnelda. Sie ergriff, vielleicht als die am meisten praktische der drei Damen, den Geldschein und schritt auf das Haus zu, ohne noch eine Ahnung zu haben, um was es sich handelte. Während sie würdevoll dahinwandelte, gellte der Pfiff zum Abgang und der Zug dampfte davon. Ein jugendlicher Kopf wurde noch einmal sichtbar,

ein Hut wurde geschwenkt, und im nächsten Augenblick hörte man die Wagenreihe nur noch von ferner rasseln. Als Dame Thusnelda mit einer Handvoll Thalern zurückkehrte, fand sie Mutter und Tochter wie zwei Bildsäulen dastehen und dem Zuge nachstarren.

„Was ist Euch, Kinder?“ rief sie, „was macht Ihr für unglückliche Gesichter?“ Sie erfuhr jetzt erst die entsetzliche Begebenheit. Die Damen waren einem jungen Studenten mit der Rechnung für das von ihm besorgte Frühstück gleichsam durchgegangen.

Thusnelda fing an zu lachen, Clothilden aber, die sich schwer gedemüthigt fühlte, war das Weinen näher. „Nun, der junge Mensch wird sich ja wohl wiederfinden lassen,“ tröstete Thusnelda. „Wenn Ihr gute Gesellschaft gehalten, muß er Euch ja seinen Namen genannt haben.“

Die Freundin suchte am Boden und in der Tasche. „Er gab mir beim Abschied seine Karte, wo ist sie nur geblieben? Ich habe den Namen nicht einmal gelesen und weiß nicht, wessen Schuldnerin ich bin. Mein Gott, der arme Junge hatte nur eine schmale kleine Börse, ich habe ja gesehen, was darin war, und nun muß ich mir sagen, auf seine Kosten gelebt zu haben, es ist wirklich drückend.“

Die schöne Frau schien über den unerhörten Fall in sichtlicher Betrübniß. Eine praktische Natur konnte sie nicht genannt werden. Sonst hatte auf Reisen Fräulein Thusnelda, ihre Freundin, oder der sehr gewandte Diener für Alles gesorgt, diesmal war eine neue Einrichtung getroffen worden und dabei an Geld und allerlei Kleinigkeiten, wie Regen-

schirmen, Täschchen, Tüchlein, so viel eingebüßt worden, daß sie sich scheute, es aufzuzählen. Und nun noch gar Schulden bei einem unbekannten Studenten!

Hätte man an das Telegraphiren gedacht, so wäre den beladenen Gewissen vielleicht noch irgendwie zu helfen gewesen, allein darauf verfiel man nicht, und so wußte sich auch Fräulein Thusnelda keinen Rath. Aber dennoch mußte sie lachen und steckte damit endlich auch die jüngere Freundin an. Nur Clothilde blieb ernst und streng, sie fühlte sich in ihrer Würde wie vernichtet und begriff den fürchterlichen Leichtsinn nicht, mit dem die Mama und die Tante bald über das demüthigende Abenteuer hinweggingen.

Im bequemen Wagen fuhren die Damen darauf seitwärts nach den Bergen und bogen durch die Windung der nicht allzuguten Landstraße nach Klarenthal ein. Es war dies ein altes Schloß von ziemlich düsterem Aussehen, umgeben von einem sehr verwilderten Park. Nur auf die nächste Gartenumgebung war einige Sorgfalt verwendet, und auch dieser Theil präsentirte sich noch nicht eben vortheilhaft, denn es war früh im Jahre, Mitte April, und die Natur noch sehr zurück in ihrer Verjüngung. Die schöne Frau, welche hier einfach mit ihrem Namen Valentine benannt sei, kannte diesen ihren Besitz noch gar nicht. Es war kein altes Familienschloß. Ihr verstorbener Gatte hatte das schlecht gehaltene und verkommene Gut gekauft, um etwas daraus zu machen. Gleich darauf ereilte ihn der Tod. Für Valentine war es ein recht unbequemes Eigenthum, zumal sie sich nicht dafür interessirte und nicht die geringste geschäftliche Kenntniß besaß. Wie oft schon hatte sie das

Gut ausbieten lassen, aber kein Käufer wollte sich dafür finden. Ihr Geschäftsführer in der Hauptstadt erklärte es für eine unglückliche Erbschaft, denn das Gut koste jährlich mehr, als es einbrächte. Glücklicherweise war sie sonst sicher genug gestellt und brauchte nicht ängstlich zu sein, und sie war eine Natur, die, im Wohlstand aufgewachsen, niemals daran dachte, daß man sich auch ernste Sorgen um Hab und Gut machen könne. Sie hatte viel auszugeben und gab viel aus, ohne zu verschwenden.

Von ihrem Wohnorte, der Hauptstadt, reiste sie alljährlich einmal nach Brüssel, wo sie, auf fremdes Zureden, ihr Töchterchen einer Pension anvertraut hatte. Diese Entfernung von ihrem Kinde machte ihr oft Kummer, allein jeder in ihrem Kreise rühmte die Trefflichkeit jener Erziehungsanstalt und rieth dringend ab, das Kind zurückzunehmen und der einmal begonnenen Erziehungsweise wieder zu entfremden. Valentine war nicht sehr selbständigen Charakters, eine feine, liebenswürdige Natur, die sich leicht berathen ließ. Und hierin war nun Fräulein Thusnelda ihre eigentliche Stütze. Diese würdige, schon dem Matronenalter sich nähernde Stiftsdame lebt, da sie nur die Verpflichtung hatte, sich ab und zu auf kurze Zeit in ihrem Stift sehen zu lassen, fast das ganze Jahr bei Valentinen, wohnte, reiste, las und musicirte mit ihr und erschien als der eigentlich praktisch waltende Geist ihres Hauses.

Thusnelda war bereits die jüngere Freundin von Valentinens Mutter gewesen, jetzt stand sie, als die ältere, bei der Mutter Clothildens in dem gleichen Verhältniß. Eine stattliche, rüstige Dame, zuweilen etwas von Migräne ge-

plagt, dann aber wieder frisch auf den Beinen und in ihrem Wesen mit dem Ausdruck noch kernhafter Gesundheit.

Als nun Clothilde ihr sechszehntes Jahr zurückgelegt hatte, mochte Valentine sie um keinen Preis länger in der Pension lassen, und war entschlossen, ihr Kind von ihrer diesmaligen Reise nach Brüssel zurückzubringen. Thusnelda widersprach nicht mehr und dachte einen Plan aus, wie man sich des Kindes, als eines endlich gewährten geliebten Eigenthums, einer Zeit lang im Stillen freuen und es langsam für den Eintritt in die große Welt vorbereiten könne. „Ueberdies," sagte sie, da Dein Rechtsanwalt fortwährend über die Nutzlosigkeit Deines Gutes Klarenthal klagt, sollten wir einmal zusehen, ob es sich nicht wenigstens zu einem Sommeraufenthalte für uns nutzbar machen ließe. Man sparte dadurch eine große Reise, um dem Staub der Stadt zu entgehen. Wenn es Dir recht ist, so mache ich mich auf den Weg und untersuche dort die Dinge. Finde ich, daß wir mit einiger Bequemlichkeit unterkommen können, so besorge ich den Umzug und die Einrichtung, Du aber fährst allein nach Brüssel und holst Deine Tochter ab. Und dann erwarten wir einmal auf dem Lande das Kommen des Frühlings, das uns hier in der Stadt so gut wie entgeht." Valentine war auf den Vorschlag eingegangen, und schon konnte ihr Thusnelda nach Brüssel schreiben, daß sie in einem Flügel des Schlosses, der sich der Sonne besonders darbot, eine recht hübsche Wohnung ausgesucht, daß sie mit der Einrichtung fertig, das Dienstpersonal vollzählig, ein tüchtiger Gärtner angenommen sei und somit das Haus seiner Herrin harre. Wirklich fand Valentine bei ihrer An-

kunft alles nach Wunsch und über Erwarten behaglich. Ein angenehmes Feuer prasselte in dem Kamin, und Thusnelda hatte nichts versäumt, auch dem Eintritt des jungen Mädchens so freundlich als möglich entgegenzukommen.

Auf einem Marmortischchen am Kamin lagen drei Briefe. Valentine bemerkte sie erst spät Abends. Sie waren nicht an sie, sondern unter ihrer Adresse nach Klarenthal an den Legationsrath Nithart gerichtet.

„Was soll das?" fragte Valentine befremdet.

„Die Briefe liegen seit einigen Tagen da," entgegnete Thusnelda. „Wahrscheinlich hat er den Auftrag gegeben, sie hierher zu richten, und es erhellt daraus, daß er die Absicht hat, selbst zu kommen."

„Aber wie weiß er denn, daß wir nach Klarenthal gezogen? Seine Stellung hält ihn in Paris?"

„Wir müssen wohl von Spionen umgeben sein!" scherzte Thusnelda.

„Das ist doch eigen!" Valentine wurde ein wenig nachdenklich. „Sind wir denn auf Besuch eingerichtet?" fragte sie nach einer Weile.

Thusnelda lachte. „Liebes Kind, unser verwünschtes Schloß hat, glaube ich, über hundert Zimmer. Wer sich vor dem Spuken nicht scheut, dem richten wir mit altem Hausrath sehr leicht eine Wohnung ein. Er kann unter den Sesseln zwischen rothem Damast und blauem Atlas wählen — so viel nämlich die Motten davon übrig gelassen haben —, er kann Tische mit goldenen und mit weiß lackirten Füßen bekommen — so weit Gold und Lack noch deutlich zu unterscheiden sind! Aber im Ernst, ich habe dafür

gesorgt, daß wir Besuch beherbergen können, da dieser und jener aus der Stadt sich uns schon im Voraus ansagte und es uns vielleicht sogar wünschenswerth werden dürfte, Gesellschaft zu empfangen.

Valentine ließ sich Tags darauf die Fremdenzimmer zeigen und war überrascht, wie die Freundin aus wirklich altem Hausrath auch hier alles sauber und gastlich eingerichtet hatte.

Nach einigen Tagen, als die Sonne warm und erweckend durch den Garten schien, schlug Thusnelda einen Spaziergang vor, damit man auch draußen sich einigermaßen umschaue für etwaige Verbesserungen.

Es war Valentinen nicht unlieb, daß ihre Tochter gerade sehr eifrig im Schreiben an eine Pensionsfreundin in Brüssel begriffen war, denn die schöne Frau hatte mit ihrer mütterlichen Freundin allerlei Persönliches zu verhandeln. Als sie eine Strecke gegangen waren, begann denn auch Valentine:

„Es geht mir viel im Kopfe herum, warum doch Nithart seine Briefe hierher hat adressiren lassen. Noch dazu, ohne sich selbst bei mir anzumelden!"

Thusnelda ahnte, hoffte sogar, daß das Gespräch eine solche Wendung nehmen werde. „Wie Du fragst!" erwiderte sie. „Sein altes Interesse ist eben nicht geschwunden, das liegt auf der Hand. Möglich, daß ein Brief von ihm selbst verloren ging oder verspätet kommt. Der Landbote wird noch nicht gewohnt sein, Briefe pünktlich hierher zu tragen. Wie lange ist es überhaupt her, daß er Dir zuletzt schrieb?"

„Fast ein Jahr!"

„Das ist freilich lange. Aber Du wirst selbst daran Schuld sein. Du hast ihm vermuthlich nicht geantwortet?"

„Nein, wozu sollte es auch führen?"

„Sehr einfach zur Verheirathung zwischen Euch beiden!" rief dann Thusnelda laut und mit großer Entschiedenheit. „Und jetzt einmal ganz offen meine Meinung," fuhr sie fort, „Du kennst sie übrigens seit lange. Du könntest längst seine Frau sein, wenn Du seinem Werben ein wenig entgegengekommen wärest."

„Ich habe eine erwachsene Tochter," entgegnete Valentine ruhig.

„Die hast Du jetzt, aber vor zehn Jahren war sie ein Kind. Und wenn Du sie auch jetzt hast, Du bist mit Deinen fünfunddreißig Jahren noch eine sehr jugendliche und schöne Frau — laß mich ausreden! — Du bist viel umworben und Deine Zurückhaltung hätte nur dann einen Sinn, wenn Du Deine Hand eben für Nithart hättest bewahren wollen."

„Muß ich mich denn durchaus wieder verheirathen?"

„Es wäre zu Deinem Glücke, wenn Du Nithart zum Manne bekämst. Er liebt Dich seit Deinem siebzehnten Jahre."

„Er hat sich doch inzwischen auch verheirathet."

„Richtig, und ist nach zwei Jahren Wittwer geworden. Würde er sich aber mit einer andern vermählt haben, wenn Du ihm nicht vorangegangen wärst? Es ist wahr, Eure Familienverhältnisse standen nicht gleich, und Dein Vater wollte hoch hinaus mit Dir —"

„O, das wollte nicht nur mein Vater," warf Valentine

ein, „ich wollte es selbst. Du vergißt, daß ich mit dem, der mein Gatte wurde, schon in der Pension Briefe wechselte, daß wir uns liebten, und daß es ein Glück für mich war, daß meinem Vater die Partie recht war. Vetter Nithart hatte nicht mein Herz besessen, ich war ihm recht freundschaftlich gesinnt, das war damals alles."

„Damals!" sagte Thusnelda mit eigner Betonung. — Nach einer Pause fuhr sie fort: „Ihr wurdet beide wieder frei, zu früh für Euer Glück, ich gebe es zu. Aber das war auch ein Damals. Dann gestalteten sich die Dinge anders. Er kam wieder, er brachte Dir sein Herz noch einmal, die alte Neigung war wieder erwacht. Und Du? Was hast Du gegen ihn? Verlangst Du einen noch vollkommneren Mann? Du wirst vergeblich danach suchen."

„Ich glaube, Tante Thusnelda ist selbst ein wenig in ihn —" begann Valentine.

„Und es sollte mich gar nicht wundern," fiel Dame Thusnelda ein, „wenn sogar Deine Tochter sich in ihn verliebte. Er ist ein Mann, an den man mit sechszehn, fünfunddreißig und fünfzig Jahren sein Herz verlieren kann. Also sieh Dich vor, ehe Clothilde oder ich Dir den Rang ablaufe."

Die muntere Stiftsdame lachte, Valentine aber zuckte im Stillen zusammen. Die Beziehung, in welche Thusnelda diesen Mann, wenn auch nur im Scherz, mit Clothilden brachte, flößte ihr eine Art von Schrecken ein. Sie ging schweigend eine Weile neben der Freundin, und es war ihr lieb, daß diese das Gespräch wendete und von Clothildens Wesen und Charakter zu sprechen anfing.

„Ich muß viel thun," begann Valentine, „um mir meines Kindes Herz erst ganz zurückzuerobern. Daß ich sie nicht selbst, sondern in einer Pension habe erziehen lassen, reut mich jetzt erst recht. Sie liebt mich wohl, aber es steht eine für sie gewohnte, mir aber fremde Welt zwischen ihr und mir. Sie hat etwas so Gemessenes, Kühles, ja Vornehmes, selbst gegen mich. Und immer fällt mir ein Ausspruch von einem jungen Menschen ein, demselben, dessen Schuldnerin ich auf der Eisenbahn geblieben. Wer etwas nicht kennt, sagte er, vermißt es nicht, und so mußte ich mich ohne Eltern und Geschwister behelfen. Er war auch in der Pension erzogen. Siehst Du, so hat sich mein Kind wohl ebenfalls behelfen müssen, es hat nicht genug Liebe erfahren, um sein Gemüth glücklich und in warmer Pflege entwickeln zu können. Der Gedanke macht mich fast unglücklich!"

„Quäle Dich darum nicht, Valentine. Eine alte Regel sagt, daß alle Eigenheiten der Eltern sich an den Kindern wieder finden. Dein Mädchen kann sich noch so heiter und glücklich entwickeln, als Dein Temperament von Natur ist!"

„Nein, nein, nein! Das möchte ich selbst nicht!" eiferte Valentine. „Von meinen Jugendstreichen soll sie nichts nachmachen. Denke, um Gotteswillen, daß ich in der Pension schon Liebesbriefe mit meinem späteren Gatten wechselte! Das wünschte ich an meiner Tochter nicht wiederholt. Wer könnte ihr auch dergleichen zutrauen! Wie wäre dergleichen überdies in jener strengen Brüsseler Anstalt denkbar! Nein, nein, Clothilde hat ein durchaus anderes Naturell als ich. Ihre angeborene Zurückhaltung ist durch den strengen Regel-

zwang einer fast klösterlichen Schule nur noch starrer, gemessener gemacht worden. Es wird viel Mühe kosten, diese Formenstarrheit zu brechen und ihr liebes, reines Gemüth zu befreien. Sie scheint selbst in sich zu ringen, um die Fülle des Gemüthes zu zeigen. O ich hoffe, hier, wo wir allein sind, wollen wir uns bald ganz finden, wie ich es wünsche!"

Als die Damen auf dem Rückwege nach dem Schloß begriffen waren, kam ihnen der Bediente hastig entgegen. Es sei Besuch gekommen, meldete er. Fräulein Clothilde habe den Legationsrath Nithart empfangen. Zugleich überreichte er einen Brief, der soeben überbracht worden, denselben, der verspätet die Ankunft des Gastes meldete.

Als Valentine ihre Tochter und den stattlichen Mann am Kamine sitzend erblickte, und zwar diesen in eifriger Unterhaltung vor dem jungen Mädchen, fühlte sie sich noch einmal im Innersten durchzuckt. Aber eine volle Röthe ergoß sich über ihr Gesicht, als er aufsprang und ihr selbst mit lebhafter Freude die Hand küßte. Valentine hatte Weltbildung genug, um ihre Bewegung zu bemeistern, und so kam sie ihm als Hausfrau in aller Anmuth der Form entgegen. Nithart wußte sein Kommen zu entschuldigen, und der verspätete Brief erklärte das übrige. Valentinens Rechtsanwalt war zum Theil auch sein Geschäftsführer, und so hatte er zufällig von ihrer Uebersiedelung nach Klarenthal erfahren. Da Nithart sich, wie er erzählte, in der Gegend anzukaufen dachte, habe er geschäftliche Dinge mit freundschaftlichem Verkehr vereinigen wollen.

Als Nithart auch der Stiftsdame zur Begrüßung die

Hand küßte, wechselten beide einen raschen, vielsagenden Blick, allein ein Wink Thusnelda's bedeutete ihn, daß er auf der Hut sein möge. Die eingegangenen Briefe betrachtete er nur flüchtig, obenhin, um sie dann einzustecken.

Bald nachdem der Gast auf dem ihm angewiesenen Zimmer seinen Anzug ein wenig verbessert hatte, setzten sich die Damen mit ihm um den Theetisch. „Und was bewegte Sie," begann Valentine, „Ihre öffentliche Stellung aufzugeben und sich auf dem Lande anzukaufen?"

„Diese Stellung war niemals recht nach meinem Sinne," entgegnete Nithart, „und wollte sich endlich mit meinen Grundsätzen und Anschauungen nicht mehr vereinigen lassen. Ich habe nun die Absicht, anderen und für mich ernsteren Zwecken zu leben. Dadurch gewinne ich den Vortheil, endlich auch von meinem Sohne etwas zu haben, der, während ich in aller Welt herumschweifte und festgehalten wurde, herangewachsen ist. Ich kenne ihn fast nur aus seinen Briefen, und nicht bessere Kenntniß hat er von mir. Nun ist er bereits für die Universität reif und schreibt mir schon auf gut studentisch, daß ihm das Geld völlig auszugehen drohe und er nicht wisse, woher er welches bekommen oder wohin er sich wenden solle. Leider ist sein Brief durch meinen Rechtsanwalt erst auf Umwegen an mich gelangt, und erst hier hab' ich ihn empfangen. Zugleich schickt er mir seine Photographie. Kann es Sie interessiren, zu wissen, wie mein Clemens aussieht?"

Valentine nahm die dargereichte Karte, und mit lebhafter Ueberraschung rief sie: „Mein junger Gläubiger von der Eisenbahn! Clothilde, Kind, sieh doch, ist er es nicht?"

Das junge Mädchen warf kaum einen Blick auf die Karte. „Ich erinnere mich nicht," sagte sie. „Ich habe den — Herrn nicht angesehen."

Valentine erzählte dem Gast ihr Abenteuer, das ihn außerordentlich belustigte. Nithart pries das Glück seines Sohnes und meinte, um diesen Preis dürfe der Knabe sich mit Freuden einige Entbehrungen auferlegen."

„Nein, nein!" eiferte die Dame des Hauses, „jetzt erträgt mein Gewissen nicht länger die Schuld! Ich kenne meinen Gläubiger und will meine Nachlässigkeit zehnfach wieder gut machen. Er hat keine Heimat, keine Familie — er soll uns besuchen, er soll uns sehr willkommen sein! Vetter, Sie schreiben noch heute an Clemens — oder nein, ich thue es selbst, es ist meine Pflicht ihn selbst einzuladen. Er war so artig, so liebenswürdig — ich fühle mich wirklich erleichtert, mich für seine Dienste dankbar erweisen zu können!"

Clothilde saß stumm und hielt die Augen über ihrer winzig kleinen Stickerei, während die Stiftsdame lebhaft applaudirte und rief: „Vortrefflich! Da bekommen wir gleich junge Gesellschaft ins Haus. Wir wollen dem kleinen Vetter, der noch nichts von alten Tanten weiß, einmal zeigen, was auch das für ein Segen ist!"

Wer aber des Mannes Antlitz und besonders sein Auge beobachtet hätte, als er es zu Valentinen aufschlug, indem er sich auf ihre Hand niederbeugte, der würde mehr als Dank darin gelesen haben. Ein ganzes reiches Gemüth schien wortlos sich in dem einen Blicke zu öffnen. „Ich muß meinen Besuch diesmal abkürzen," sagte er dann, „da mich unerwartete persönliche Geschäfte, wie ein anderer

Brief mir sagt, in der Hauptstadt erwarten. Schon morgen früh reise ich ab. Meinen Sohn suche ich vorher selbst auf und sende ihn Ihrer freundlichen Obhut. Dann aber muß es mir gestattet sein, den Hafen, worin er ein Asyl gefunden hat, um so öfter aufzusuchen."

Valentine neigte nur schweigend das Haupt, Thusnelda aber begann: „Was denken Sie aus Ihrem Sohne zu machen? Oder wie denkt er selbst über seine Zukunft? Wie ist sein Charakter entwickelt?"

„Das sind drei Fragen auf einmal," entgegnete Nithart, „von welchen ich eigentlich nur die letzte, und auch diese nur aus theilweiser Anschauung beantworten kann. Denn wie ich oder er selbst über seine Zukunft denken, wird erst erhellen, wenn mir der dritte Punkt aufgeklärt ist. Ich kenne, wie ich schon gesagt, Clemens fast nur aus seinen Briefen und will anstatt eines Urtheils über ihn lieber eine Beobachtung aussprechen. Sie ist uralt und doch überrascht sie den, der sie macht, immer neu. Unsere eigenen Züge, Besonderheiten, sogar Fehler treten uns in den Kindern wieder entgegen. So wie Clemens denkt und schreibt, schrieb und dachte auch ich in meiner Jugend, ja es ist mir oft, als träte mir mein eignes verjüngtes Selbst aus seinen Briefen entgegen. In wie weit der persönliche Verkehr diesen Eindruck rechtfertigt, muß abgewartet werden."

Valentine hörte eine solche Bemerkung heute nun schon zum zweitenmal und fühlte sich lebhaft herausgefordert, sie zu bestreiten. „Nein, Vetter," rief sie lachend, „Clemens gleicht Ihnen ganz und gar nicht. Durch eine äußere Aehnlichkeit würde ich doch an Sie erinnert worden sein,

und so weit ich in sein Inneres zu blicken vermochte —" Valentine setzte ihre Rede ab, eine gewisse Verlegenheit überkam sie, trotz ihrer heiteren Mienen.

„Welche Tugend entdeckten Sie in ihm?" lachte Nithart. „Denn einen Fehler würde Ihre Güte doch wohl auf meine Rechnung geschrieben haben?"

„Sie sind eitler, als Sie selbst glauben und andere glauben machen wollen!" rief ausweichend die schöne Frau. „Sie sind sogar schon eitel auf Ihren Sohn. Vielleicht hoffen Sie, da Sie ihn sich ähnlich wähnen, ihn auch der diplomatischen Laufbahn zu widmen? Glauben Sie mir, diplomatisches Talent hat er nicht gezeigt, wenn auch einige Lebensart." Valentine war unzufrieden mit ihren eigenen Worten, sie wußte nicht warum.

Nithart aber begann mit gesenktem Ton, wie halb auf Erinnerungen ruhend: „Hatte ich denn diplomatisches Talent? War mein Denken und Handeln in meiner Jugend diplomatisch? Es war ein Gemisch von Fügsamkeit und Auflehnung in mir, und wie sich beides auszugleichen hatte — das wäre ein langes Kapitel." Er lenkte rasch in den alten Gesprächston zurück. „Wer die Merkmale seiner eigenen Jugend an seinen Kindern wahrnimmt, wird, meine ich, den Wunsch hegen, sie vor den Irrthümern zu bewahren, zu welchen wir uns durch unsere Eigenheiten hinreißen ließen, und so knüpft sich an solche Beobachtungen gleich eine ernste Pflicht. Schlimm freilich, wenn wir ihrer zu spät inne werden, oder das Leben uns so geführt hat, daß wir ihr nicht nachkommen konnten. Was meinen Sohn betrifft, so scheint mir seine Seele wirklich ein unbeschriebenes

Blatt. Was er für eine Lebensstellung wählt, soll mir gleich sein, wenn er mit meiner Hülfe nur menschlich das aus sich macht, was ein höheres sittliches Gesetz, was das Leben, was endlich seine Zeit von ihm verlangt."

Valentine saß in Gedanken, sie bemerkte kaum, daß ihre Tochter ihre Stickerei einen Augenblick bei Seite legte und das Zimmer verließ. Thusnelda aber sah ihr nach und fragte mit leiserer Stimme: „Nun? Und was sagen Sie zu unserem Kinde? Das ist auch ein unbeschriebenes Blatt!"

Valentine fuhr plötzlich auf und sah den Gast gespannt an. Er neigte das Haupt halb zustimmend und entgegnete nicht gleich.

Dann begann er: „Eine höchst anziehende Erscheinung, ein Räthsel, das schwer zu lösen sein wird. Eine ganze Welt von knospendem Leben, das aber bis zu seiner schönsten Blüthe mehr in sich zu dulden haben wird, als es freieren Naturen beschieden ist."

„Seht den Frauenkenner!" lachte die Stiftsdame. „Sie haben ja kaum mit dem Mädchen gesprochen!"

„Sie kommt aus einer strengen Schule," sagte die Mutter, halb vorwurfsvoll, halb begütigend. Der prüfende Blick, welchen Nithart auf Clothilden ruhen ließ, als sie gleich darauf zurückkehrte, mißfiel Valentinen. Das junge Mädchen aber erschien fast theilnahmlos. Sie kramte in einem kleinen Kästchen, das sie mitgebracht, nach bunter Seide für ihre Stickerei.

Nithart nahm von dem angeregten Gespräch über Clothilden Gelegenheit, das Wort direct an sie zu richten. Er verlangte zu wissen, wie ihr Urtheil über seinen Sohn sei.

— „Ich hatte Grund," entgegnete sie, „gegen ihn eingenommen zu sein, nach der Art und Weise, wie er bei uns eingeführt wurde. Mein Urtheil über ihn wird davon abhängen, wie er sich bei seinem Besuch jetzt selbst bei uns einführt." — „O die junge Dame will mir entschlüpfen!" lachte Nithart. „Haben Sie einmal das Vorurtheil eingesehen, so können Sie schon ein Urtheil fällen. Es wäre mir interessant zu hören, welchen Eindruck der junge Vagabund und Günstling des Glücks Ihnen hinterlassen hat."

„Er erschien mir ohne alle Grundsätze," entgegnete Clothilde, jetzt unverlegen um eine Antwort. — Valentine warf ein begütigendes Oh! ein, während Thusnelda Miene machte laut aufzulachen.

„Das klingt hart," meinte Nithart lächelnd, „ist aber vielleicht eine ganz richtige Bemerkung. Der Zufall warf Ihnen den Gesellschafter in den Weg, und was in solchen Lagen verhandelt wird, giebt leicht den Anschein auch innerer Haltlosigkeit. Menschen, die sich so zusammengeführt sehen, wollen nicht schon zeigen, was sie sind, und tasten erst gern behutsam, mit wem sie es zu thun haben. Dabei läßt man sich's auch wohl nicht kränken, trivialer zu erscheinen, als man ist, und setzt Grundsätze bei Seite, die mit ihrem schweren Gewicht nicht in die leichte Unterhaltung passen wollen. Besonders gefallen jüngere Leute sich darin, auch wider ihr besseres Wesen sich etwas leichtfertig zu geben, sie glauben sich durch den Anschein von weltmännischer Erfahrenheit in den Augen Andrer zu heben."

„Das hat sich Clemens nicht zu Schulden kommen lassen," warf Valentine ein.

„Es ist das gewiß eine Eitelkeit," fuhr Nithart fort, „aber sie fällt doch nicht so lästig in die Augen, als jene andre, die in jedem Augenblick danach hascht, recht bedeutend zu erscheinen. Wer bestrebt ist durch Erscheinung, Aussprüche, Besonderheit, sich geltend zu machen, ist meist im Innersten unbedeutend. Vorwiegend bei der Jugend sind das die schlimmsten Anzeichen. Gleichwohl muß unser Urtheil auf der Hut sein. Unsre geselligen Verkehrsformen sind so höchst complicirt, man kann sie ein unausgesetztes Versteckspielen nennen. Und unsre gepriesene Cultur hat uns nicht eben menschenfreundlicher gemacht. Unsern „Nächsten," den wir lieben sollen, betrachten wir zuerst als unsern Feind — z. B. auf Reisen, wenn er kommt, uns plötzlich die Bequemlichkeit zu rauben — und hüten uns, zu früh mit ihm zu kapituliren. Erst müssen wir uns über ihn ärgern oder lustig machen, wäre auch gar kein Grund dazu da. Endlich finden wir uns in die Nachbarschaft, entdecken einen guten Genossen, und nicht selten ist daraus ein dauerndes gutes Einvernehmen für das Leben geworden."

„Alles zugegeben," sagte die Stiftsdame. „Doch komme ich auf Eure Grundsätze zurück. Wer, frage ich, kann von der Jugend schon Grundsätze verlangen?" — „Warum nicht?" rief Clothilde, indem sie die Tante groß ansah.

„Gewiß — warum nicht?" bestätigte Nithart. „Man verlange nur nicht, daß sie schon zum Bewußtsein gekommen seien. Das sittliche Gefühl muß sie vertreten, die Lebensart, der Takt, oder wie man es sonst nennen will. Freilich, wer sich jung schon sein System baut, ist zu beklagen, denn er ist dann entweder überhaupt nicht innerlich jung — was

immer ein Unglück wäre — oder er erlebt sehr bald den Zusammensturz seines Luftschlosses. Dies ist der glücklichere Fall, denn neues Leben sproßt auch aus solchen Ruinen. Uebrigens wäre mir selbst ein Mann, der im leichteren Verkehr mit Grundsätzen paradirte, immer verdächtig."

Das junge Mädchen hielt die Augen ruhig und fragend auf den Sprecher gerichtet. „Wie soll er sonst seine Gesinnung, seinen Charakter zeigen?" warf sie ein, und ein leichtes Erröthen ging über ihr Gesicht. Sie nahm, ohne die Antwort abzuwarten, ihre Stickerei wieder eifrig zur Hand.

„Ei, am besten im Handeln," meinte Nithart. Doch schien er dem Gespräch lieber eine andre Wendung geben zu wollen. „Da Sie von Clemens Grundsätze verlangen," fuhr er fort, „werden Sie auch verlangen, daß er zu urtheilen verstehe?"

Clothilde blickte auf, ein leises Lächeln schien für eine Bejahung gelten zu sollen.

„Nun dann wär' es Ihnen nicht von Werth zu wissen, welches Urtheil Clemens über Sie fällt?"

„Ueber mich?" rief das junge Mädchen, halb erschreckt, und doch mit mehr als vornehmer Ablehnung.

Jetzt stimmte selbst Valentine in das Lachen Thusneldas ein. „Ja ja!" sagte sie, „Du hast ihn recht spröde und kalt behandelt, und er soll uns Rede stehn, wie er über Dich gedacht hat!"

Clothilde aber wurde zu allgemeiner Ueberraschung nicht eingeschüchtert, sondern entgegnete mit lächelnder Ruhe: „Das mag er! Und wenn er aufrichtig genug ist zu gestehen,

daß er recht übel von mir gedacht, dann will ich dem armen Knaben zur Belohnung bekennen, es habe mir einen Augenblick recht leid gethan, daß er keine Mutter hat."

„Das war auch ein Unglück für ihn!" bestätigte Nithart schnell. „Und darum empfehle ich ihn Ihrer schwesterlichen Güte ganz besonders." — Rasch lenkte er zu einer andern Unterhaltung über, und richtete sein Wort häufig direct an Clothilde, deren Wesen ihm interessant geworden war. Er kam ins Erzählen, von Rom, Neapel, Paris, London, wohin überall seine diplomatischen Geschäfte ihn geführt hatten, schilderte den Damen hervorragende politische Persönlichkeiten, so weit sie ihnen von Interesse sein konnten, und ließ sich's nicht anfechten, daß Valentine stiller geworden und zerstreut sich von dem Gespräch abgewendet zu haben schien. Clothilde dagegen trat mehr und mehr aus ihrer Zurückhaltung hervor, fragte sogar und ließ sich belehren, und schwang sich endlich zu dem Ausspruch auf, ein Gesandtschaftsposten müsse das höchste Glück auf Erden sein! Nithart machte statt der Antwort nur eine Handbewegung und zuckte die Achseln. Clothilde war an diesem Abend schon ein paarmal erröthet, jetzt aber ergoß sich eine stärkere Gluth über ihr Gesicht, sie schien lebhaft verwirrt durch ihre eignen Worte.

„Das ‚höchste Glück' ist ein recht schöner Gedanke," sagte Thusnelda, „aber er wechselt in unserem Leben nur zu oft. Man wünscht so vielerlei im Leben, und wenn man sich's recht überlegt, wünscht man nach zu vielen Seiten hin, als daß sich von all diesen Richtungen her ein einheitliches Glück gestalten könnte."

„Es giebt aber Wünsche," meinte Nithart, „die dauernd sind, wie unser Leben selbst."

„Das leugne ich nicht." Die Stiftsdame sah Valentine und Clothilde an, welche beide innerlich beeinträchtigt erschienen, und um dem Gespräch einen heiteren Abschluß zu geben, begann sie: „Wohin wir uns aber gleich dem Ritter von la Mancha mit unsern Jugendwünschen oft verirren, darüber will ich beispielsweise eine Anekdote aus meinem eignen Leben erzählen. — Als ich jung war, nahm mich mein Vater öfter mit auf Reisen. Da fand ich denn in Wartesälen auf Stationen, wo viele Menschen sich durcheinander drängten, häufig die Worte angeschlagen: „Vor Taschendieben wird gewarnt." Das machte mir einen eigenthümlichen Eindruck, und ich versäumte nicht meines Vaters Aufmerksamkeit immer wieder darauf hinzulenken. Er lobte meine Vorsicht. Meine Phantasie aber hatte sich aus einem Taschendiebe eine ganz eigenthümliche Vorstellung gebildet. Ich dachte mir eine freundliche Gestalt in buntem Costüm, etwa wie ein Polichinell, lustig umherspringend, dessen Kleidung auswendig ganz und gar mit Taschen bedeckt war. Seinen diebischen Charakter hatte ich in meiner Vorstellung gar nicht mit aufgenommen, trotz der Warnung, die ich überall las. Und als nun meine Augen wieder einmal diese Worte fanden — es war im großen Gedränge — rief ich: „Ach, Papa, wenn ich doch mal einen Taschendieb sehen könnte!" Ich wurde nicht nur von ihm, sondern auch von der Reisegesellschaft tüchtig ausgelacht. Im Gasthofe mußte ich die beschämende Bemerkung machen, daß mein Taschentuch und ein schönes Armband fehlten. Später nahm mein

Vater einmal Gelegenheit, mir in einem Menschen auf der Straße, hinter dem viele andere schreiend herliefen, meinen Wunsch zu erfüllen. Doch war ich schon vorher davon geheilt. So geht es mit Wünschen."

Nithart lachte und erhob sich. Nur wenige Worte wurden noch ausgetauscht. Der Gast verabschiedete sich von den Damen gleich für seine Abreise, um sie morgen in der Frühe nicht zu stören, und ging auf sein Zimmer.

Valentine schien mit Ungeduld zu erwarten, daß auch Clothilde und die Freundin sich zurückzögen. Und als dies geschehen und sie sich allein sah, öffnete sie rasch den Bücherschrank, denn auch für solche Unterhaltung hatte Thusnelda Sorge getragen, und suchte nach einem bestimmten Buche. Aber sie schien sich nicht einem ruhigen Lesen hingeben zu wollen. Hastig schlug sie es auf, blätterte, durchflog hier und da ein Paar Seiten und endlich warf sie es weg und sank mit untergeschlagenen Armen in den Sopha zurück. Eine tiefe innere Bestürzung schien sich immer lebhafter ihrer zu bemächtigen. Es mußte ein unglückliches Buch sein, in dessen Inhalt sie eine drohende Aehnlichkeit mit ihrer eigenen Lage erkennen wollte. „Charlotte und Eduard hatten eine Jugendneigung und wurden nach langer Trennung ein Paar. Die Frau war über die erste Jugendblüthe hinaus, der Mann noch in den Jahren, auch auf ein jüngeres Herz Eindruck zu machen. Und Charlotte hatte eine Tochter, Ottilie — und Eduard und Ottilie sahen und liebten sich, und zu Grunde ging alles Glück!" Nur um diese eine Beziehung kreisten Valentinens Gedanken, der ganze übrige Roman war für sie nicht da.

In der That, das gutgemeinte Wort der Freundin heute auf dem Spaziergange, daß Nithart ein Mann sei, in den sich auch wohl ein sechszehnjähriges Mädchen verlieben könne, dies lachend ausgesprochene Wort hatte einen Stachel in Valentinens Herzen zurückgelassen. Nun mußte sie erkennen, daß Nithart sich wirklich lebhaft mit ihrer Tochter beschäftigte, sie mußte wahrnehmen, daß Clothilde seit ihrer Rückkehr von Brüssel Nithart gegenüber zum erstenmal aus ihrem verschlossenen Wesen hervortrat. Was Valentine sich niemals ernstlich zugestanden, kam ihr plötzlich zum Bewußtsein — sie hatte selbst ein viel größeres Interesse an dem Manne genommen, als sie gezeigt, und in einer schreckerfüllten Regung von Eifersucht erkannte sie ihre eigene Neigung. Eifersucht — gegen wen? Valentine schauderte und bedeckte mit beiden Händen ihr Gesicht, über welches heiße Thränen stürzten.

Sie ging in Gedanken ihr Leben durch, sie verglich Nithart mit andern Männern, sie ließ seine eigne Entwicklung prüfend an sich vorübergehen. Wie als Jüngling, so hatte er als Mann noch einmal um sie geworben, aus dem sentimentalen Vetter (wie sie ihn einst genannt), der in Poesie und Kunst umherschwärmte, war ein erfahrener und vielgesuchter Mann geworden, ein Mann, dessen Persönlichkeit überall des bleibenden Eindruckes sicher war, in dessen Preis sich alle vereinigten. Aber Koketterie und Eigensinn führten die schöne Frau in ausgesprochene Opposition gegen die allgemeine, vielleicht sogar gegen die eigene bessere Stimme. Valentine war keineswegs zu jenen wesenlosen Irrlichtern der Gesellschaft zu zählen, sie war weder gefallsüchtig, noch

geziert, noch hochmüthig, sondern eine gute weibliche Natur; aber in dem einen Punkte mußte sie sich selbst schuldig bekennen, ihrem Vetter hatte sie mehr Grillen, Launen und Spott gezeigt, als sie verantworten konnte. Und warum? so fragte sie sich selbst. Mußte er ihr besseres Herz nicht genauer kennen, als sie selbst, daß seine Neigung trotzdem und so lange die gleiche blieb? Nun aber war sie dennoch verscherzt, in diesem Augenblick, da seine Erscheinung, sein ganzes Wesen mehr auf sie wirkte, als jemals. Aehnlich, wähnte sie, war ihre Schuld ihr über das Haupt gewachsen, sie hätte die Gedanken abwenden mögen von dem Mißverhältniß, daß sich plötzlich unter ihren Augen zu verschlingen schien. Und kein Schlaf wollte sich die Nacht über auf diese schönen rothgeweinten Augen senken; der Morgen fand sie trübe und überwacht.

Ein Wagen fuhr vor. Valentine zuckte zusammen und schlich ans Fenster. Ein Mann stieg ein, blickte wie forschend noch einmal zur oberen Fensterreihe hinauf und fuhr davon.

Und jetzt erst, nach einem neuen inneren Sturm, kam der Schlummer über sie, und als sie nach einigen Stunden erwachte, schien die Sonne hell in ihre Fenster. Wie ein schwerer Traum erschien ihr, was sie durchempfunden und durchgedacht, ihre leichtblütige, jedem guten, und dem frohen mehr als dem trüben Eindruck offene Natur fühlte sich vom klaren Sonnenschein erquickt und dem heiteren Tage fast wiedergegeben. Als sie im Frühstückszimmer erschien, schloß sie ihre Tochter zärtlich ans Herz und erschien der Freundin, wenn auch etwas blaß, doch ruhig und getrost.

Einige Tage darauf fand sich Clemens als Gast im Hause ein und wurde von Valentinen und der Stiftsdame sehr freundschaftlich empfangen. Die letztere besonders nahm sich seiner mütterlich an, und da sie selbst viel gute Laune hatte, war ihr sein munteres Wesen willkommen. Sie lachte über seine Unbefangenheit und erzählte Valentinen täglich Anekdoten über das Gemisch von Klugheit und unerfahrener Kindlichkeit, das sie in ihm entdecken wollte.

Auch mit der Hausfrau stand Clemens aufs Beste. Sie nannten sich Vetter und Tante und wußten sehr weise und sehr vergnügt mit einander zu sprechen. Denn in gewissem Sinne war Valentine ein Kind geblieben, ja, sie war kindlicher selbst als ihre Tochter. Sie fand harmloses Gefallen an der Unterhaltung mit dem jungen Gast, und wie sie sich der guten Stunde leicht und gern hingab, war die Dame oft mit ihrem Ritter in einem Gespräch, worin sie seinem jugendlichen Uebermuth kaum etwas nachgab. Es ließ sich nichts dagegen einwenden, daß Clemens mit dem Verwalter Bekanntschaft machte, und mit diesem oder allein täglich weite Spazierritte unternahm. Man entdeckte das Talent an ihm, hübsch vorzulesen, und so war auch in mancher Stunde ein Amt für ihn gefunden, dem er sich gern unterzog.

Bei diesen Vorlesungen war auch Clothilde zuweilen unter den Zuhörerinnen; öfter aber wußte sie sich zu entschuldigen. Sie hatte lange Briefe an ihre Freundinnen in Brüssel zu schreiben, dann durfte die Musik nicht vernachlässigt werden, und mehrere Stunden des Tages verbrachte sie bei Uebungen am Clavier. Auch das Malen verlangte seine Zeit. Der Gärtner mußte Blumen herbeischaffen für

ihre Aquarellstudien. So sah sie Clemens fast nur bei den gemeinsamen Mahlzeiten, am längsten Abends. Allein das Betragen der jungen Dame war nicht geeignet, den Gast besonders anzuziehen, noch dazu einen Gast von Clemens' Eigenart und unentwickeltem Charakter.

Denn Nithart hatte seinen Sohn nicht unrichtig beurtheilt. Clemens hatte zwar einen Grad von innerer Selbständigkeit, aber nichts von Erfahrung. Es giebt noch Jünglinge und glücklicherweise mehr als man vermuthet, von denen spurlos abgleitet, was schon auf den Schulen viele verwirrt und zu verfrühter Reife bringt, die ihnen das beste Theil der Jugend raubt; Naturen, deren gesundes inneres Wesen unbeeinträchtigt bleibt, die in glücklicher Blindheit nicht bemerken, was um sie vorgeht, und die ihre Reife von dem langsam waltenden Naturgesetz erwarten.

Clemens hatte wenig Frauenverkehr kennen gelernt, und wenn er auch Erziehung und Lebensart besaß, so war es ihm noch etwas Unbekanntes, Damen den Hof zu machen. Sie mußten ihm noch entgegenkommen, um ihn zu interessiren. Und da Thusnelda und Valentine dies thaten, zeigte er sich artig und dienstbeflissen. Beide Damen neckten einander sogar mit ihrem Courmacher. Clemens war noch nie verliebt gewesen, und es schien keine Aussicht vorhanden, daß er sich ein wenig in Clothilden verlieben werde, worauf die Stiftsdame sich eigentlich schon gefreut hatte. Sie gab es drum noch nicht auf, trotzdem daß Clothilde ihn wie einen gleichgültigen Knaben behandelte, und Clemens, zurückgescheucht, sich keine Mühe gab, sich der jungen Dame besonders angenehm zu machen.

Gleichwohl kam es zuweilen vor, daß beide sich allein mit einander befanden und sich auf ein spärliches Gespräch angewiesen sahen. So fand Clemens eines Tages, vom Spazierritt zurückkehrend, Clothilden allein im Wohnzimmer bei ihrer Malerei. Ein Paar Camelien im Glase standen vor ihr auf dem großen Tische. Sie entgegnete seinen Gruß kühl und sah nicht von der Arbeit auf. Er nahm ein Buch und blätterte darin. Clothilde räusperte sich ausdrucksvoll; er stand auf und betrachtete über ihre Schulter das begonnene Werk.

„Herr Clemens," begann sie, „malen Sie nicht auch?"

„Nein," entgegnete er.

„Musiciren Sie?" — „Nein." — „Machen Sie vielleicht Verse?" — „Auch nicht."

„Herr Clemens, Sie können gar nichts!" Sie sah ihn spöttisch an. Er zuckte nur die Achseln.

„Sie können wirklich gar nichts!" fuhr sie spitzig fort, „Sie können nicht einmal entgegnen; Sie können nicht einmal etwas übel nehmen."

„Das wäre auch sehr unnütz," meinte er, „denn da es Ihnen durchaus gleichgültig ist, ob ich Ihnen freundlich gesinnt bin oder Ihnen etwas übel nehme, so sehe ich nicht ein, weshalb ich mich nach dieser oder jener Seite hin bemühen soll."

Dies war denn doch unerwartet. Auf eine so ruhige Ablehnung jeder Beziehung schien sie nicht gefaßt. Sie sah ihn erstaunt an. Bald aber lächelte sie und sagte: „Es ist ganz recht so, ich verlange es nicht anders."

Er war naiv genug, stehen zu bleiben und ihr zuzusehen.

Mit einem Knie auf dem Stuhl, die Arme über der Lehne, schaukelte er hin und her. Allein er schien ihr noch etwas Besonderes vorzubehalten, seine Augen glänzten so listig. Nach einer Weile begann er: „Fräulein Clothilde!"

„Was?"

„Sind wir eigentlich verwandt?"

„Nein!"

„Aber wir gelten dafür."

„Es braucht für uns keine Geltung zu haben."

„Ich beanspruche es auch nicht."

„Sehr gütig!"

„Würden Sie aber Freundschaftsdienste von mir annehmen?"

„Dienste vielleicht, wenn auch nicht in so intimer Weise."

„Sie correspondiren sehr viel mit einer Freundin in Brüssel?"

„Allerdings. Allein was geht — wo wollen Sie damit hinaus?"

Sie sah ihn gespannt an. Er schaukelte ruhig weiter. „Die Briefe, welche Sie von dort erhalten, bleiben Poste restante liegen, bis sie abgeholt werden?"

Clothilde legte den Pinsel weg. „Ich muß mir ausbitten," sagte sie mit eisiger Kälte, „daß Sie sich nicht in meine Angelegenheiten mischen."

„Das ist auch nicht meine Absicht," entgegnete er, „aber Sie sollten die Boten, welche die Briefe abholen, besser wählen." — Clothilde erröthete. Er fuhr fort: „Als ich vorher auf dem Wege von der Stadt her ritt, kam mir der Gärtnerbursche entgegen mit der Frage, ob ich unterwegs

nicht einen Brief gefunden, den er verloren habe. Ich sagte ihm, ich würde meinen Fund selbst bestellen.“ Clemens zog einen Brief aus der Tasche. Clothilde, ganz in Glut, streckte die Hand danach aus. — „Unter einer Bedingung sollen Sie ihn haben!“ lachte er. — „Ohne jede Bedingung will ich ihn!“ rief sie mit scharfer Betonung.

Er hielt den Brief fest. „Geben Sie mir künftig Auftrag, Ihre Briefe abzuholen, dann habe ich ein Ziel für meine Spazierritte.“ — Allein mit raschem Griff hatte sie ihm den Brief entrissen und barg ihn in der Tasche. — „Ich sprach in guter Absicht,“ sagte er, „aber Sie sind gar nicht freundlich.“ — „Sie sind ein ... vollkommener Narr!“ rief sie, die letzten Worte nur wie verächtlich flüsternd. Hastig eilte sie auf die Thür zu und ließ ihn allein.

Seit diesem Augenblick war es mit jeder Annäherung vorbei. Clemens bemühte sich in keiner Weise mehr um ihre Gunst und vermied es, mit ihr allein zu sein. —

Inzwischen war es Frühling geworden. Langsam zog der alte verwilderte Park sein grünes Knospenkleid an, schneller aber hatte in der freieren Umgebung des Schlosses die wärmende Sonne gewirkt. Schon stand der blaue Flieder in üppiger Blüthe, dazwischen wiegte sich Goldregen und Schneeball, und auf dem großen Rasenplatz prangten purpurne Päonien. Die Finken trillerten im Sonnenschein von allen Zweigen; von fernher ließ sich der Ruf des Kuckuks und des Pyrols hören, und in den blühenden Hecken bauten zahllose Nachtigallen.

Clemens wußte ihren Schlag nachzuahmen und sie zum Gesang herauszufordern, den beiden älteren Damen zum

heiteren Ergötzen, Clothilden zum Aerger. Es verletzte ihr Gehör, sie fand diese nachahmenden Lockrufe überaus geschmacklos. Valentine war fast betrübt über das absprechende Wesen ihrer Tochter gegen den jungen Gast, sie konnte sich überhaupt in das Wesen ihrer Tochter immer weniger finden. Während sie selbst und Thusnelda den Duft und Sonnenschein erquickt empfanden, sich mit herzlicher Hingabe an dem Zauber der erwachenden Natur erfreuten, schien das junge Mädchen weder Augen noch Empfindung dafür zu haben. Sie musicirte und malte, sie kam mit geröthetem Antlitz aus ihrem Zimmer, wo sie Briefe geschrieben hatte, und wenn sie dann zur Gesellschaft ins Freie trat, erklärte sie den Duft des Flieders für entsetzlich und fand den Ruf des Kuckuks so langweilig, daß es nicht auszuhalten sei.

Die Stiftsdame wurde ungeduldig über dies Geziere, wie sie es nannte, und verlangte von der Mutter ein Machtgebot. Das Mädchen müsse die frische Luft genießen, dies Stubensitzen sei ihrer Gesundheit schädlich. Clothilde kam dem ausgesprochenen Wunsche der Mutter nach, ohne darum theilnehmender zu erscheinen.

Die Damen hatten sich ein hübsches Plätzchen für die Nachmittage gewählt. Von blühenden Zweigen beschattet sahen sie vor sich die breite Rasenfläche und die Fenster ihrer Wohnung, einen sonnigen Umkreis von frischem Grün und Farben. Hier ließ man sich auch gern vorlesen.

Valentine saß schon eine Weile in ihrem „Frühlingssalon," selbst noch mit all der Herrlichkeit um die Wette blühend. Häufig sah sie von ihrer Stickerei auf und sprach zu dem prächtigen Pfau, der sich bald an sie gewöhnt hatte,

zumal sie immer etwas für seinen fürstlichen Schnabel mitbrachte.

Thusnelda kam würdevollen Schrittes vom Hause her gewandelt. „Deine Tochter wird gleich kommen," sagte sie, indem sie ein Buch auf den Tisch legte.

„Was hast Du heute für uns ausgewählt?" fragte Valentine.

„Fouqué's Zauberring," entgegnete die Stiftsdame mit Bedeutung. „Lache nicht! Ich verdankte in meiner Jugend diesem Buche entzückende Stunden, und möchte wissen, wie es heute wirkt. Unsern jungen Leuten wird es neu sein."

„Aber wo bleibt wieder Clothilde?" fragte die Mutter nach einer Weile.

„Höre, liebe Valentine," entgegnete Thusnelda, „wir sollten es noch auf andere Weise mit ihr versuchen. Wie wär's, wenn wir einige Besuche in der Umgegend machten und Gesellschaft bei uns sähen? Wir haben ja einen Cavalier bei uns. Vielleicht ist das Mädchen durch anregenderen Verkehr mittheilsamer zu machen."

Valentine war nicht sehr eingenommen für den Vorschlag, versprach aber, ihn zu überlegen.

Clothilde und Clemens kamen von verschiedenen Seiten geschritten. Er hatte längst mit einem Buche in der Nähe gesessen, des Augenblicks gewärtig, da sein Amt ihn zur gemeinsamen Lectüre rufen würde. Nun begann er mit dem Zauberring, der sein traumhaftes Mittelalter vor der Gesellschaft entfaltete. Edle Ritter und Burgfräulein tauschten sittige und sinnige Worte, und glänzende Trosse trabten in herrlichem Waffengewand durch die Thäler. Kaum aber war

man auf der Burg bei Frau Minnetrost eingekehrt, als ein Wagen durch den Park rollte, der aller Augen auf sich lenkte.

„Ah!“ rief Valentine erröthend. — „Wer?“ fragte die Stiftsdame, indem sie ihr Glas zu den Augen hob. Clemens aber warf das Buch auf den Tisch, und sprang seinem Vater entgegen.

„Zu einer liebenswürdigeren Gruppe hätte ich das Haus nicht versammelt finden können!“ rief Nithart und stutzte, überrascht von Valentinens Erscheinung, die ihm, der doch ihre Jugend gekannt hatte, in solcher Vollendung völlig neu sein mußte. Als er ihre Hand an seine Lippen zog, fühlte er, daß sie leise bebte. Die Unterhaltung belebte sich heiter, bunt und abspringend, wie es zu sein pflegt, wo ein anregender Gast von mehreren Seiten in Anspruch genommen wird. Thusnelda betrachtete mit freudiger Rührung den Ausdruck des Glücks, der sich bei Clemens in der Gegenwart seines mit Leidenschaft geliebten Vaters zeigte. Dicht an ihn gedrängt suchte er seine Hand festzuhalten, und gelang ihm das nicht mehr, so mußte er seine eigene Hand wenigstens auf Nitharts Schultern ruhen lassen. Und dann wendete Thusnelda ihre Augen auf Clothilden, welche scheinbar theilnahmlos dasaß, und schüttelte leise das Haupt. „Nun, welche Lectüre habe ich hier unterbrochen?“ fragte Nithart. „Ah! Verschwundene Traumwelten! Der Zauberring! Ich täusche mich wohl nicht in der Annahme, daß Frau Minnetrost selbst“ — er verneigte sich vor Thusnelda — „den Roman auf die Tagesordnung gesetzt hat?“

Die mit diesem Namen Angeredete drohte mit dem Finger, schien aber nicht unzufrieden zu sein.

„Haben die Damen schon etwas von der Nachbarschaft gesehen?“ fragte Nithart weiter.

„Sie kommen dazu wie gerufen!“ nahm Thusnelda das Wort. „Sie erzählten, daß Sie die Umgegend kennen, wissen uns also Auskunft zu geben. Mit wem kann man hier verkehren? Ist die Familie Saalfeld in Breitenau zu empfehlen?“

„O ja, ein liebenswürdiges Haus, und, wie ich glaube, sehr lebendig. Eigentlich finden Sie dort die ganze Nachbarschaft versammelt, was seine Vortheile hat, — freilich auch seine Nachtheile.“

„Wie das? Sie meinen, man sieht zu viele Menschen dort?“

„Ei nun — ja. Bei so großer Gastlichkeit auf dem Lande muß denn auch Mancher empfangen werden, der — —“

„Ah! Man muß sich also auch vor Einigen hüten? Nun, da können wir schön ankommen. Aber warten Sie, mir ist noch ein Name genannt worden — richtig, Baron Brückberg!“

Niemand betrachtete in diesem Augenblick Clothilde, und so bemerkte niemand das leise Zucken, das durch ihren Körper ging. Sie hielt die Nadel fest, welche eben einen Stich machen sollte, und saß, ohne aufzusehen, regungslos da, ganz Gehör, ganz Spannung.

„Wie gut ist es,“ entgegnete Nithart, „daß Sie nicht ohne Anfrage bei dem zum Besuch vorgefahren sind? Herr von Brückberg ist Junggeselle, sehr Lebemann, und Damengesellschaft erscheint sonst nicht in seinem Hause, wenigstens — nun kurz, Sie hätten in der That da schön ankommen können.“

Clothilde saß von flammender Röthe übergossen, und senkte ihr Antlitz nur tiefer auf die Stickerei. Valentine aber begann:

„Ich weiß doch nicht, ob es thunlich ist, hier mit der Nachbarschaft anzubinden. Wir leben so idyllisch, daß es schade wäre, unsere heitere Ruhe aufzugeben."

Nithart erklärte im Gespräch, daß er auch diesmal nur als Zugvogel erscheine und schon Abends wieder abzureisen gedenke. Als Valentine einen Augenblick darauf den Kreis in häuslichen Geschäften verließ, bemerkte der Gast, daß Thusnelda ihm einen Wink gab. Sie erhob sich zugleich, er folgte und schloß sich ihr zu einem kleinen Spaziergang durch den nächsten Umkreis an.

„Was hat Frau Minnetrost mir zu sagen?" begann er.

„Vor allem lassen Sie nicht merken, daß wir Verbündete sind," flüsterte die Stiftsdame. „Dann aber — es scheint Ihnen nicht passend, daß wir mit der Nachbarschaft anknüpfen?"

„Sie werden es schwer vermeiden können. Man ist besonders in Breitenau gespannt, Sie kennen zu lernen, und ich glaube, die Familie Saalfeld wird nicht zögern, Ihnen zuvorzukommen. Warten Sie also ab und prüfen Sie erst passiv. Es ist besser so."

„Um meinetwillen könnten wir hier ganz in der Stille leben," meinte Thusnelda. „Es war mir nur der Kinder wegen. Haben Sie Clothilde beobachtet? Aus dem Mädchen ist nicht klug zu werden."

Nithart wiegte den Kopf schweigend hin und her. Die Dame hätte gerne eine Entgegnung gehört, und da ihr Begleiter schwieg, fragte sie geradezu: „Was meinen Sie?"

„Unter uns, mir scheint, das junge Mädchen hat ein Geheimniß zu bewahren.“

Thusnelda sah ihn überrascht an. „Ein Geheimniß? Was — ein Herzensgeheimniß?“

„Ich kann mich irren. Meine Beobachtungen sind flüchtig aufgerafft.“ —

„Aber wer — um Gotteswillen!“

„Nun, mein Clemens wird es ja nicht sein!“ meinte Nithart achselzuckend.

Die Stiftsdame war in großer Bestürzung. „Aber das Mädchen ist ja noch fast ein Kind!“ sagte sie. „Und wir haben, seit sie zurück ist, noch niemand gesehen.“

„Es gibt auch anderswo Leute. Und, verehrte Freundin, man hat Beispiele, daß schon in Mädchenpensionen junge Herzen lauter zu schlagen anfingen.“

„Das wäre entsetzlich. Clothilde verwendet täglich mehrere Stunden auf Briefschreiben! Da wollen wir uns doch vorsehen!“

Valentine war wieder erschienen, und hatte einige Erfrischungen auftragen lassen. Die Verbündeten kamen zur Gesellschaft zurück. Es war merkwürdig, wie Clothildens Wesen sich inzwischen verändert hatte. Sie erschien heiter, wandte sich im Gespräch dem Gaste zu, ließ sich sogar auf kleine Streitfragen mit ihm ein. Dabei funkelten ihre Augen, und aus ihren Entgegnungen klang ein gewisser übermüthiger Trotz, ein Gefühl der Sicherheit, wie man es noch nicht an ihr erlebt hatte. Valentine sah mit Erstaunen, wie Nithart von ihrer Tochter geradezu herausgefordert wurde, und sich gegen ihre kleinen Angriffe zu wehren hatte. Mochte

immer der gewandte Mann den Streit nur scherzend wie mit einem Kinde, wenn auch in aller Form der Höflichkeit führen, so glaubte sie doch bei der Tochter eine entschiedene innere Betheiligung zu erkennen, und in dem Herzen der Mutter wachten die beängstigenden Regungen mächtiger wieder auf.

Nithart war es, der sich zuerst erhob und einen weiteren Spaziergang vorschlug. Für diesen Fall hatte Frau Minnetrost bereits im Stillen über die Gruppirung ihre Anordnungen getroffen. Sie bat sich Clemens' Arm aus und forderte Clothilde auf, mitzugehen, um beiden eine entferntere Anhöhe des Parks zu zeigen, wo man ein Belvedere aufrichten lassen könne. Zu drei schritten sie voraus, während Nithart mit Valentinen langsamer folgte.

Die schöne Frau war in dieser Stunde befangener als jemals; sie fürchtete sich, mit ihrem Begleiter allein zu sein. Denn sein Wesen zeigte klar, daß er sich den lange ersehnten Augenblick eines Zwiegesprächs nicht entgehen lassen werde. Und wirklich, zu ihrer immer wachsenden Unruhe, täuschte sie sich darin nicht. Was ihm das Herz erfüllte, sprach er aus, er warb um ihre Hand. Valentine hörte es zwischen Freude und Angst, ihr Herz schlug, als wollte es seine Bande sprengen. Das Wort versagte ihr fast, aber sein edles und männliches Wort verdiente eine Antwort. Ausweichen mochte sie nicht, sie rang darnach, ihm offen zu sagen, was sie beängstigte. „Nithart!" — begann sie, „theurer Freund — ich kenne Ihr treffliches Herz ganz! Und dennoch — o Gott! — ich habe eine erwachsene Tochter!"

„Und ich einen erwachsenen Sohn," entgegnete er mit

Ruhe. „Wie ich Sie kenne, liebe Valentine, werden Sie meinem Clemens eine mütterliche Freundin sein. Auch Clothilde ist noch jung genug, um der freundlichen Sorge und des väterlichen Schutzes zu bedürfen.“

„Wär' es so —!“ brachte Valentine mühsam hervor — „aber es ist nicht so! Ihr Sohn ist mit seinen Jahren ein guter Knabe. — Clothilde ist, obgleich jünger, entwickelter, denn sie ist ein Mädchen. O lieber Freund — wie mache ich Ihnen deutlich, was Sie vielleicht nicht erkennen wollen, und was mich doch im Innersten peinigt. Ich will Ihnen den Spiegel vorhalten, in welchen ich selbst mit Entsetzen geblickt — Sie kennen ihn. Charlotte und Eduard verbanden sich endlich, nachdem das Leben sie lange getrennt gehalten, und glaubten sich glücklich. Aber Charlotte hatte eine Tochter, und Ottilie und Eduard —“

„Valentine!“ rief Nithart in höchster Ueberraschung. Er blieb wie gefesselt stehen, und betrachtete das schöne Weib, das bebend und mit hervorquellenden Thränen vor ihm stand. Der Anblick ging ihm schmerzlich durch die Seele. Einen Augenblick dachte er der Möglichkeit nach, ob das Geheimniß, welches er in Clothilden wahrgenommen zu haben glaubte, ihn selbst betreffen könne, im nächsten Moment hatte er den Gedanken verworfen. Und rasch gesammelt sagte er: „Ein unglückseliges Buch hat Sie auf für uns undenkbare Gedankenverbindungen gebracht. Daß meine Neigung seit früher Jugend Ihnen unverbrüchlich gehört, wissen Sie, und ich will nicht nachforschen, ob ich jetzt glücklicher bin, als in meiner Jugend. Aber ich bin getrost genug, es zu hoffen. In dieser Stunde mögen Sie kein Wort mehr darüber von

mir befürchten. Ich werde untersuchen und zu rechter Zeit wiederkehren. Sie sind angegriffen, Valentine, gestatten Sie, daß ich Sie nach Hause führe!"

Sie wagte es kaum, sich auf seinen Arm zu stützen, wie sehr sie es auch bedurfte, und schritt schweigend neben ihm hin. Ihre Verehrung für den Mann war nur höher gestiegen, sie fühlte eine innere Beruhigung, ihm volle Wahrheit über ihre Befürchtungen gegeben zu haben, und doch wankte sie und kämpfte mit ihren Thränen. Endlich entließ sie ihn und verschloß sich in ihrem Gemach. — Eine Stunde darauf hatte Nithart mit der Stiftsdame noch eine lange Unterhaltung. Thusnelda schlug erschreckt die Hände zusammen, aber nach einer Weile sagte sie: „Es ist doch nicht möglich — oder vielmehr, es ist nicht wahr! Inzwischen will ich meine Hände nicht in den Schoß legen." Bald darauf fuhr Nithart ab, ohne sich von der Dame des Hauses zu verabschieden, da sie für unwohl galt. Clemens wagte die Bitte, mit ihm reisen zu dürfen, wurde aber auf baldige Wiederkehr seines Vaters vertröstet.

Tags darauf huschte Clothilde durch den Garten, und blieb endlich bei einem Gärtnerlehrling stehen, der in eifriger Arbeit begriffen war. Sie schien einen Dienst von ihm zu verlangen, allein der Lehrling hatte gemessenen Befehl, sich nicht von der Arbeit zu rühren, denn Fräulein Thusnelda wollte das Blumenstück, welches sie hier anlegen ließ, durchaus heute noch vollendet sehen. Dann schlüpfte Clothilde in den Hof und sprach angelegentlich mit diesem und jenem, und endlich verschwand sie im Hause.

Clemens saß um diese Zeit auf der Bank unter einigen

Platanen bei seinem Buche. Er hatte Clothildens helles Gewand zwar wehen sehen, sich auch wohl ein wenig danach herumgebogen, las aber ruhig weiter als es unsichtbar wurde. Eine halbe Stunde darauf sah er Clothilden wieder durch den Garten kommen, und zwar gradeswegs nach seiner Bank. Er stand auf, sie aber forderte ihn auf, sich nicht stören zu lassen, nahm neben ihm Platz und holte ihre kleine Stickerei hervor. Dies war so neu, daß er sie erstaunt und fragend ansah. Das Buch klappte er, wie es die Höflichkeit gebot, zu.

„Vetter, Sie sollten Ihre Lectüre wirklich nicht unterbrechen!“ sagte sie ganz freundlich. „Was lesen Sie denn? Ah! Goethe's Iphigenie! Nun, wenn Sie lieber wollen, plaudern wir ein wenig.“

Clemens wußte nicht, was er aus dieser Wandlung machen sollte. Sie nannte ihn Vetter, sie kam ihm entgegen, sie war zwar immer noch ganz vornehm, doch die Geselligkeit selbst. Es muß gesagt werden, daß er, wenngleich verwundert, doch sehr angenehm berührt war, und sich aus seinem Gemüth die Spuren unangenehmen Eindrucks schnell verwischten. Er war in der That gleich bereit mit ihr zu plaudern. Ihre Stickerei erregte seine Aufmerksamkeit, er wollte nicht begreifen, wie man auf so kleinem Raum sticken könne. Sie gab ihm die Arbeit in die Hand, damit er sie besser betrachten könne, und schien sich zu freuen, daß er sie ganz reizend fand.

„Vetter,“ begann sie nach einer Weile, „ich habe mir Vorwürfe gemacht — ich war neulich einmal recht unfreundlich gegen Sie!“

Clemens wollte sich eines besondern Falles gar nicht erinnern und erklärte, daß er durchaus nichts nachtrage.

„Doch, doch!“ entgegnete sie. „Es war damals, als Sie mir so gütig anboten, den Vermittler meiner Briefe mit der Post in der benachbarten Stadt zu machen.“

„Es war wohl auch etwas anmaßend von mir,“ meinte Clemens.

„O nicht doch! Es war sehr liebenswürdig! — Reiten Sie heut Nachmittag wieder spazieren?“

„Vielleicht — ich denke.“ Er verstand sie recht gut, wußte aber doch nicht recht, ob er schon verstehen dürfe.

„Würden Sie mir wohl einen Dienst erweisen, für den ich Ihnen zu großem Dank verpflichtet wäre?“

„Ich wage nichts anzubieten, aber —“

„Aber wenn ich meinen Vetter darum bäte? Ja ich thu' es, ich bitte darum. Hier ist ein Brief, den ich auf die Post gegeben wünsche. Auch wüßte ich gern, ob ein anderer für mich da wäre?“

Clemens war harmlos genug, den dargebotenen Brief mit einer dienstfertigen Verbeugung zu empfangen und in die Brusttasche zu stecken. Warum sollte er ihr die kleine Gefälligkeit nicht erweisen, Clothilde war ja so überaus verwandtschaftlich entgegenkommend, anmuthig und verbindlich. Er bemerkte jetzt zuerst, daß sie wirklich ein sehr schönes junges Mädchen sei, und fühlte sich durch ihre plötzliche Gunst gehoben.

„Sie dürfen die Adresse immer lesen,“ fuhr sie fort, „der Brief ist an meine Freundin Rosalinde. Also Sie wollen? O wie gütig! Lassen Sie das kleine Geheimniß

ganz unter uns bleiben. Mama und Tante machen mir Vorwürfe, daß ich zu viel schreibe, und doch weiß ich, Rosalinde ängstigt sich, wenn sie so lange keinen Brief empfängt." Sie reichte ihm zum voraus dankend die Hand, die er mit einigem Erröthen drückte, und darauf plauderten und lachten beide wohl eine halbe Stunde lang, als hätten sie als Cousin und Cousine von jeher auf dem besten Fuße gestanden. —

Nachmittags saßen Valentine und ihre Freundin auf ihrem Lieblingsplätzchen und harrten auf Clemens, der heute seinen Spazierritt länger als sonst hindehnte. Der Zauberring lag schon seit Stunden bereit. — „Valentine!" rief Frau Minnetrost plötzlich. „Was kommt uns da für ein Aufzug her? Clemens und Clothilde im lustigsten Gespräch! Er führt sein Pferd am Zügel. Hat hier eine Entzauberung stattgefunden?"

Valentine war nicht minder überrascht, als sie ihre Tochter so heiter herbeikommen sah, während Clemens das Pferd in den Hof führte. — „Der Vetter kann wirklich höchst komisch sein!" sagte Clothilde. „Er erzählte mir eben einige Schulgeschichten."

Sie muß ihm doch entgegen gegangen sein, dachte Thusnelda, wie könnten sie sonst zusammen von jener Seite kommen? Ein Verdacht war der Stiftsdame durch das Gespräch mit Nithart einmal erwacht, und kundig wie sie im Combiniren war, schoß ihr schnell ein neuer Argwohn durch den Kopf. Sie hatte durch ein scharfes Verhör aus dem Gärtnerburschen herausbekommen, daß er für Clothilden nach der Post gegangen; sie hatte die gemessensten Befehle an

die Dienerschaft gegeben, keine Briefe mehr, außer den gewöhnlichen Botengängen, nach der Stadt zu tragen oder abzuholen; an Clemens hatte sie nicht gedacht. Und als dieser nun kam und mit Clothilden auf so allerliebstem Fuß stand, fühlte sie ihre Vermuthungen in eine neue, unerwartete Richtung gelenkt. Einst hatte sie sich's gar zu lustig gedacht, wenn die jungen Leute hier so ein kleines Frühlingsinteresse für einander faßten; jetzt aber nachdem sie einander lange abgelehnt und nun so plötzlich vertraut mit einander erschienen, wollte die Stiftsdame davon nichts mehr wissen, denn wahrscheinlich gründete sich diese Vertraulichkeit auf ein gemeinsame geheime Schuld. — Es wurde im Zauberring weiter gelesen, allein Thusnelda war mit ihren Gedanken wo anders, und es bleibe dahingestellt, ob heut außer dem Vorleser überhaupt jemand ernstlich zuhörte. — Abends, nachdem die jungen Leute gute Nacht gewünscht, erklärte Thusnelda, sie wolle morgen früh nach der Stadt fahren, um einige kleine Toiletteneinkäufe zu machen. Den Bedienten lehnte sie ab. Valentine war einverstanden und gab auch noch einen kleinen Bestellzettel mit.

So machte sich die Stiftsdame morgens um sieben Uhr auf den Weg, ohne daß die beiden Schuldigen gleich von ihrer Ausfahrt erfuhren. Sie hatte ihr Ziel scharf ins Auge gefaßt, und so ließ sie vor der Post halten und fragte den Beamten, ob hier gestern ein Brief nach Klarenthal abgeholt worden sei? Sie erfuhr, daß diesmal ein junger Herr, der zu Pferde gekommen, vergeblich nach einem Briefe gefragt, dafür aber einen aufgegeben habe. Sie erhielt überhaupt so viel Auskunft, als sie irgend wünschte. Denn re-

servirte Briefe waren an dem kleinen Orte etwas Ungewöhnliches, insbesondere aber unter so eigenthümlicher Adresse. Denn diese lautete: „X. Y. Z. Neustadt. Poste restante.“ So wußte der Beamte nicht nur die Anzahl der bisher abgeholten, welche sich auf sechs belief, sondern auch, an wen dieselben gegangen, denn er hatte nicht unterlassen, den heimlichen Gärtnerboten gründlich auszuforschen. Thusnelda gab sich den Anschein, als wisse sie das Alles und verstünde sich das Alles von selbst. Sie schien nur controliren zu wollen, ob nicht ein kleiner Fehler vorgekommen, und wußte so geschickt zu fragen, daß ihre Forschung durchaus nichts von einer Inquisition an sich hatte. „Die Briefe sind sämmtlich an mich gerichtet,“ sagte sie, „und Sie werden die Güte haben, dieselben künftig nur dem Boten einzuhändigen, welchen ich mit meiner Karte schicken werde.“ Ihr bedeutendes Wesen, welches sie mit sehr angenehmer Form zu paaren wußte, machte sichtlichen Eindruck auf den Herrn hinter dem Schalter; er versprach, ihren Befehlen durchaus nachzukommen. Endlich hatte Thusnelda die Genugthuung, einen jener sonderbar adressirten Briefe, der soeben noch ankam, zu empfangen und als Beute von ihrem Streifzuge mit sich zu führen. — Rasch machte sie die kleinen Geschäfte für Valentine ab, bestieg den Wagen und hieß den Kutscher heimfahren.

Thusnelda schwankte nicht einen Augenblick, was sie zu thun habe. Der Brief enthielt entweder Kindereien oder verbrecherische Dinge. Im ersten Falle machte sie sich kein Gewissen, im andern gebot es ihr die Pflicht, ihn zu öffnen. Sie riß daher ohne Bedenken den Umschlag ab und fand

eine mit dem Namen Rosalinde unterzeichnete vier Seiten lange Epistel. Diese war nicht aus Brüssel, sondern aus Berlin datirt, die Handschrift hatte etwas Ungleiches, ohne rechten Charakter. Und nun der Inhalt! Rosalinde schrieb von baldiger Erfüllung heißer Lebenswünsche, von einer künftigen Vereinigung, von mancherlei unbekannten Persönlichkeiten (merkwürdigerweise lauter Herren), sie zeigte sich als eine bald höchst verehrungsvolle, bald leidenschaftlich ergebene Freundin. „Und während Sie meine Zeilen lesen," fuhr Rosalinde fort, „bin ich wahrscheinlich schon in Ihrer nächsten Nähe. Ich nehme Aufenthalt bei meinem Freund, dem Baron Brückberg, der bereits in Brüssel die Ehre hatte, sich Ihnen vorzustellen. Und da sein Gut sich in Ihrer Nachbarschaft befindet —

„Gott steh uns bei!" rief Thusnelda für sich. „Was hat das Kind für Freundinnen! Ein Frauenzimmer, das bei einem Junggesellen Wohnung nehmen will! Unsinn! Der Brief ist von einem Manne." Mit Genugthuung las die Dame den Schluß: „Es ist dies also mein letzter Brief, den Sie auf diesem Wege erhalten. Bald sehe ich Ihnen selbst in die holden Augen, und hoffe" — — „O schön, schön!" rief das Fräulein, indem sie den Brief zusammenfaltete und in die Tasche steckte, „wir wollen unsere Augen doch auch offen behalten und uns diese Rosalinde näher betrachten!" Sie lehnte sich in die Wagenecke und überlegte. Es stand also fest, daß Clemens den letzten Brief besorgt hatte, zugleich aber nahm sie als sicher an, daß der arglose Knabe um das Verhältniß nicht wisse und von Clothilden mißbraucht worden sei. Eine Strafpredigt oder ein Verbot

für ihn schien vorerst übrig, da von Rosalinden kein Brief mehr zu erwarten war. Allein Clothildens eigne Briefe? Sie sollte von Rosalindens neuestem Schreiben nichts erfahren, und es stand zu befürchten, daß sie selbst ihre Correspondenz fortsetzen würde. Thusnelda kam zu der Vermuthung, daß Clothilde wohl nicht ihren ganzen Namen unterschreiben würde, da man die Correspondenz mit so großer Vorsicht führte, und so mochten die etwa noch folgenden Briefe ohne Schaden in die Welt gehen. Das tröstete sie etwas, allein sie beschloß doch auch über den jungen Helfershelfer ein wachsames Auge zu behalten. —

Als sie nach Klarenthal zurückkehrte, fand sie den häuslichen Kreis in einer kleinen Aufregung. Die Familie Saalfeld aus Breitenau hatte in sehr liebenswürdiger Weise die Erlaubniß nachgesucht, den Anfang zu einer nachbarlichen Beziehung machen zu dürfen, und ihren Besuch auf Nachmittag angekündigt. Da gab es dann mancherlei zu besorgen, denn auf Gesellschaft war man so schnell nicht eingerichtet. Eine gewisse Spannung auf die neue Bekanntschaft machte sich bei Valentinen, wie bei den jungen Leuten geltend, so daß man Thusnelda's prüfende Blicke nicht beachtete.

Nachmittags, früher als man erwartet, erschien denn auch das Haus Saalfeld, und zwar in zwei Wagen, welche die zahlreiche Familie auch noch kaum zu fassen vermochten. Der Oberamtmann und seine Gattin, nebst zwei erwachsenen und zwei unerwachsenen Töchtern, einem unglaublich langen Sohne von sechzehn Jahren und einem jüngeren, der für seine Jahre als „etwas zurück" erklärt wurde. Auch kam eine

Gouvernante mit, welche schon die beiden älteren Mädchen erzogen hatte und sich durch das Vertrauen der Hausfrau eine bevorzugte und dauernde Stellung in der Familie erworben hatte. Es war merkwürdig, daß Fräulein Bergius und Fräulein Thusnelda, ohne noch mit einander gesprochen zu haben, schon ein Paar Blicke wechselten, welche Jeder zu sagen schienen: Frage nur an, hier giebt es Auskunft für Vieles! Gleichwohl hielten sie sich noch in vorsichtiger Entfernung von einander.

Desto entgegenkommender und mittheilsamer war das Saalfeldsche Ehepaar. Man nahm den Kaffee in dem sogenannten Frühlingssalon unter Blüthenzweigen. Die Gäste waren entzückt über die Liebenswürdigkeit ihrer neuen Nachbarn, und da sie sich selbst als wirklich angenehme und liebenswürdige Leute gaben, herrschte zu allgemeiner Befriedigung bald ein sehr heiterer Ton in der Gesellschaft. Man hatte ein Reifenspiel mitgebracht, welches den jüngeren Theil der Gesellschaft auf dem Rasenplatze in Anspruch nahm, und wobei Clemens einer für ihn selbst überraschenden, aber darum nicht minder angenehmen gesellschaftlichen Stellung gewürdigt ward. Denn die beiden Fräulein Saalfeld waren durchaus von der gleich entgegenkommenden Fröhlichkeit ihrer Eltern beseelt und machten gar keinen Hehl daraus, wenn ihnen jemand gefiel. Reifenspiel ist sehr geeignet, in anmuthiger Bewegung die Vorzüge rascher Jugend geltend zu machen, und so fühlte man bei schöner Gegenseitigkeit und fröhlichem Geräusch sich auch hier sehr anziehend und wohl unterhalten.

Währenddem setzte der Oberamtmann Valentinen eingehend alle Gründe auseinander, warum das Gut Klaren-

thal sich so wenig rentire und weshalb es so schwer gewesen, einen Käufer dafür zu gewinnen. Und als seine Gattin die Hausfrau darauf für sich in Anspruch nahm, fuhr er in seinem Vortrag an Thusnelda gewendet fort, wobei er eine wirklich große Kenntniß der ganzen Vorgeschichte des Schlosses entwickelte und jeden Gutskäufer, der einmal darauf reflectirt hatte, charakterisirte. „Endlich kam nun," sagte er fortfahrend, „der Legationsrath Nithart, der wohl ernster an den Kauf dachte, als andere und mit den Verhältnissen auch vertrauter zu sein scheint. Ich kenne ihn nicht genau, aber wenn er nicht sehr reich ist und viel hineinstecken kann, so muß man ihm davon abrathen."

„Das kann er auch wohlfeiler haben!" dachte Thusnelda und erhob sich. Sie forderte zu einem Spaziergang auf, zu welchem sich auch die Jugend gern verstand. — So viel helles Lachen hatte der alte, zum Theil urwaldlich verwilderte Park seit lange nicht gehört. Man gelangte, in Gruppen vertheilt, bis an die Grenze desselben, wo ein Graben ihn von der Landstraße und dem freien Feld trennte. „Sieh, wer sind die beiden Reiter?" fragte Emma Saalfeld ihre Schwester. „Das ist Baron Brückberg," nahm ihr Bruder, der lange Stammhalter des Hauses, das Wort. „Aber der Andere?" — „Der? ach, das wird sein Gast sein, von dem wir gestern schon hörten. Wie heißt er doch? — Richtig, ich weiß jetzt! Herr von Mühlburg heißt er."

Bei Nennung dieses Namens zuckte Clothilde zusammen, eine Glut übergoß ihre Züge, und überwältigt von Ueberraschung wendete sie sich ab. Aber Thusnelda hatte mit einem raschen Blicke alles beobachtet. „Das also ist ‚Ro-

salinde'!" dachte sie, und trat etwas näher an den Graben, wo die Fräulein Saalfelds sich spähend aufgestellt hatten. — „Aber Kinder!" wandte jetzt Fräulein Bergius ein, „Ihr werdet doch hier nicht stehen bleiben! Kommt, wir gehen weiter!" — „Sie haben uns schon gesehen," meinte der Lange. „Jetzt setzen sie sich in Galopp!"

Fräulein Bergius mahnte vergeblich; ihre einstigen Zöglinge, harmlos und neugierig, standen mit lachenden Gesichtern und erwarteten die beiden Reiter. Diese kamen schnell genug heran, grüßten und wurden heiter begrüßt, und Herr von Brückberg zeigte sich höchst überrascht, bekannte Gesellschaft in diesem sonst öden Park zu finden. Gleichzeitig war Valentine mit Herrn und Frau Saalfeld herzugetreten, und es fand eine gegenseitige Vorstellung über den Graben hinweg statt, wobei der Baron seinen Gast, Herrn von Mühlburg, ebenfalls präsentirte. Ersterer bat um die Erlaubniß, die Gelegenheit gleich zu einem Besuch benutzen zu dürfen, und ohne Valentinens Antwort abzuwarten, grüßte er kurz und sprengte mit seinem Begleiter davon, um zum Hofthor einzulenken.

Die Gesellschaft setzte sich nach dem Schlosse zu in Bewegung, die Jugend voran, während die Stiftsdame mit Fräulein Bergius in der Nachhut blieben. Der Moment war gekommen, wo Thusnelda sich die vielsagenden Blicke der Gouvernante in deutliche Worte übersetzen ließ. Sie hatte in ihr bereits eine brave Natur kennen gelernt und zögerte nicht, sich von ihr Wahrheit geben zu lassen. Von Herrn von Mühlburg wußte Fräulein Bergius noch nichts zu sagen, vermuthete aber freilich nicht viel Gutes. Dagegen

war sie ausgiebig über den Baron. In seinem Hause gehe es übel zu, alle lüderlichen jungen Herren und auch einige alte aus der Umgegend spielten hier die Nächte durch, ja es sei eine wahre Spielhölle, Schlimmeres ganz zu verschweigen. Der Baron sei dabei sehr reich und dies mache in den Augen der Nachbarn seine Fehler wieder gut, und da er von stattlicher Erscheinung sei, heiße man ihn in den anständigsten Familien wider sein Verdienst willkommen. Ja, er mache sogar auf die meisten jungen Mädchen Eindruck. Sie selbst begreife zwar nicht, wie ein Mann von seinem Ruf von vielen Seiten gesucht sein könne, zumal sie die Ueberzeugung hege, daß der Baron gar nicht die Absicht habe, sich zu verheirathen. Er sei eben ein eingefleischter Roué und sein Umgang für jüngere Männer höchst gefährlich.

Thusnelda hörte scheinbar gelassen zu, dachte mehr dabei an Rosalinden, als an deren Gastfreund und beeilte ihre Schritte, um den Eintritt der beiden Herren nicht zu versäumen. Dies geschah denn doch, und als sie bei der Gesellschaft ankamen, hatten die beiden eleganten Weltmänner sich bereits der Unterhaltung bemächtigt, um sie in der ungezwungensten Form aufrecht zu erhalten.

Der Baron war angelegentlich um Valentinen beschäftigt, während Herr von Mühlburg den Kreis der jungen Damen belebte. Es war ein ganz neuer Ton in den Kreis gekommen, brillant, elektrisirend, fortreißend, der harmlos jugendliche Charakter war dem der großen Gesellschaft gewichen. Clothilde zeigte sich angeregt, doch weder sie noch Herr von Mühlburg verriethen, daß schon irgend eine Be-

ziehung zwischen ihnen bestehe. Thusnelda faßte letzteren sehr genau ins Auge. Er war, was man so einen schönen jungen Mann nennt, noch in den zwanziger Jahren, blond, etwas schmächtig, aber gut gewachsen. Er sah nicht gerade verlebt, aber etwas angelebt aus, hatte blendend weiße Zähne und lachte viel, erschien in seiner Kleidung als ein Spiegel der Mode, verstand sich zu unterhalten und hatte die gewähltesten Manieren. Thusnelda schüttelte dennoch den Kopf. Konnte man sich in den Mann ernstlich verlieben?

Aus dem Nachmittagsbesuch wurde ein langer geselliger Aufenthalt bis spät in den Abend hinein. Die Kühle trieb die Gesellschaft in die Zimmer, den Gästen schien es so wohl zu sein, man nahm die improvisirte Bewirthung mit so viel Humor, man hätte glauben können, die Damen des Hauses lebten mit der Nachbarschaft seit Jahren auf freundschaftlichem Fuße. Clothilde war angeregt, heiter, liebenswürdig gegen jeden, ohne irgend einen der Gäste auszuzeichnen, und während Thusnelda im Stillen sich über die unerhörte Verstellung verwunderte, wähnte Valentine, nicht ohne eine gewisse Zufriedenheit, im Kreise der Gesellschaft die Sphäre zu entdecken, in welcher ihre Tochter ihr Naturell und ihre Gaben vorzüglich zu entwickeln bestimmt sei. Es war doch immer ein Heraustreten aus dem für die Mutter peinlichen Rückhalt, es war eine Ableitung von jenen Befürchtungen, deren sich Valentine bei dem besten Willen nicht entschlagen konnte. — Als die Gäste endlich schieden, nahm Herr Saalfeld der Hausfrau das Wort ab, den Besuch so bald als möglich zu erwiedern, was denn auch nicht versagt werden konnte.

Schon am nächsten Vormittag sprach Herr von Mühlburg allein wieder vor, um sich zu erkundigen, wie den Damen der gestrige Ueberfall bekommen sei. Thusnelda hatte sich vorgesetzt, ihn und Clothilde niemals allein zu lassen und leistete mit Beharrlichkeit Gesellschaft. Und das nicht allein heute, sondern von nun an täglich. Denn nun entwickelte sich ein so buntes Gesellschaftsleben, wie die Damen es hier auf dem Lande kaum für möglich gehalten hatten. Sie machten bei Saalfelds Bekanntschaften, sie mußten Besuche machen und empfangen. Jeder Nachmittag bis zur Nacht war dem buntesten nachbarlichen Verkehr gewidmet und Klarenthal schien der Mittelpunkt desselben werden zu sollen. Und da nun auch Herr von Mühlburg sich an jedem Morgen ein Geschäft bei den Damen machte, so behielten sie wenig Stunden des Tages für ihre früheren idyllischen Freuden. Der Zauberring lag unbeendet bei Seite, er hatte seine Anziehung verloren, an seine Stelle traten längere Berathungen und Studien in Toilettenangelegenheiten.

So vergingen einige Wochen in geräuschvoller Weise. Während dieser Zeit mußte Valentine aus Herrn von Mühlburgs Bemühungen um sie selbst und ihre Tochter entdecken, daß sich hier, und wahrscheinlich auf beiden Seiten, ein ernsteres Interesse anspinne. Wenn sie sich, Hand aufs Herz, ernstlich fragte, ob ihr dies angenehm sei, konnte sie die Frage nur bejahen, denn für sie selbst entquoll einer solchen Neigung große Beruhigung. Es freute sie überdies, ihr Kind heiter, gefeiert und umworben zu sehen, und endlich war gegen die Person Herrn von Mühlburgs nichts einzu-

wenden. Daß er ein Gast des Baron Brückberg war, von dem ihr freilich dies und das zugeflüstert worden war, mochte Valentine nicht gar zu stark betonen. Stellte sich doch auch der Baron als einen vortrefflichen Gesellschafter dar, der in seinem Auftreten in keiner Weise verstieß und eigentlich überall gesucht und willkommen geheißen wurde. Ueberdies hatte Valentine genug in der Welt gelebt, um zu wissen, daß in den Kreisen, wo für ihre Tochter ein künftiger Gatte zu wählen sei — ja, vielleicht in allen Kreisen — jene idealen Muster von Männern so äußerst sparsam vertreten sind, daß man an ihre Existenz zu glauben fast aufgehört hat. Einen kannte sie wohl, und im Vergleich zu jenen glänzenden jungen Herren stieg ihr sein Werth nur höher, allein man konnte auch bei den jüngeren nicht gleich die Vollendung reiferer Jahre beanspruchen. Trotzdem hielt sie es nicht allein für ihre Pflicht, es war ihr Herzensbedürfniß, zu geeigneter Zeit Nitharts Rath über den Freier einzuholen. Inzwischen wollte sie nicht unterlassen, bei Bekannten sich über seine Stellung und Verhältnisse zu unterrichten. So waren die beiden Freundinnen, Valentine und Thusnelda, die eine freundlich, die andere feindlich, auf gleicher Fährte, ohne sich eigentlich näher gegen einander auszusprechen. Denn die Stiftsdame wollte vorsichtig zu Werke gehen und Valentine unbefangen lassen, bis sie mit entscheidenden Beweisen gegen Herrn von Mühlburg hervortreten könne, und Valentine fürchtete sich ein wenig vor den schrofferen Ansichten der Freundin, zumal diese in der letzten Zeit nicht immer in der besten Laune war.

Der einzige ganz Unbefangene im Hause und geräuschvollen Gesellschaftsleben war Clemens. Freilich sah er sich

durch die glänzenderen Herren völlig bei Seite gedrängt, allein in seiner Bescheidenheit dachte er kaum, daß dies anders sein könne, und nahm, was an Vergnügen für ihn abfiel, fröhlichen Muthes hin. Uebrigens war seine Stellung als Cavalier der drei Damen zur guten Stunde immer noch eine sehr dankbare. Denn er stand hoch in Valentinens Gunst und er hegte eine schwärmerische Verehrung für die schöne Frau. Was er durch die bunte Gesellschaft an ihrem Umgang verlor, das ersetzte daheim ein freundliches Wort, ein Händedruck des Dankes und Einverständnisses überreich.

Clothilde hatte einen leichten, neckenden Ton gegen ihn angeschlagen, wie sie sich denn jetzt zu einem heiter schwebenden und oft glänzend aufleuchtenden äußeren und inneren Wesen entwickelte. Zuweilen, wenn sie mit ihm einige Minuten allein war, munterte sie ihn auf, seinen Spazierritt einmal zum Gute des Herrn von Brückberg hinzulenken, da sowohl der Baron, wie Herr von Mühlburg sich lobend über ihn ausgesprochen hätten. Clemens war sehr erstaunt, denn er erinnerte sich nicht, von den beiden Herren überhaupt nur bemerkt worden zu sein, auch fühlte er sich zu keinem von beiden sonderlich hingezogen. Ein unbehagliches Gefühl schien ihm zu sagen, daß es mit diesen Herren in irgend einer Weise nicht ganz geheuer sei. Um so mehr stutzte er, daß sich ihm Herr von Mühlburg das nächste Mal näherte, sehr vertraulich mit ihm sprach und ihn auch in ein Gespräch mit dem Baron zu ziehen wußte, der ihn dann aufforderte, sich bald einmal zum Besuch bei ihm einzustellen.

Eines Tages, kurz nach Tische, begann Clothilde: „Vetter, wollen Sie denn wirklich heute mit nach Breitenau fahren?"

„Warum nicht?“ fragte er.

„Der Oberamtmann ist verreist, wer weiß, ob Herrengesellschaft da sein wird. Was wollen Sie unter all den Damen? Besser wäre es, wenn Sie mir heute einen Dienst leisteten.“

„Soll ich nach der Post reiten?“

„Ja, das wäre in der That mein Wunsch. Sie wissen ja, daß Herr von Mühlburg der Bruder meiner Freundin Rosalinde ist?“

Clemens hatte dies nicht gewußt und war überrascht. Doch sah er keinen Grund, an dieser Thatsache zu zweifeln, zumal er über einiges dadurch klarer zu sehen glaubte.

„Nun muß durchaus ein Brief Rosalindens an mich verloren gegangen sein. Herr von Mühlburg hat vergebens Nachforschungen halten lassen und beunruhigt sich über den Verlust des Briefes. Es scheint, er vermuthe darin irgend eine wichtige Nachricht über seine Familie. Wie wär's, wenn Sie auf der Post nach dem Briefe anfragten, und, wenn er etwa eingetroffen, damit nach Herrenstein zu Herrn von Mühlburg ritten?“

„Soll ich ihm den Brief zu lesen geben?“ fragte Clemens.

„Er wird schon zufrieden sein, zu erfahren, ob der Brief gefunden ist, oder nicht.“

„Und wenn er nicht gefunden ist, dann brauche ich nicht nach Herrenstein zu reiten?“

„Warum denn nicht? Sie sind längst einen Besuch dort schuldig, also erfüllen Sie endlich Ihre Pflicht.“

Clemens ließ sich unschwer bewegen, Clothildens Wunsch zu erfüllen, und keine halbe Stunde später war er zu Pferde

auf dem Wege nach der Stadt. Valentine wußte nicht darum, sie hatte sich bei der ungewöhnlichen Mittagswärme ein wenig zurückgezogen, Thusnelda, heute von ihrer Migräne stark in Beschlag genommen, war noch gar nicht zum Vorschein gekommen.

So ritt Clemens auf dem heißen Wege im Dienste seiner jungen Despotin dahin. Gleichwohl war ihm der Dienst heute gar nicht nach dem Herzen, denn er hatte die Augen bisher doch genug geöffnet, um zu bemerken, daß Herr von Mühlburg Clothilden auffallend den Hof mache. Wahrscheinlich hatte Rosalinde hierbei die Hände im Spiel, und wie er einen Widerwillen gegen Herrn von Mühlburg hegte, so empfand er auch bereits ein Vorurtheil gegen dessen Schwester. Daß er selbst hier zu einer Art von Unterhändler gebraucht wurde, leuchtete ihm ein, und dies, sowie die Heimlichkeit, womit Clothilde die Correspondenz betrieb, verstimmte ihn. Allein er hatte einmal zugesagt, und ritt seines Weges. Auf der Post bedeutete ihn der Beamte kurz, daß kein Brief vorhanden sei. — Also nach Herrenstein! dachte Clemens, und trieb widerwillig sein Pferd an. In einer halben Stunde war das Gut erreicht; es schien ein stattliches Besitzthum. Ein hübsches neues Haus, nicht zu groß, lag zwischen Gartenanlagen frei da. Das Treiben im Hofe deutete auf Gäste. Und so war es. Auf die Meldung eines Bedienten kam ihm Herr von Mühlburg mit Herzlichkeit entgegen, um ihn in den Speisesaal zu führen. Clemens stattete seinen Bericht ab, daß der Brief von Fräulein Rosalinden sich immer noch nicht gefunden habe, und wollte die Einladung zur Gesellschaft ablehnen. Allein

Herr von Mühlburg hatte seine Hand bereits mit gesteigerter Vertraulichkeit ergriffen, und jetzt kam auch der Baron herbei, um den jungen Gast ohne weiteres zu seinen übrigen Gästen zu führen.

Clemens wurde einem Kreise von acht bis zehn Herren vorgestellt, die beim späten Diner um die Tafel saßen. Das Dessert, wobei Clemens ein Paar Gläser Champagner nicht ablehnen konnte, war bald beendet, und man erhob sich, um im anstoßenden Zimmer den Kaffee zu nehmen. Auf Chaiselongues, Divans und Fauteuils lang ausgestreckt, zündete man die Cigarren an und schlürfte den braunen Trank.

Die Herren nahmen Anecdoten und Geschichten auf, die man bei Tische etwa abgebrochen oder aufgespart hatte. Die Anecdoten wurden immer lustiger und pikanter, das Lachen ungemessen, zumal einige Gäste stark angeheitert waren. Der Jüngste der Gesellschaft fühlte, daß ihm die Schamröthe ins Gesicht stieg, und machte verlegen Versuche, in das Gelächter einzustimmen. Er wendete die Augen vergeblich nach Herrn von Mühlburg umher. Der aber hatte sich auf kurze Zeit entfernt.

Inzwischen waren die Thüren eines dritten Zimmers geöffnet worden, und einige Gäste riefen ungeduldig zum „Geschäft". Auf einem grünen Tische lagen Karten, der Diener ordnete die Sessel umher. Man setzte sich zum Spiel, wobei ein magerer ältlicher Herr den Vorsitz führte. Clemens hatte dergleichen nie gesehen, und die Neugierde bewog ihn, seinen Rückzug noch aufzuschieben. Der Hausherr war einverstanden, daß er sich mit Zusehen begnügte, zumal Herr von Mühlburg, wie sehr immer von den Andern zur

Betheiligung angerufen, mit einem gewissen Lächeln Widerstand leistete, um das Spiel nur mit den Augen zu verfolgen. Diese aber verriethen einen leidenschaftlichen inneren Antheil. Clemens staunte über die Haufen von Goldstücken, die von einem Platz zum andern wanderten, über den Gleichmuth, mit dem man den Verlust verschmerzte, den Gewinn einstrich. Nur ein dicker Herr, welcher viel verlor, war ärgerlich und sah mit ergrimmten Blicken häufig nach Clemens hinüber. Sein Mißbehagen stieg, er fluchte und zeterte, und ließ nicht ab, mit einer Art von Wuth die Augen auf den ungebetenen Gast zu richten.

Clemens erhob sich, verwirrt durch das unerklärliche Wuthblicken des Dicken und trat bei Seite. Indem er sich dem Fenster näherte, bemerkte er, daß ein drohendes Wetter nicht unfern stand, und der Wunsch, trocken nach Hause zu kommen, machte sich geltend. Er empfahl sich, der Wirth entließ ihn äußerst cordial mit der Einladung, bald wieder zu kommen, und Mühlburg begleitete ihn hinaus.

„Gestatten Sie," begann dieser, „daß ich Sie noch mit einer kleinen Commission beschwere. In einem Briefe meiner Schwester an mich ist diese Einlage an Fräulein Clothilde gekommen. Eine Adresse fehlt, allein das Zettelchen wird an die richtige gelangen, da ich es in Ihre Hände lege."

Clemens empfing das rosenrothe Briefchen zögernd, das Lächeln des jungen Mannes erschien ihm in diesem Augenblick häßlich grinsend, der ganze Mann widerwärtig. Er schwang sich auf sein Pferd, trabte davon und machte erbauliche Betrachtungen über die Gesellschaft, in welche er gerathen. Und bald kam das Wetter mit Blitz und furcht-

barem Donnergekrach. Der Regen strömte, finstere Nacht lag über der Gegend, der Weg war nur durch gutes Glück noch zu finden.

Inzwischen hatte Thusnelda angstvolle Stunden durchlebt. Ihre Migräne war vorüber, hatte aber eine reizbare Stimmung hinterlassen, in welcher Ungeduld und Befürchtungen sich fieberhaft steigerten. Daß Clemens, anstatt die Damen zu begleiten, auf eigene Hand und ohne Angabe eines Zieles und Zweckes ausgeritten, und bis zur einbrechenden Nacht ausblieb; daß Valentine auch noch nicht zurück und bei diesem Wetter vielleicht unterwegs war; daß sie selbst hatte zu Haus bleiben müssen, ohne alle die Möglichkeiten, die sie sich erfinderisch ausmalte, überwachen zu können, das alles trieb sie unruhig aus einem Zimmer ins andere, trieb sie, bald den Bedienten, bald das Kammermädchen herbeizurufen, um doch mit jemand reden zu können. Und als sie dann wieder allein das Zimmer durchmaß, verstimmte sie die Einsicht mehr und mehr, wie sie durch alle ihre Beobachtungen und Vorsichtsmaßregeln eigentlich noch gar nichts ausgerichtet habe. Und es verstimmte sie ferner, daß sie selbst jene Pension in Brüssel, in welcher Clothilde einen Roman angefangen, einst als ganz vorzüglich angepriesen hatte. Abscheulich! dachte sie. Da wird nun ein Mädchen von Frauen erzogen, aufs strengste gehütet und von der Männerwelt abgeschlossen, und in ihr Herz dringen doch Verirrungen aller Art. Wer hätte ihr diese Verstellung zugetraut! Und nun im Gegensatz dazu sehe man diesen Clemens. Der Junge ist von Männern erzogen, hat manche Freiheit gehabt, und sein Gemüth ist offen geblieben, ein unbeschrie-

benes Blatt. Ist das Regel oder Ausnahme? Und doch, wer weiß, er taugt vielleicht auch nichts mehr! — Sie wurde verstimmt auch gegen ihn.

Endlich meldete der Diener, daß Clemens nach Hause gekommen, und, durchnäßt bis auf die Haut, sich auf sein Zimmer begeben, um seine Kleider zu wechseln. So war doch Einer wieder da. Thusnelda sah nach der Uhr, es war neun vorüber. Und als nun Clemens in das Wohnzimmer trat, rief sie ihm mit einem Tone zwischen Angstruf und Gebieterstimme entgegen: „Clemens, wo sind Sie gewesen?"

Der Angeredete mußte über diesen Empfang betroffen sein, und da sein Gewissen nicht ganz rein war, fand er nicht gleich eine Antwort. Allein schnell erwachte sein Drang nach Aufrichtigkeit und er bekannte, in Herrenstein bei dem Baron Brückberg einen Besuch gemacht zu haben.

Die Stiftsdame erschrak, dann aber erhob sie sich in ihrer ganzen Länge. Die Rede schien ihr zu versagen. „Was hat Sie dahin geführt?" fragte sie fast tonlos.

Clemens war selbst sehr unbehaglich berührt durch seine Expedition, und da das Gefühl, durch seine Heimlichkeit etwas Unrechtes gethan zu haben, ihn bereits verstimmte, gestand er offen, was er wußte, und in wessen Dienst er gehandelt.

Thusnelda schlug die Hände zusammen. „Clemens!" rief sie, „geben Sie alles auf einmal. Führen Sie einen Brief von Herrn von Mühlburg bei sich?"

Clemens warf das rosenfarbene Billet ärgerlich auf den Tisch. Thusnelda griff danach, riß es auf, las und reichte es dann dem Ueberbringer. Er wies es von sich.

„Lesen Sie," wiederholte Thusnelda, „Ihre eigene Situation wird Ihnen daraus sehr deutlich werden." Clemens griff jetzt hastig nach dem Papier und las: „Die Chiffre Ihres Postillon d'amour verstanden. Der Brief von Rosalinden nicht gefunden, — also erst übermorgen. Le petit postillon scheint zuverlässig. Geben Sie ihm Auftrag, zu welcher Stunde ich Mama allein im Park finde.

Clemens starrte laut athmend vor Erregung auf die Zeilen. Thusnelda stand nun aber nicht mehr an, ihm die Augen über Rosalinden zu öffnen, er mußte Alles wissen, um des Mißbrauchs, den man mit ihm getrieben, inne zu werden. Und die Wirkung war stark genug. Glühend vor Scham und Zorn knitterte er das Papier zusammen, er hätte in seiner heftig aufgeregten Leidenschaft Herrn von Mühlburg erwürgen mögen. Er dachte an die Gesellschaft in Herrenstein, an die wilden Scherze und an den Spieltisch, und seine Natur empörte sich dagegen. Doch hütete er sich, diese Erlebnisse, die nur ihn selbst betrafen, der Stiftsdame mitzutheilen.

Allein, während Clemens hastig das Zimmer durchmaß und Thusnelda vom Sofa zum Fenster hin und her ging, um in das immer ausgiebiger sich entladende Wetter zu blicken, machte Valentine Erfahrungen, die noch aufregender und zugleich peinigender waren.

Eigentlich hätte Valentine die heutige Einladung bei Thusneldas Unwohlsein gern abgelehnt, allein sie wußte, daß Herr Saalfeld bei einer kleinen Geschäftsreise, von der er zurückerwartet wurde, mit Nithart zusammentreffen mußte, und die Aussicht auf irgend eine Nachricht von ihm war doch bestimmend für sie.

Sie fand den Oberamtmann bereits heimgekehrt. Er empfing sie liebenswürdig, doch bemerkte sie einen gewissen Rückhalt in seinem Wesen gegen sie, der ihr auffiel. Die Stunden vergingen den Damen bei der Unterhaltung unter sich. Erst spät trat Herr Saalfeld wieder zu ihnen und wußte Valentine von der Gesellschaft zu einem Spaziergang durch der Garten wegzulocken. Er suchte ein Einzelgespräch, doch schien ihm der Anfang schwer zu werden. Valentine bemerkte es wohl und kam ihm durch eine Frage entgegen.

„Nun denn, reden muß ich," begann er, „auf die Gefahr hin, sehr indiscret zu sein. Ich weiß, und es ist ja kein Geheimniß, daß Herr von Mühlburg viel in Ihrem Hause gesehen wird."

Valentine sah ihn überrascht an. „Auch in Ihrem Hause wird er empfangen, Herr Oberamtmann," entgegnete sie.

„Allerdings, gnädige Frau, bis jetzt. Doch hat es bei mir nicht so viel zu bedeuten. Er zeichnet bei mir niemand besonders aus."

„Gut, gut, ich verstehe Sie. Was wollen Sie sagen?"

„Herr von Mühlburg hat ein früher ansehnliches Vermögen, wie ich höre, durch dissolutes Leben, hauptsächlich aber durch die Neigung zum Spiel, aufzureiben gewußt und befindet sich seit Jahren in einer eigentlich sehr unbequemen Lage, da er von Gläubigern hart verfolgt wird."

„Ich bin Ihnen sehr dankbar für die Mittheilung," sagte Valentine erschreckt. Der Oberamtmann aber fuhr fort: „Nun hat der junge Herr seinen Verfolgern einen Köder hingeworfen, der — nun ja, er spricht von einer reichen Heirath, die er zu thun denke."

„Und hat er einen Namen genannt?“ warf Valentine ein.

„Leider sehr ausführlich. Man verlangte von mir Auskunft über die Vermögensverhältnisse der Braut.“

„Der Braut? — Unerhört!“

„Und meinte, daß diese wohl geeignet sein würden, die Schulden des Herrn von Mühlburg zu decken.“

„O, mein Gott, von welchem Abgrunde retten Sie mich durch Ihre Mittheilung!“ rief Valentine, indem sie dankbar die Hand des Oberamtmanns ergriff.

„Verzeihen Sie mir,“ fuhr er fort, „daß ich noch jemand dabei ins Vertrauen gezogen habe, nämlich Herrn Legationsrath Nithart.“ — „O, thaten Sie das? Sehr gut. Was meinte er?“

Der Oberamtmann zuckte die Achseln. „Nicht viel. Er sagte, er kenne Herrn von Mühlburg von Paris her, wo der junge Mann bei der Gesandtschaft attachirt war.“

Valentine athmete auf bei dieser Nachricht. Herr Saalfeld konnte die Bitte um Verzeihung für sein unbescheidenes Vordrängen sparen, denn wie sehr immer erschreckt, Valentine sah doch einen unverhofften Freund in ihm, den sie dankbar willkommen hieß. Aber der Gedanke an ihr Kind, das sich arglos einer beglückenden Neigung überließ, machte ihr das Herz schwer. Sie wünschte bald nach Hause zu kommen und Clothilde so schnell als möglich durch die Wahrheit von ihrer Neigung zu heilen.

Das heranziehende Gewitter erschien ihr kein Hinderniß für die Abfahrt, und die Familie Saalfeld bat umsonst, den Ausbruch abzuwarten. Clothilden konnte, als sie endlich im Wagen saßen, das schwer bedrückte Wesen ihrer Mutter

nicht verborgen bleiben, und theilnehmend richtete sie darüber eine Frage an sie.

Valentine zog ihre Tochter an sich, küßte sie und vermochte nicht länger an sich zu halten. So erfuhr das junge Mädchen, was die Mutter eben erfahren hatte. Clothilde saß wie erstarrt und dennoch konnte sie diesen Mittheilungen nicht vollen Glauben schenken. Dieser vollendete junge Mann, der sich ihr auf ihrem ersten Pensionsball im vergangenen Winter genähert hatte, der ihr bald seine Liebe gestanden, der ihr die leidenschaftlichsten Briefe geschrieben, dieser Spiegel weltmännischer Eleganz und nobler Gesinnung, er sollte ein Betrüger sein? Ein furchtbarer Zwiespalt that sich in ihrer Seele auf. Schweigend, regungslos saß sie da. Valentine hatte Thränen, Clothilde nicht.

Inzwischen kam das Gewitter herauf. Die Nacht war unter dunkeln Wolkenmassen früher da, und bei den unaufhörlichen Blitzen und Donnerschlägen scheuten die Pferde. Der Kutscher hatte kaum die Kraft, sie im Zügel zu halten. Er war vom Wege abgekommen, der Wagen hing auf einer Seite, und als er mühsam wieder aus dem Graben und in Gang gebracht, schien die Richtung völlig verloren. Unglücklicherweise war der Kutscher nur nothdürftig in der Gegend bekannt und wußte sich in so mißlicher Lage kaum zurechtzufinden. Er mußte absteigen und die Pferde halten. So saßen die Damen wohl eine halbe Stunde lang vereinsamt auf freiem Felde. Endlich schien das Wetter sich entladen zu haben, und trotz des strömenden Regens die Richtung wiedergefunden. Rascher griffen die Pferde aus, als witterten sie einen Stall, der Wagen rollte über festen Weg,

und plötzlich hielt er vor einem Hause. Ein Diener öffnete den Schlag, und erleichtert stiegen die Damen aus. Valentine warf einen Blick in die offene Hausthür, und blieb befremdet stehen.

„Aber was ist das?“ rief sie. „Wir sind ja nicht zu Hause? Wo sind wir?“

„Ja, ich weiß nicht,“ entgegnete der Kutscher. „Warten die gnädige Frau doch ab, bis das Wetter vorbei ist. So finde ich den Weg nicht nach Hause.“

Wirklich waren die Damen zum Schutz vor dem Regen schon in den Hausflur getreten. „Aber wo sind wir denn?“ wiederholte Valentine.

„In Herrenstein, bei Herrn von Brückberg,“ entgegnete der Diener, indem er davonsprang, um den Besuch zu melden.

Valentine erschrak im Innersten, und der Ruf, die Meldung zu unterlassen, kam zu spät auf ihre Lippen.

Auch Clothilde entfärbte sich. Hastig folgte sie der Mutter, die dem Ausgang zueilte, gleich als wollte sie ohne Verzug dem Hause entfliehen. Aber ein Blick in das furchtbare Wetter hielt sie auf der Schwelle fest. Der Wagen war bereits in den Hof gefahren, und rathlos standen beide, was nun zu beginnen sei. — Da öffnete der Diener rasch eine Seitenthür, indem er die Damen höflich zum Eintreten lud. Der Herr Baron werde gleich kommen. Valentine hatte sich gefaßt und trat mit ihrer Tochter ein. Da schlugen aus dem Nebenzimmer verworrene Stimmen an ihr Ohr, es klirrte wie hin und her geworfenes Gold. — „Donnerwetter, das kann lustig werden!“ rief eine Stimme. „Laßt sie kommen!“ — „Das Mädel soll hübsch wie der Teufel sein.“

— „Die Alte geht mit der Tochter vor die rechte Schmiede!“ — „Heda, Mühlburg, hak' ein! Eine halbe Million kannst Du brauchen!“ —

So rief es durcheinander, vernehmlich durch die nur angelehnte Thür, und dann ein flüsternder und doch gebieterischer Ruf nach Stillschweigen, begleitet von verwunderlichem Klirren. Die Thür wurde geschlossen, und durch die andere, durch welche die Damen eingetreten, kam Herr von Mühlburg, obwohl von Begrüßungsformen überströmend, doch sichtlich verlegen. Gleich nach ihm der Baron, gewandt und ganz als überraschter, aber liebenswürdiger Wirth.

Valentine brauchte ihm kaum zu erklären, daß sie nicht aus freier Wahl hier erscheine, er schien die Situation sogleich zu verstehen und bedauerte sehr, daß eine etwas geräuschvolle Herrengesellschaft den Damen sein Haus in dieser Stunde etwas peinlich mache. Dennoch solle es ihnen nicht an Bequemlichkeit fehlen, so lange sie es mit ihrer Gegenwart beehren würden.

Valentine lehnte die Erfrischungen, welche der Diener hereintrug, ab, und ersuchte den Wirth, seine übrigen Gäste nicht zu vernachlässigen. Er nahm auf einige Augenblicke Urlaub und ließ die Damen mit Herrn von Mühlburg allein. — Dieser war inzwischen seiner Ueberraschung Herr geworden und gab sich das Ansehen, die Gunst des Augenblicks kaum zu fassen, ganz der Stunde unverhofften Glückes zu leben, denn man hatte ihn selten so gesprächig gesehen. Valentine sah die Nothwendigkeit, ihrer Lage Rechnung tragen zu müssen, während Clothilde blaß, auf eine Frage kaum antwortend, dasaß und sich endlich ganz abwendete,

um durch das Fenster in die Nacht hinauszusehen. Herr von Mühlburg richtete das Gespräch fortan nur noch an Valentinen, ohne sich durch ihre vornehme Kühle abschrecken zu lassen, und verfiel bald in einen fast vertraulichen Flüsterton. Valentine fühlte sich, obwohl innerlich beängstigt genug, zu ernstem ruhigem Ausharren verpflichtet und suchte das ihr immer drückender werdende Gespräch abzulenken, denn Herr von Mühlburg sprach von der nicht wiederkehrenden glücklichen Gelegenheit, sein Herz entdecken zu dürfen — —

„Herr von Mühlburg, es ist nicht rücksichtsvoll," unterbrach ihn die bedrängte Frau, „eine Situation auszubeuten, in welche mißgünstige Umstände uns gebracht haben. Fragen Sie sich selbst, ob Ihr Gewissen es erlaubt, mich mit Dingen zu bestürmen, die einer ernsten Ueberlegung und Berathung mit meinen Freunden bedürfen." Sie stand auf, ihn gleichsam verabschiedend.

Aber auch er erhob sich schnell, eilte auf Clothilde zu und rief: „Kommen Sie mir zu Hülfe, gnädiges Fräulein!"

Das junge Mädchen aber wendete sich, fuhr, wie von einer Schlange gestochen zurück, und mit funkelnden Augen ihn von sich scheuchend, entgegnete sie: „Ich verachte Sie zu tief, um noch ein anderes Wort für Sie zu haben!"

Herr von Mühlburg erschrak, wußte sich aber bald zu fassen. Er erklärte, nicht zu begreifen, wie er so unglücklich habe werden können, den Damen zu mißfallen, und wie er durchaus das Opfer einer Verläumdung geworden sein müsse. Er wußte so warm und ehrlich zu sprechen, so noble und reine Gesinnungen zu äußern, schüttete sein Herz so reich und empfindungsvoll aus, daß Clothilde bebend und wan-

kend unter dem Eindruck seiner Rede stand, und Valentine der nächsten Viertelstunde wieder rathlos entgegensah.

Da öffnete sich die Thür, und wenn jemals eine noch ungeprüfte Kraft schon als rettende Hülfe begrüßt wurde, so war es in diesem Augenblick Clemens' Erscheinung. Clothilde flog auf ihn zu und ergriff seine Hand — das Gefühl, ihm viel abzubitten zu haben, machte ihre Empfindung wärmer. — Und Valentine rief ihm entgegen:

„Gott sei Dank, Vetter, daß Sie kommen! O, Sie sind immer unser Freund in der Noth!"

Clemens schien nicht anzunehmen, daß die Damen auch nur einen Augenblick länger hier verweilen wollten.

„Das Gewitter ist vorüber," sagte er, „der Wagen steht vor der Thür, ich hoffe die Damen sicher nach Klarenthal zurückzuführen."

Valentine nahm seinen Arm und schritt mit einer Verneigung an Herrn von Mühlburg vorüber, während Clothilde bereits vorangeeilt war und sich mit Hast in die dunkle Wagenecke geborgen hatte. — Herr von Mühlburg, wenn auch im höchsten Grade verdutzt, nahm sich zusammen und folgte mit aller Höflichkeit bis in die Hausthür. Clemens aber schloß den Wagenschlag, hieß den Kutscher zufahren, sprang zu Pferde und jagte davon, um als Vorreiter den Weg anzugeben.

Wie Clemens heut zum zweitenmal den Weg nach Herrenstein gefunden, ist kurz zu sagen. Er hatte es daheim bei Thusnelda vor Ungeduld und Besorgniß nicht ausgehalten und schnell den Entschluß gefaßt, auf einem frischen Pferde nach Breitenau zu Saalfelds zu reiten. Da er sie

dort nicht traf, konnten sie auf einem nicht entfernten andern Gute ein Unterkommen gefunden haben. Nach vergeblichem Anfragen auch hier wurde ihm in einem Dorfe die Nachricht, daß man einen Wagen in der Richtung nach Herrenstein gesehen habe.

Es war Ein Uhr nach Mitternacht, als er seine schöne Beute endlich nach Klarenthal brachte. Valentine drückte ihm noch einmal dankbar die Hand und entließ ihn darauf in sein Zimmer.

Thusnelda, welche sich den Empfang wortreich und auf inquisitorischer Grundlage ziemlich stürmisch gedacht hatte, verstummte doch, als sie in die blassen und verstörten Gesichter der Ankommenden sah. Nun vernahm sie von Valentinens Munde, welch ein abenteuerlicher Zufall die Frauen verschlagen, sie vernahm, wie taktlos Herr von Mühlburg den Augenblick mißbraucht, sie hörte von dem Bericht, den der Oberamtmann über den Charakter dieses Mannes erstattet, sie sah Valentinen erschöpft und in innerster Bedrängniß vor sich. Eigentlich hätte Thusnelda triumphiren können, allein Betrübniß und Mitleid gewannen doch die Oberhand in ihrem Herzen. Sie richtete forschend die Augen auf Clothilde.

Diese aber, nachdem sie eine Weile wie erstarrt im Nachgefühl der durchlebten Stunden dagesessen, griff plötzlich nach dem rosenfarbenen Papier, das zerknittert noch auf dem Tische lag. Sie entfaltete es und las, was Clemens ihr heute Nachmittag von Rosalinden mitgebracht. Von dem Bewußtsein ihrer Schuld überwältigt, von Beschämung, Zorn, Reue erfüllt und doch noch von Zweifeln an der Möglichkeit

eines solchen Irrthums bewegt, erbebte ihr ganzes Wesen, und mit einem Strom von Thränen warf sie sich ihrer Mutter ans Herz. Thusnelda brauchte keine Untersuchung mehr anzustellen. Clothilde bekannte, von krampfhaftem Schluchzen unterbrochen, ihren geheimen Briefwechsel und unterdrückte nicht mehr die tiefe Erschütterung, der ihr junges Herz bei dieser ersten verwirrenden Erfahrung unterlag. Valentine war nicht minder schmerzlich bewegt, sie erschrak vor der Wiederholung ihrer eigenen einstigen Handlungsweise, die sie bei der Tochter nie vermuthet, und welche bei dieser zu einem ungleich betrübenderen Ausgang zu führen drohte. Aber wie wäre jetzt an Vorwurf oder Zürnen zu denken gewesen, da das junge Mädchen, fast gebrochen unter der Last ihrer Empfindungen, ganz der mütterlichen Liebe und Sorge bedurfte.

So waren denn Valentine und Thusnelda liebevoll geschäftig, das leidenschaftlich bewegte Kind zu beruhigen und endlich zu Bette zu bringen. Der frühe Morgen dämmerte bereits durch das Fenster, als sich die Freundinnen von dem Lager der endlich Eingeschlummerten erhoben, um das ihre aufzusuchen. Aber auf Ruhe und Schlummer hoffte Valentine heute vergeblich. Sie war nach kaum zwei Stunden wieder auf, um nach Clothilden zu sehen. Und wie sie heut so blaß und trübe am Bette ihres Kindes saß, dachte sie seufzend allen Möglichkeiten nach, welche die nächsten Tage bringen konnten. Sie fragte sich, wie sie sich zu betragen habe, wenn Mühlburg kühn genug wäre, wieder zu kommen und eine Rechtfertigung zu versuchen. Freilich glaubte sie nicht mehr an eine solche, denn sie hatte von jenen ver-

worrenen Stimmen in Herrenstein genug vernommen, um zu erkennen, in welcher Gesellschaft sie gewesen. Und dann, welchem Leumund ging sie entgegen, wenn es ruchbar wurde, daß sie mit ihrer Tochter im Hause des Barons eine Zuflucht gesucht! War an seinem Betragen gegen sie auch nichts auszusetzen, so ließ sich die Thatsache doch nicht leugnen, daß sie bei ihm gewesen, zu einer Zeit, da seine Gesellschaft zwischen wüsten Gelagen und Spiel die Ansichten über sein Haus rechtfertigte, welche ihr in der letzten Zeit denn doch auch zu Ohren gekommen waren.

Und traurig stimmte sie auch, daß ihre Tochter sich hatte verleiten lassen, wie einst sie selbst, mit einem Manne durch Briefe in Verkehr zu treten, und leider mit einem unwürdigen. „Ach," seufzte sie, „es muß wohl wahr sein, daß unsere eigene Jugend, daß unsere Verirrungen in unseren Kindern wieder zur Erscheinung kommen. Clothildens Irrung ist somit meine Schuld, und wohl möglich, daß mir eine späte und um so härtere Buße damit auferlegt ist. O wie sehr bedarf ich jetzt des Freundes, des Berathers und Beschützers!" dachte sie. „Und ach, um wie viel sicherer wäre mein Kind an der Hand eines Vaters, eines edlen väterlichen Freundes. Daß er jetzt käme! Er sollte willkommen sein."

Sie blieb den ganzen Morgen bis gegen Mittag um das Lager ihrer Tochter geschäftig, denn Clothilde fühlte sich leidend und konnte sich nicht erheben. Thusnelda leistete ihr Gesellschaft. Beide Freundinnen glaubten zu erkennen, daß weniger das Herz als der Kopf, die Phantasie, ein romantischer Trieb bei der Neigung des jungen Mädchens

betheiligt gewesen, und die Stiftsdame schöpfte daraus die Zuversicht, daß sie um so eher gesunden und durch ihre Erfahrung vielleicht zu einer vortheilhaften Wandlung gelangen werde. Wie gerne sich die Mutter auch solcher Hoffnung hingab, noch sah sie ihr Kind leiden, noch im inneren Kampfe mit dieser Neigung, die sich, trotz des Gefühls der Enttäuschung und Beleidigung, gar zu gern an einen letzten Halm der Hoffnung festhalten mochte.

Da wurde Thusnelda abgerufen. Bald kehrte sie zurück und winkte auch der Freundin. Ein langer Brief von Herrn von Mühlburg war eingetroffen. Wirklich suchte er sich zu rechtfertigen, klagte über Verläumdung, und unter den heiligsten Versicherungen unauslöschlicher Liebe meldete er, daß er sich Nachmittags persönlich wieder vorzustellen denke. Valentine sah die Freundin erschreckt an.

„Laß ihn nur kommen!“ sagte Thusnelda. „Clothilde darf von diesem Briefe natürlich nichts erfahren. Wir weisen ihn ab, und wird er zudringlich, so werde ich ihm als wachsamer Drache des Hauses gehörig in den Weg treten!“

Valentine, wie wenig heiter gestimmt, mußte lachen über den Ausdruck und die herausfordernde Stellung der Stiftsdame. Und während sie in das Krankenzimmer zurückging, schritt die Freundin jetzt wieder mit würdevoll erhobenem Haupte und dabei doch ein Lächeln auf den Lippen, nach dem Wohnzimmer. Sie war wieder Frau Minnetrost. — Clemens sprang ihr mit strahlendem Gesicht entgegen. „Nun?“ fragte sie gespannt. — Er zog einen blauen Brief aus der Tasche und las: „Ich komme heute Abend. Dein Vater.“ Frau Minnetrost rieb sich die Hände und hieß den

Diener die Suppe auftragen. Dann zu Clemens gewendet, flüsterte sie: „Geschwind mit der Depesche unter Valentinens Serviette!" Er sprang davon.

So stand also Hülfe in Aussicht und hoffentlich durchgreifende, und Thusnelda fühlte sich zufrieden, daß sie beim Frühstück mit ihrem jungen Günstling auf den rechten Gedanken gekommen war. Clemens war nach der Stadt geritten, hatte an Nithart telegraphirt, daß seine Anwesenheit wünschenswerth sei und zeigte sich überglücklich, nach kurzem Warten die Antwort mitzubringen.

Thusnelda, Valentine und Clemens setzten sich zu Tische. Und als die Hausfrau die Depesche unter ihrer Serviette fand und las, die Gesichter der beiden Genossen fröhlich auf sich gerichtet sah, sprang sie auf und fiel — in Ermangelung eines Andern — Clemens jubelnd um den Hals. Nun mochte Herr von Mühlburg kommen. Valentine fürchtete ihn und sich selbst nicht mehr.

Wirklich ritt er Nachmittags in den Hof. Die Damen waren nicht zu sprechen, er aber wurde dringend und bat nur um einige Minuten Gehör. Clemens ging hinaus, ihm die abschlägige Antwort zu bringen. Herr von Mühlburg empfing ihn vorwurfsvoll. „Sie sind es, der den Verräther und Angeber gespielt hat," rief er, „mit Ihnen sollte ich es ernstlich zu thun haben." — Clemens wollte ungehalten entgegnen, allein schon stand Thusnelda hinter ihm: „Der Verräther war ich!" sagte sie ernst. „Wollen Sie es mit jemand ernstlich zu thun haben, so stehe ich zu Diensten. Inzwischen sind hier einige Briefe Rosalindens, auf deren Fortsetzung wir verzichten."

Herr von Mühlburg drängte, zur Vertheidigung gelassen zu werden, wurde wortreich, suchte Thusnelda zurückzuhalten; sie aber wendete sich zum Bedienten: „Friedrich, wiederholen Sie dem Herrn, daß heute weiter niemand für ihn zu sprechen ist.“ Sie schritt davon. Herr von Mühlburg aber stand noch einige Augenblicke in Ueberlegung, dann sprang er hastig zu Pferde und jagte davon.

Währenddem saß Valentine in sichtlich heiterer und gehobener Stimmung am Lager ihrer Tochter und wußte sie durch Gespräch so mit sich fortzuziehen, daß Clothilde das Bedürfniß aussprach, aufzustehen und frische Luft zu schöpfen. Die Mutter führte ihr blasses Kind an das offene Fenster, durch welches Duft und Sonnenschein des Frühlings hereinwehte, und der Anblick des blühenden Gartens sich Augen und Herz erquickend darbot.

Valentine zog ihre Tochter an sich. „Es wird besser werden, mein Kind! Nicht wahr?“ — Clothilde nickte schweigend und lehnte ihr Haupt an die Schulter der Mutter. Sie war zum erstenmal ein zärtliches Kind, das Schutz und Liebe am Mutterherzen suchte. So standen beide innig umschlungen, als ein Wagen vorfuhr. Valentinens Herz schlug lauter, sie wußte, wer da kam.

Und er trat ein, gefolgt von seinem Sohne, während die Stiftsdame mit triumphirender Miene aus einer andern Thür hereinkam und auf der Schwelle stehen blieb. Valentine ging ihm entgegen und als sich Nithart auf ihre Hand niederbeugen wollte, umschlang sie ihn mit beiden Armen — oder kam er ihr zuvor? Es war schwer zu entscheiden. Kurz, sie waren nicht mehr durch Zweifel geschieden. — Thusnelda

trat rasch näher: „So!“ rief sie, „jetzt frage ich nicht mehr, ob man gratuliren darf, sondern ich gratulire! Clothilde, dies ist Dein Vater, der fortan Deine Sache führen wird. Clemens, dies ist Ihre Mutter, und ich bin und bleibe die alte Tante der ganzen Gesellschaft.“

Nicht lange darauf saß eine glückliche Familie im Kreise zusammen. Die Freude war nicht laut, denn ein stilles Weh hatte auch noch ein Recht auf Theilnahme. Aber man sah den Wunsch es zu lindern, und den festen Willen, es zu beherrschen.

Während Clothilde und Clemens, jetzt als Geschwister, eine Weile bei freundlichem Gespräch am Fenster standen, erklärte Nithart, daß jene Gerüchte über Herrn von Mühlburg richtig wären, daß er selbst aber, vielleicht mehr als jeder Andere, in der Lage sei, den Zudringling fern zu halten. Das Nähere zur Begründung ersparte er den Frauen gern, die denn auch nicht begierig waren, mehr davon zu erfahren.

„Und nun, Kinder,“ nahm Thusnelda das Wort, „nun machen wir, daß wir bald von Klarenthal fortkommen. Wir haben ja hier unsern Zweck erreicht, und können getrost mit Kind und Kegel nach der Stadt zurückgehen. Das Kind muß aus diesen Umgebungen, der Kegel (sie wies auf Clemens) endlich auf die Universität, und Ihr beide müßt Euch zu Eurer Hochzeit rüsten, die nicht mehr aufzuschieben ist. Was jetzt aus Klarenthal werden soll, ist Nitharts Sache, fürs Erste giebt's auch anderswo Frühling und neues Leben.“

Und als die Gesellschaft eine Stunde darauf einen Spa-

ziergang durch den Park machte, Valentine und Nithart Arm in Arm voran, die Stiftsdame ihnen folgend, auf einer Seite von Clemens geführt, auf der andern Clothilden führend, immer plaudernd und lachend, da war Thusnelda zum erstenmal in Klarenthal ganz befriedigt und ging freudig gehobenen Hauptes daher, jeder Zoll Frau Minnetrost.

Peter Weyrichs Haus.

Es ist gar nicht zu sagen, wie schnell ein Ereigniß da ist, wenn man es nicht erwartet hat! Hat man es erwartet so dauert es viel länger, und manchmal kommt es gar nicht. Du sitzest ganz stramm und wohlgefällig vor den Leuten zu Pferde, und plötzlich liegst du mit ihnen auf gleicher Erde, und niemand ist davon mehr überrascht, als du selbst. Oder es klingelt an deiner Thür, du denkst dir gar nichts Besonderes dabei, und plötzlich tritt ein Mensch bei dir ein, dem du längst mit Genugthuung glückliche Reise gewünscht hast und den du nun zu allen Teufeln wünschest, denn er kommt, um dir mit seiner Langweiligkeit die Zeit zu stehlen. Oder du hast von deiner Stube aus eine hübsche Aussicht, und als du von einer Sommerreise heimkehrst, hat dir ein Nachbar eine hohe Brandmauer vor das Fenster gebaut. Es ist ärgerlich, und am ägerlichsten ist die perfide Schnelligkeit, womit dergleichen vor sich geht. Freilich, ganz so schnell geht es nicht, wenn alte Stadtmauern niedergerissen, nutzlos gewordene Festungsgräben ausgefüllt und ganz neue Stadttheile aufgebaut werden; allein für Denjenigen, der, verharrend beim uralt Hergebrachten, sich nicht darein finden kann, daß für ein Ding nun ein anderes dastehen solle, hat auch das Wandeln und Wachsen neuer städtischer Umgebungen etwas beängstigend Schnelles und ärgerlich Ueberraschendes.

Solcher mißbilligender Gedanken erfüllt, stand eine weibliche Gestalt auf der Brüstung eines hochaufgemauerten Gartens, der sich, von zwei halb zerfallenen Thürmen flankirt, mitten in die neue Promenade hineinschob. Noch nicht lange vorher hatte sich an Stelle dieser Promenade der alte Stadtgraben befunden. Der war neu ausgefüllt, man hatte rings umher alte Baulichkeiten niedergerissen, neue Straßen durchbrochen, um der Stadt Luft und Licht, dem Verkehr größere Bequemlichkeit zu verschaffen. Viel hatten die Väter der Stadt versucht und geboten, auch diesen hochgethürmten Garten, oder auch nur ein Stück davon für die neue Straße zu gewinnen, allein sie fanden in dem Besitzer einen eisernen Starrkopf, der eher sein Leben als einen Theil seines Grundbesitzes für moderne öffentliche Zwecke hergeben wollte. Es war ihm nicht beizukommen, und so mußte seine Gartenburg stehen bleiben und trat nun in die neue Straße hinein, den Weg um ein nicht Geringes verengend. Und auf der Zinne dieser Gartenburg stand jetzt die besagte weibliche Gestalt und blickte mißbilligend auf das Treiben zu ihren Füßen. Daß die Dame den Vorstand eines altehrwürdigen Küchenbereichs repräsentirte, war unverkennbar. Die weiße Haube und Schürze, Alles an ihr war sauber und wohlbehäbig, und ihr glattes, rundes Antlitz, sowie die Fülle ihrer Formen gaben zu erkennen, daß sie sich mindestens die letzten zwanzig von ihren fünfundvierzig Jahren bei guter Kost und Nahrung wohl befunden habe. Sie hatte trotz ihres Unmuthes, etwas herausfordernd Sicheres in ihrer Stellung, denn sie hielt einen Salatkopf wie einen Reichsapfel in der linken Hand, während sie die rechte mit dem Messer, das

ihn geschnitten, in die bedeutend ausladende Hüfte stemmte. „Es ist gar nicht zu sagen," fuhr sie in ihren Betrachtungen fort, „wie schnell die neue Wirthschaft um sich greift! Das wächst von Tag zu Tage, die Häuser gehen wie die Pilze nach dem Regen hier gegenüber auf und sind auch gleich bewohnt, und auf den Balkons und an den Fenstern mit großen Spiegelscheiben, wie wir sie im Hause nicht haben, sitzen die Frauensleute und sehen zu uns herüber und lachen, hoffärtig aufgeputzt, und singen und spielen Klavier — es ist ein Scandal! Lieber Himmel, hier unten war sonst, so lange ich denken kann, der Zwingergraben, wo nichts wuchs als Schilf und Entengries und man es im Sommer vor üblem Geruch oft nicht aushalten konnte! Und jetzt — es ist kaum ein paar Jahr, da ist es eine Straße mit Bäumen, Sträuchern und Anlagen, und das wächst auch Alles drauf, wie nichts Gutes, und kommt immer höher, daß man nicht begreift, wie es zugeht. Und das junge Volk, das da unten spazieren geht, als wäre da nie was Anderes gewesen und müßte nur so sein! Was das mit Kleidern schleppt und sich bunt und breit macht, und sich von den jungen Burschen begrüßen läßt — nein, es ist eine Sünde und Schande! Ja! lacht ihr nur herauf, ihr Maulaffen! Ich stehe darum doch hier und segne es, daß mein Herr Peter Weyrich nicht einen Fuß breit von seinem Grund und Boden hergegeben hat, damit ihr darauf scherwenzeln könnt! Das sollte uns fehlen! Was unser ist, ist unser. Nicht wahr, den besten Birnbaum hergeben und die Spargelbeete und das gute Stück Rasen, das ich zur Bleiche nothwendig brauche! Reißt nur nieder, was euch in die Quere kommt, dreht Alles um, werft das

Unterſte zu oberſt, bei uns ſollt ihr nichts antaſten, ſo wahr ich eine Jungfer bin und Jakobine Teckelbein heiße!" Mit dieſem Trumpf ihrer Gedanken trat ſie einen Schritt vor, um ſich zwiſchen Unmuth und Trotz in ganzer Figur einer vorübergehenden Schaar junger Leute zu zeigen, in deren Geſpräch und lachenden Geſichtern ſie wohl nicht mit Unrecht eine Beziehung auf ſich ſelbſt vermuthete.

Da vernahm ſie hinter ſich den Zuruf einer mürriſchen Stimme: „Teckelbein! hat Sie nichts weiter zu thun, als die Leute anzugaffen?"

Die Angerufene erſchrak ein wenig und wendete ſich, aber ſchnell gefaßt und entſchloſſen entgegnete ſie: „Richtig, da haben wir es wieder! Eine hoffärtige Neuerung zieht die andere nach ſich, und es iſt gar nicht zu ſagen, wie ſchnell etwas da iſt, was man nicht erwartet hat. Denn Sie, Herr Peter Weyrich, hätte ich nicht in der Nähe vermuthet. Ja, es iſt wahr, ich habe hier nach all dem Unweſen, daß ſich um uns breit macht, geſpäht und gegafft, was bisher nicht vorgekommen iſt. Aber ich ſehe, daß es auch ſonſt bei uns anders wird, denn ſelbſt Herr Peter Weyrich geht des Tags ein paarmal daher, um gleich mir die Leute anzugaffen, was früher auch nicht vorgekommen iſt."

Mit dieſem Gegenhieb that ſie eine halbe Schwenkung, um ſich zu entfernen, als ein Blick nach der Promenade ſie ſtutzen machte und noch einmal feſt hielt. „Ja, was wird das? Was ſtarrt denn Der da herauf?" rief ſie. „Es muß ein Fremder ſein. Schlimm genug, daß man ſeit ein paar Jahren die Leute auf der Straße nicht mehr kennt! Das

fremde Volk, das die Eisenbahn herbringt, macht sich breiter als Unsereins, das hier geboren ist!"

Auch der finstere Hausherr zuckte plötzlich zusammen, unheimlich berührt von dem Blick eines Mannes, der kurz aber fest heraufsah, und ihn und die Haushälterin mit rascher Prüfung zu beobachten schien. Dann wandte sich der Fremde ab und ging scheinbar gleichgültig vorüber.

Der Hausherr strich sich über die Stirn, er wußte nicht, ob und wo er dies Gesicht in seiner Erinnerung unterbringen sollte. Im nächsten Moment hatte er es vergessen, denn der Bürgermeister der Stadt, den er für seinen bittersten Feind hielt und ihn als solchen grimmig haßte, ging vorüber. Herr Peter Weyrich kehrte sich rasch von der Brüstung ab und schritt grollend ins Haus zurück. Jungfer Jakobine Teckelbein aber rief ihren Untergebenen, den Knecht Peter, der ihr den Gemüsekorb ins Haus tragen mußte, und fuhr gegen diesen fort zu eifern über die Neuerungssucht der Leute.

Inzwischen setzte jener Fremde seinen Weg gelassen fort, ruhig die Umgebungen beobachtend, ohne sich den Anschein zu geben, als betrachte er irgend etwas eingehender. Es kannten ihn nur Wenige in der Stadt, und auch diese wußten wenig von ihm zu sagen, denn er war ein sehr seltener und flüchtiger Gast. Man schien auf der Promenade kaum auf ihn Acht zu geben. Und doch war er, zwar nicht in seiner Kleidung, aber um so mehr in seinem Wuchs und seiner Gesichtsbildung, eine auffallende Erscheinung. Eine hohe, vornehme Gestalt, nicht stark, aber in der vollen Ausprägung eines Mannes von fünfzig Jahren; ein Charakterkopf von

großer Schönheit; der Bart, vom Kinn mehr schmal als breit herabfallend, voll und etwas angegraut; der Ausdruck der edeln Züge ernst, ruhig und klar. Wer aus dem äußeren Wesen der Menschen ihr Inneres zu lesen versteht, der würde erkannt haben, daß nicht das Leben im engen Kreise und im steten Gleichschritt, daß nicht kleine bürgerlich beschränkte Schicksale ihn gebildet, sondern daß er einem Dasein im großen Styl der Erfahrung angehörte, daß es keine gewöhnliche Kraft war, mit der er durch die Welt gegangen und wohl noch mit ihr in Verkehr und Abrechnung lebte. Ob es in der Stadt Augen gab, die das in ihm zu lesen vermochten, bleibe dahingestellt, nur das steht fest, daß auf der neuen Zwingerpromenade sich Niemand sonderlich um ihn kümmerte. Um so ungestörter konnte er sich umsehen. Denn diese ganze Anlage war ihm neu, war ein Werk der letzten zwei Jahre, seitdem er nicht in der Stadt gewesen. Auffallend war ihm, der es zuerst sah, freilich genug daran, vielleicht am Auffälligsten, die vorspringende Gartenburg des Herrn Peter Weyrichs. Und in was für Höfe und finstere Hintergebäude, die, einst durch Mauern, Wall und Graben verdeckt, jetzt dem Anblick bloß gelegt waren, sah man nicht sonst hinein! Was hatte die alte Zeit nicht in Ecken und Winkeln zusammenflicken, kleben und mauern müssen, und was hatte sich darin Alles verstecken lassen! Thürmchen kamen zum Vorschein, die man nicht vermuthet, Giebel, Außentreppen und Galerien, auf denen man bisher kaum erwartet, je der Sonne preisgegeben zu werden; verkrüppelte Bäume zwischen hohem Mauerwerk, die wie verträumt drein schauten, daß sie auf ihre alten Tage noch Licht

und Wärme genießen sollten, und winzige, fast kindliche Spielarten von Gärten, in denen ein junger Blumenflor ohne viel Umstände von seinem neuen Daseinsrechte Besitz nahm. — Freilich ward überall noch abgerissen und gebaut, die Stadt war in einem Uebergangsstadium, bei dem die moderne Zeit ihrem uralten Kern doch schon gewaltig auf den Leib gerückt war. Der ließ sich nun freilich nicht antasten, und es war vorauszusehen, daß sie baulich auf Jahrhunderte, wenn nicht Zeitlebens, aus zwei ganz verschiedenen Elementen zusammengesetzt bleiben werde. Der Ring, wie der Marktplatz hier zu Lande hieß, umgeben von steinernen Giebelhäusern, alle durch gewölbte Gänge, Lauben genannt, mit einander verbunden, das alte Rathhaus in der Mitte, nahm die Höhe des Hügels ein. Von hier aus liefen die Straßen abwärts, manche steil, einige durch Treppen nur für Fußgänger wegbar, zogen sich in Winkeln und Ecken um alte Kirchen und mächtige Klosterbauten, in deren Kreuzgängen freilich keine Kapuze mehr wandelte, und liefen durch ihr verworrenes eigenes Netz endlich nach der Stadtmauer und den Thoren. Hier aber hatte die moderne Zeit sie empfangen und sich ihrer Zugänge und des Bodens bemächtigt. Rund herum zog sich bereits der Gürtel der neuen Anlagen mit hübschen Häusern und Gärten, zogen sich Kunststraßen nach allen Seiten, an reizenden Villen vorüber nach mächtigen Fabrikstätten mit thurmhohen dampfenden Essen, weit durch das wundervolle breite Thal, bis zu den Vorbergen des riesigen Gebirgszuges, der den Umblick fast nach allen Seiten abschloß. Zehn Jahre hatten aus dem alten, verträumten, weltverlorenen Städtchen einen bedeutenden Ver-

kehrsort gemacht, die Bevölkerung auf das Dreifache gehoben, das ganze Thal für ein neues Culturleben erobert.

Dies nahm auch der einsame Fremde mit Ueberraschung wahr. Er dachte an seine Jugend zurück und verglich seine alte Vaterstadt und ihre Wandlung mit den Wandlungen und Geschicken seines eigenen Lebens. — Jetzt bog er durch einen Mauerdurchbruch in eine ihm wohlbekannte Gasse. Sie lief ansteigend zwischen Klostermauern, von hohen Linden überragt, nach dem Kirchplatze hinauf. Es begann zu dunkeln, er ging langsam, in Gedanken verloren, Niemand begegnete ihm auf seinem Wege.

Jetzt aber huschte eine dunkle Gestalt fast schattenhaft um die nächste Ecke und an ihm vorüber. Erst als beide zwanzig Schritte von einander waren, blieb die Gestalt plötzlich stehen und sah nach dem Fremden zurück. Es war, als ob ihr Blick auch ihn zum Stillstehn brächte, denn er wendete sich und stand ihr wie erwartend gegenüber. Sie trat zögernd einige Schritte näher, er erkannte ein junges Mädchen in tiefer Trauerkleidung.

„Herr Luthard," begann eine zögernd befangene Stimme, „verzeihen Sie! Sind Sie's denn wirklich?"

Der Angeredete ging rasch auf die Sprecherin zu. „Mein liebes Kind!" rief er freudig bewegt, indem er ihre Hand ergriff. „Ja, ich bin's. Seit einer Stunde bin ich in der Stadt. Mein Weg ging eben nach Eurem Hause. Aber was ist das? Dein Anzug — das ist doch nicht Trauer?"

Das Mädchen brach in heiße Thränen aus. „Ja, Herr Luthard! Mein Vater ist vor drei Wochen gestorben."

Diese Mittheilung schien den Mann in nicht geringe

Bestürzung zu versetzen. Aber es war nicht sowohl Schmerz, als vielmehr Besorgniß und Schreck, was in seiner Stimme klang, als er rief: „Gestorben? So plötzlich? Matthea, Kind — warum erfuhr ich nichts von seiner Krankheit? Warum zeigtest Du mir seinen Tod nicht an?"

„Ich war ja völlig rathlos, Herr Luthard!" schluchzte Matthea. „Sie schrieben vor zwei Monaten, Sie wären einmal wieder auf dem Wege nach Deutschland, Sie schrieben nicht aus Ihrem gewöhnlichen Aufenthaltsorte — wohin sollte ich einen Brief an Sie richten?"

Luthard strich sich über die Stirn. „Es ist richtig!" sagte er. „Mein liebes, armes Kind! Aber komm nach Hause, dort sollst du mir Alles erzählen."

„Ach, ich habe ja kein Haus, keine Heimath mehr!" weinte Matthea. „Alles ist verändert! Ich bin in fremden Umgebungen —" Sie sank erschüttert an die Brust des alten Freundes, unfähig, ihren Thränen zu gebieten.

„Was ist das, Mädchen?" rief der Mann überrascht, indem er die Bebende an sich zog und mit starkem Arme aufrecht hielt. „Sammle Dich, Matthea! Du hattest sonst ein kräftiges Herz und hast dem Leben schon manchen Widerstand geleistet. Also Du bist bei fremden Leuten? Mußt Du dienen? Dir Deinen Unterhalt selbst erwerben?"

Matthea schüttelte den Kopf. „Wenn es das noch wäre! Arbeiten will ich gern. Und ich thu' es auch — aber ich bin unwillkommen in dem fremden Hause, man hat mich aus Gnade und Barmherzigkeit aufgenommen —"

„Nun, das wird ja nicht länger nöthig sein," meinte der Fremde. „In wessen Hause hast Du denn Wohnung gefunden?"

„Im Hause des Herrn Peter Weyrich.“

Es mußte einen starken Eindruck auf den Mann hervorbringen, das Haus dieses Mannes als das Asyl Matthea's bezeichnet zu hören, denn das Mädchen fühlte ein plötzliches Zucken seiner Hand. Er ließ die ihre los, sah sie gespannt und ernst an, und sagte nach einer Pause: „Wie bist Du dahin gekommen?“

„Weiß ich's doch selbst kaum!“ entgegnete das Mädchen. „Nach dem Begräbniß des Vaters erschienen Herren vom Gericht bei mir und erklärten die sämmtlichen Antiquitäten und Sammlungen als das Eigenthum des Herrn Peter Weyrich. So habe der Vater im Testamente bestimmt. Und so wurden Bücher, alte Waffen, Kisten und Schränke mit ihrem wunderlichen Inhalt, sogar der älteste Trödelkram aus den Bodenkammern, aufgeladen und dem neuen Besitzer zugeführt. Ich traute meinem Gehör nicht, als ich erfuhr, daß ich selbst mit müßte. Auch war ich keineswegs gleich einverstanden oder fügsam — ich wollte nicht über mich bestimmen lassen. Aber die Herren sprachen und redeten auf mich ein, wie trefflich es für mich sei, in ein gutes Haus aufgenommen zu werden, zumal da Herr Peter Weyrich sich vom Gericht habe bestimmen lassen, Vormundstelle an mir zu übernehmen. Ich könne doch nicht, hieß es, allein mit Magd und Knecht in dem öden Hause zurückbleiben. Selbst der Arnold, der erst gar nicht die Ansicht der Uebrigen theilte, hielt es endlich für das Beste —“

„Der Arnold?“ rief der Fremde. „Ist denn der hier?“

„Ja freilich,“ entgegnete Matthea, und über ihr blasses Antlitz flog es wie ein flüchtiger Lichtschein. „Er kam wenige

Tage vor des Vaters Tode an — oh, er hat hier so viel zu bauen, er hat eine so schöne Stellung erhalten —!"

„Gut, gut, mein Kind! Das freut mich sehr! Aber konnte der Bruder denn nicht etwas — nein, nein! — ich sehe ein, er konnte nichts thun — ein junger Mensch von fünfundzwanzig Jahren — wenn seine Stellung auch schön sein mag, einbringen mag sie wohl nicht genug, daß er die Schwester zu sich —"

„Ach, lieber Herr Luthard!" rief das Mädchen, ihn unterbrechend. „Sie wissen wohl noch nicht —?" Matthea stockte vor innerer Erregung.

„Was denn?" rief der Hörer gespannt.

„Mein Vater hat auf dem Todbette dem Arnold das Bekenntniß gemacht, daß wir nicht Geschwister, nicht einmal Stiefgeschwister, daß wir beide, ich und der Arnold, gar nicht verwandt sind. Er übergab ihm auch ein Päckchen, darin werde er Aufschluß über seine Geburt und Familie finden. Doch mußte mein Bruder — mußte Arnold versprechen, das Siegel erst nach dem Tode des Vaters zu erbrechen."

„Nun? Und —?" Der Fremde athmete fast hörbar.

„Ach, Herr Luthard, neben den bittersten Ernst stellt sich manchmal, ohne daß man es ahnt, das Komische! Als mir Arnold den wichtigen Inhalt des Päckchens zeigte, mußten wir beide lachen. Es enthielt den leeren Rahmen eines Medaillons und einige geschriebene Bücherkataloge nebst alten Rechnungen. Arnold sagte, das Beste daran sei, daß die letzteren bezahlt wären. Er ist gern heiter und hätte auch mich gern heiterer gestimmt."

„Das ist schön, mein Kind! Aber wo sind die Schriften geblieben? Wo die übrigen Papiere Deines Vaters? Wo meine Briefe?"

„Viel davon haben wir verbrannt. Mein Vater, der sein Ende kommen fühlte, ließ seinen Lehnstuhl vor den Kamin schieben, und ich mußte alle seine Papiere um ihn her häufen. Dann sah er jedes Päckchen sorgfältig an, reichte mir eins nach dem andern, und ich mußte es in die Flammen werfen. Weniges wurde bei Seite gelegt. So brachten wir eine halbe Nacht zu."

„Und wo blieb das Wenige, das ihr bei Seite legtet?"

„Ich weiß es nicht, Herr Luthart. Ich dachte nicht mehr daran, ich hatte keinen Auftrag darüber bekommen. Es mag mit den Büchern, Manuscriptensammlungen und andern Bündeln in Herrn Weyrichs Besitz übergegangen sein."

„Deines guten Vaters Sinne mochten bereits umflort sein, da er seinem Pflegesohn die letzte Mittheilung machte, anders ist die Verwechslung der Papiere nicht zu erklären. Aber wie denkt Arnold? Er ist sehr begierig, die näheren Aufschlüsse über seine Herkunft zu erfahren, nicht wahr?"

„Ach nein, gar nicht!" entgegnete Matthea unbefangen. „Er ist so erfüllt von seinem schönen Schaffen, hat so viel zu thun! Wahrscheinlich hat der Vater die Papiere aus Versehen mit verbrennen lassen, und es liegt mir jetzt gar nichts mehr daran — meinte Arnold — den Inhalt zu erfahren. Ich bin zufrieden, sagt er, mit dem, was ich bin, wozu soll ich Geheimnissen nachspüren, die mir mein gegenwärtiges Glück vielleicht beeinträchtigen?"

„So, so! Das ist ganz verständig. Ich werde Arnold

jedenfalls selbst noch sprechen — obwohl ich morgen früh schon wieder fort muß. Wo wohnt Dein Bruder — ich nenne ihn immer noch so, denn Ihr bleibt einander doch wohl geschwisterlich verbunden."

Das Mädchen nannte ihm die Wohnung. „Aber, lieber Herr Luthard," fuhr sie fort, „soll ich Sie diesmal nur so flüchtig sehen? Sie waren unser bester Freund, und wie selten Sie auch als Gast eintrafen, Sie kamen uns wie ein lieber Verwandter, Sie waren zu unsrer Familie gehörig, brachten Freude, Glück, Rath für Alles! Soll das nun auch aufhören?" Ihre Thränen begannen noch einmal zu fließen.

Der alte Freund streichelte gütig Matthea's Hand. „Das soll niemals aufhören, mein liebes Kind! Wir sehen uns noch, ich denke heut noch, und da es nicht anders sein kann, im Hause des Herrn Weyrich. Zwar kenne ich ihn persönlich noch nicht — das Gerücht in der Stadt nennt ihn einen Sonderling — nicht?"

„Ja, und er ist es! Er ist nicht freundlich gegen die Menschen —"

„Sehen wir zu!" meinte Luthard. „Sage mir — wäre es nicht thunlich, Deinen Bruder — den Arnold, auch in das Haus Deines Vormunds rufen zu lassen? Ist er bei ihm eingeführt?"

„Ach nein! Leider nicht! Arnold würde gar nicht kommen. Er betritt das Haus nicht mehr, und so habe ich ihn, seit ich darin wohne, auch nur ein einzigesmal gesprochen. Es war vorige Woche, wir trafen uns zufällig am Grabe meines Vaters. Daher komme ich auch heut."

„Und warum betritt Arnold das Haus Deines Vormunds nicht?“

„Die beiden können sich nie verständigen, sie können kaum mit einander reden, ohne wie feindliche Elemente gefährlich gegen einander aufzulodern. Schon früher, als Arnold noch zu Hause war, oder zum Ferienbesuch kam, und Herr Weyrich bei meinem Vater erschien, um Bücher oder Antiquitäten zu kaufen, gab es stets unangenehme Auftritte, denn der bloße Anblick Arnolds brachte den Mann in Verstimmung. Er sprach zu ihm oder behandelte ihn nur in gehässiger Weise — Sie haben ja auch Manches davon gehört — und Arnold ist nicht angethan, sich viel gefallen zu lassen. Er begegnete ihm sehr keck, und zeigte ihm später mit überlegenem und lachendem Spott nur zu häufig, wie wenig er seinen wunderlichen alten Feind achte. Dann nach dem Tode des Vaters beschloß Arnold nachgiebig zu sein und dem alten Herrn Versöhnung anzubieten, damit wir uns doch zuweilen sehen und sprechen könnten. Aber Arnolds erster Besuch bei ihm fiel schrecklich aus. Ich hörte den heftigsten Wortwechsel in des Vormunds Zimmer, und bald darauf kam Arnold die Treppe herab gestürmt, nannte zwischen Unwillen und Lachen den Alten einen — ‚verrückten Maulwurf‘, der die Ursache zum Streit wieder vom Zaune gebrochen und ihm endlich die Schwelle für immer verboten habe.“

„Das ist freilich übel!“ sagte Luthard. „Ich sehe schon, ich werde einen oder ein paar Tage hierbleiben müssen, um —“

„Ach ja,“ rief Matthea beglückt. „Bleiben Sie! Ich habe Ihnen noch so viel zu erzählen!“

„Nun gut, mein Kind. Jetzt aber geleite ich Dich nach Hause — es ist dunkel — und sehe zu, ob ich Arnold in seiner Wohnung treffe.“ Er reichte ihr den Arm und führte das junge Mädchen durch die engen Straßen und Gassen ihres Weges. Matthea war seit lange nicht so glücklich gewesen, als in diesen Minuten. Es war ihr, als müßte mit dem Wiedererscheinen des alten Freundes, zu dem sie ein unbegrenztes Vertrauen fühlte, sich Vieles zum Guten wenden, was sie beängstigte und drückte. „Gute Nacht denn, mein Kind! Und auf Wiedersehn!“ sagte der Mann, indem er einen Kuß auf ihre Stirn drückte. Matthea zog die Glocke des Hauses und schlüpfte hinein.

Es giebt wunderliche Existenzen, Sonderlingswesen, die mit den Lebensbedingungen unseres Jahrhunderts, seiner Erziehung, seinen Vortheilen und seinen Forderungen, schwer in Einklang zu bringen sind. Treten uns Spuren solcher Ausnahmen von der geregelten Uniformität des gewöhnlichen inneren und äußeren Wesens sogar mitten im Strome des bewegten Lebens entgegen, um so eher noch und in um so schärferer Ausprägung lassen sie sich da finden, wo die Forderungen der Zeit noch nicht mit zwingender Gewalt an Thür und Thor gerüttelt haben. Nicht nur ein Leben des Kampfes mit der Welt, auch ein einsames Leben, ein Dasein tiefer Zurückgezogenheit von der äußeren Berührung mit der Welt, giebt dem Charakter seinen scharf gezeichneten Stempel. So galt Herr Peter Weyrich, obgleich er Wenigen Gelegenheit gab, seinen Charakter näher kennen zu lernen, in der Stadt für einen Sonderling der räthselhaftesten Art. Freilich, die Wenigsten bekümmerten sich um ihn, denn er

lebte ohne Verkehr nur sich selbst und seinen Grillen, während die neue Generation längst zu umfassenderen Interessen erzogen worden war. Allein gerade das Erwachen der Stadt und ihr Eintritt in den Weltverkehr hatte die Existenz dieses Einsiedlers wieder in Erinnerung gebracht. Auch er sollte hergeben, sollte sich fügen in das, was Allen Vortheil brachte, sollte dem Gebot der Zeit gehorchen. Dazu war er nicht zu bringen, die Väter der Stadt hatten vergebliches Verhandeln mit ihm. So lernte man ihn eigentlich erst kennen. Die Einen hielten ihn für einen halb verrückten, eigensinnigen Grillenfänger, verlachten ihn und machten ihn zum Gegenstand des Witzes in der Stadt. Den Andern wollte scheinen, als deute diese ängstliche Abgeschlossenheit, dieses finstere Wesen des Mannes, auf ein böses Gewissen, auf irgend eine geheime Schuld, deren Schwere ihn zum Rückzug aus allem Verkehr bewogen habe. Ob sein Betragen Ursache gab, einen solchen Verdacht aufkommen zu lassen, bleibe dahin gestellt, jedenfalls war er, nachdem die Vermuthung einmal aufgetaucht, eine Persönlichkeit geworden, welche man mit Scheu und Neugier betrachtete. Und doch ließ sich auch nicht das Geringste von ihm erzählen, was nur einen Farbenschimmer von Abenteuerlichkeit gehabt hätte, er war nichts als der graue, mürrische Einsiedler. Sein Leben war in den Mauern der Stadt und seines Hauses verflossen, erlebnißarm, ereignißlos. Wie er noch vor einem Monat alle Woche einmal zum Antiquar gegangen war, so hatte man ihn schon vor einem Menschenalter gehen sehen, eine lange, gekrümmte Gestalt, das Antlitz zu Boden gerichtet, die Hände auf dem Rücken, bei der Heimkehr ein paar alte Bücher

oder ein Päckchen unter dem Arm. Der verstorbene Antiquar und Antiquitätenhändler Wolf war sein einziger Umgang gewesen. Das heißt, Peter Weyrich besuchte seinen Laden und sein Magazin, blätterte, wählte, handelte und kaufte bei ihm und trug die Beute für seine Sammlungen mit sich fort. In Peter Weyrichs Haus kam Jakob Wolf niemals, kam überhaupt Niemand zum Besuch. Und doch bestand zwischen diesen beiden Männern eine Art von Verkehr, freilich eigner Art. Denn Jakob Wolf, der Antiquar, war auch ein Original, dessen Eigenheiten die Humoristen der Stadt zu schätzen wußten. Er gab nicht nur Gelegenheit zum Witz, er wußte durch eigenen Witz, beißende Satire und blitzende Ueberlegenheit die Lacher auf seiner Seite zu erhalten. Mit Peter Weyrich stand er auf wunderlichem Fuße. Eigentlich haßte er ihn, behandelte seinen besten Kunden mit scharfer Zunge, zankte und polterte mit ihm, daß es oft aussah, als wollten sich die beiden alten Sonderlinge ans Leben, und doch schieden sie stets mit wohlabgeschlossenem Geschäft von einander. Hatte Jakob Wolf ein seltenes Buch aufgetrieben, so legte er es für Peter Weyrich zurück, er wußte, daß er nach heftigem erbittertem Zank jeden geforderten Preis von ihm erhalten würde. Denn der Kunde war ein wohlhabender Mann, und dabei widerstandlos gegen seine Leidenschaft nach Alterthümern, ja, nicht einmal wählerisch, oder von besonderen antiquarischen Kenntnissen. Ein ergrauter Einband von Schweinsleder, eine wurmstichige Holzschnitzerei, ein Trödelstück mit historischem Titel genügte, um ihn dämonisch fest zu halten, und dann ließ sich immer ein Geschäft mit ihm abschließen, ja, Herr Jakob Wolf durfte sich getrost das

Vergnügen machen, ihn obenein zu reizen und herauszufordern, er wußte, daß er seinen Zweck doch erreichen würde. — Während seines letzten Lebensjahres hatte der Antiquar gekränkelt und Spuren von Schwachsinn gezeigt. Als man nach seinem Tode das Testament eröffnete, glaubte man daher den überraschenden Inhalt anfechten zu dürfen. Allein es stellte sich heraus, daß er seinen letzten Willen urkundlich zu einer Zeit niedergeschrieben, wo er noch vollkommen bei Sinnen gewesen. Unerklärlich blieb den Leuten immer, wie er seine Schätze dem Gegenstand seines Spottes habe vermachen können; unerklärlicher noch, daß er ihm daran die Bedingung geknüpft, die Tochter mit in sein Haus aufzunehmen; am Unerklärlichsten, daß Peter Weyrich das junge Mädchen wirklich in sein Haus aufgenommen hatte. Es war nun geschehen, man schüttelte die Köpfe, wußte nicht, was man dahinter vermuthen sollte, und hätte gar zu gern auch einmal durch die Thüre geblickt, die sich hinter Peter Weyrichs Erbschaft wieder geschlossen hatte.

Sein Haus war eins der ältesten in der Stadt. Von Stein gebaut, mit hohem Giebel, ragte es über alle Nachbarhäuser der Gasse hinaus und stieß mit seinem Garten an den ehemaligen Zwingergraben, den wir in seiner Umwandlung als neue Promenade kennen gelernt haben. Der Wechsel der Jahrhunderte hatte an dem Aeußeren wie im Inneren dieses Gebäudes wenig verändert. Man trat über die Schwelle in ein gewölbtes Treppenhaus, von der eine breite Stiege mit massivem eichenen Geländer zum obern Stockwerk führte. Gewölbt waren auch hier alle Räume, die Wände getäfelt, der Hausrath zum Theil uralt, man sah in die wohlbegü-

terte Einrichtung einer vergangenen Zeit, und verschollener Geschlechter hinein. Hier hatten mehrere Bürgermeister, Schultheiße und Rathsherren der Stadt das Licht der Welt erblickt und waren hier gestorben. Von einer der zahlreichsten und angesehensten Familien der Stadt war endlich ein einziger Abkömmling übrig geblieben, der nun, wie sein Haus, für eine Rarität in den heimischen Umgebungen galt.

Herr Peter Weyrich hielt seine gewöhnliche Dämmerstunde, das heißt, er ging, die Hände auf dem Rücken, in seinem Studierzimmer auf und nieder. Es war ein warmer Sommerabend, allein Herr Weyrich hatte sich niemals etwas aus Luft und Licht gemacht, er pflegte seinen Spaziergang bei verschlossenen Fenstern abzuthun. Er that es seit den letzten Wochen unruhiger als sonst. Die ganz unerhörte Neuerung, eine Person mehr als sonst im Hause zu wissen, war ihm unbehaglich und störend. Wie wenig Matthea ihn beeinträchtigte — denn er sah sie den ganzen Tag nicht, sie mußte in ihrem Zimmer für sich leben — er fühlte sich aus der bestehenden Ordnung seines Haushalts herausgescheucht. Die Haushälterin sprach von dem Mädchen, es sollten manche Rücksichten genommen und Einrichtungen gemacht werden, er sollte sich um Dinge bekümmern, die ihn nichts angingen, und Fragen beantworten, vor welchen er rathlos stand und darum in erbitterte Stimmung gerieth. Er wartete bereits darauf, daß die Haushälterin mit neuer Störung hereintreten sollte, um sie scheltend und polternd anzufahren. Jetzt schlug die Thurmuhr — nein, es war noch nicht die Zeit, wo die Lampe gebracht werden durfte, er hatte noch eine Viertelstunde im Dunkeln zu luftwandeln. —

Da plötzlich wird die Thür aufgerissen, ein Lichtschein dringt blendend herein, und Jungfer Jakobine Teckelbein steht in ganzer Breite ihrer Figur im Zimmer. Fast erschreckt über die Erscheinung zur Unzeit, fährt und schnaubt er sie an, daß Jakobine, schier ebenso erschrocken, das Licht fallen läßt und mit einem Schrei zurückfährt.

„Herr, Du meine Güte!“ ruft sie, vergeblich nach der verlöschenden Kerze suchend. „Kommt man doch zu Ihnen wie in die Höhle des Tigers, Herr Weyrich! Das ist ja grade um den Tod zu kriegen!“

„Ist Sie verrückt? Hab' ich Sie gerufen? Was will Sie?“ schreit er.

„Verrückt bin ich nicht, Herr Weyrich, und gerufen haben Sie mich auch nicht,“ entgegnete Jungfer Teckelbein, von ihrem Schreck zurückkommend, „aber darum muß ich dennoch eintreten, denn es ist der Rede werth!“

„Will Sie mir wieder wegen des fremden Mädchens in den Ohren liegen? Ich mag von der Person nichts hören!“

„Das sollen Sie jetzt auch nicht, und ich werde mir nicht mehr den Mund verbrennen — wenigstens heut nicht!“

„Nun was, zum Kukuk, will Sie denn sonst?“

„Wenn es nach mir ginge, hätte ich auch was Besseres gewußt, als mich so spät noch von Ihnen anfahren zu lassen. Allein kurz und gut, ich komme, Jemand anzumelden. Ein Fremder steht vor der Thür und fragt, ob er Sie sprechen könne.“

Peter Weyrich stand sprachlos vor diesem Ereigniß. Ein Fremder wollte ihn sprechen — und zu dieser Stunde!

„Ich hab's ihm ja gleich gesagt, daß Herr Weyrich keine

Besuche annähme, am Wenigsten bei Nacht und Nebel, aber er läßt sich nicht abweisen."

„Was will er? Wie heißt er?" brachte Peter Weyrich schier beängstigt hervor.

„Wie er heißt, sagt er nicht. Er meint, der Hausherr, werde seinen Namen ja doch nicht kennen. Aber denken Sie nur, es ist derselbe Mensch, der heut vom Zwinger zu uns in den Garten herauf stierte. Ich hab' ihn gleich wieder erkannt, denn er sieht absonderlich aus."

Peter Weyrich war nur noch mehr befremdet. Er griff an seine Stirn — er fühlte sich rathlos, und plötzlich, mit dem Fuße stampfend, rief er: „Was aber will der Mensch von mir?"

„Ja, was weiß ich? Von seltenen alten Büchern faselt er, die er im Besitz habe. Er sei auf der Durchreise, müsse morgen wieder weg. Die Bücher habe unlängst noch der verstorbene Herr Wolf durch ihn aufkaufen lassen —"

Peter Weyrich stand plötzlich wie unter einem Bann. Er schwieg, er schien zu überlegen, innerlich zu kämpfen. „Aber Sie unvernünftige Person!" schrie er mit einemmal, „so bringe Sie doch Licht! Soll ich ewig mit Ihr im Finstern stehen?"

„Gott soll mich behüten und bewahren!" ruft Jakobine, nun auch die Geduld verlierend. „Im Finstern sollen Sie nicht mit mir stehen, obgleich das nicht schlimmer wäre, als wenn der helle Tag herein schiene, denn um Ihr Schelten und Zetern zu hören, dazu brauche ich keine Augen! Und wenn Sie mir mit Ihrem Auffahren das Licht fast aus den Händen schlagen, daß es auslöschen muß, und ich nach

Ihrem Feuerzeug suche, um es wieder anzuzünden, bin ich darum eine unvernünftige Person? Da — hier ist jetzt Licht! Was soll nun mit dem Fremden vor der Thür?"

„Die Lampe! Die Lampe! Schnell!" gebietet der Hausherr. „Der Fremde soll — ich — ich will ihn empfangen!"

Jungfer Jakobine schlug vor Erstaunen die Hände zusammen und eilte aus dem Zimmer. „Nein, bei dem dreht sich auf seine alten Tage noch Alles rundum!" redete sie für sich, indem sie die Treppe hinabstieg. „Und nun sollen wir gar diesen Fremden im Hause haben, was noch vor einer Stunde gar nicht zu denken gewesen wäre! Aber so geht's wieder: Es ist gar nicht zu sagen, wie rasch etwas da ist, wenn man es nicht erwartet hat! Hat man es erwartet, so dauert es viel länger, und manchmal kommt es gar nicht. So möchte man auch hier daran verzweifeln, diesen bärbeißigen Menschen jemals in Schick zu bringen oder nur aus ihm klug zu werden!"

Währenddem lief der Hausherr hastig und fahrig im Zimmer hin und her, rückte bald einen der alten Lehnstühle, versteckte ein Buch, um es im nächsten Moment wieder hervorzuziehen und auf den Tisch zu werfen; riß einen Schrank auf, als suche er etwas, bis er plötzlich auf die Fenster zustürzte, um die Vorhänge zu schließen, als sei das Allerwichtigste, selbst dem Abendhimmel zu verbergen, daß er einen Fremdenbesuch empfange. Er faßte an seine Stirn, er begriff sich selbst nicht und war halb entschlossen, seine Empfangsbereitschaft durch einen Gegenbefehl zurück zu nehmen. Da wurde die Thür geöffnet, und Jakobine trat mit der Lampe herein, gefolgt von dem räthselhaften Fremden.

„Verzeihen Sie, daß ich, als ein Unbekannter, noch so spät Ihre Muße unterbreche!“ begann dieser. „Mein Name ist Luthard. Ich bin auf einer Rundreise durch Deutschland und mache Geschäfte mit Werken antiquarischer Gattung. Ich weiß durch meinen verstorbenen Freund Wolf, daß Sie ein Kenner und Liebhaber sind, und komme, um Sie auf einige der größten Seltenheiten aufmerksam zu machen, die Ihnen ohne große Opfer zu Gebote stehen würden.“

Jungfer Teckelbein hatte aus der vornehmen Erscheinung des Gastes denn doch gemerkt, daß man es mit einem anständigen Herrn zu thun habe. Sie rückte daher einen Sessel zurecht und lud den Fremden zum Sitzen ein, während der Hausherr, ganz unfähig, den Wirth zu machen, mitten im Zimmer stand und seinen Gast anstarrte. Nachdem die Männer Platz genommen, verließ Jakobine das Zimmer, wußte jedoch die Thür geschickt nur anzulehnen, um draußen kein Wort des Gespräches zu verlieren.

„Freund Wolf schrieb mir,“ fuhr der Gast fort, daß er für Sie die Originalausgaben des Theuerdank und des Weißkunig suche. Sie stehen Ihnen zu Diensten, sogar für den mäßigsten Preis, der sich denken läßt. Dem seitherigen Besitzer ist es nicht sowohl um Geld zu thun, als um einige Bücher, die aus dem Wolf'schen Nachlaß an Sie übergegangen sind, und an welchen Ihnen wenig liegen wird, um so weniger, wenn Sie dadurch die lange gewünschten Werke erhandeln können. Ich bin beauftragt, Ihnen den Tausch anzubieten.“

Peter Weyrich horchte hoch auf und saß doch wie von einem schweren Druck festgebannt. Der Vorschlag des Fremden elektrisirte ihn, aber in dem Wesen, in der Stimme

dieſes Gaſtes lag ein Etwas, das ſeine Freude zerſtreute, ſeine Gedanken weit ablenkte von dem angebotenen Geſchäft, ihn mit einem unerklärlichen Angſtgefühl ergriff. Er brachte kein Wort der Entgegnung hervor und nickte nur mit einem heiſeren Brummen, welches für Beiſtimmung genommen werden konnte.

„Nun wohl!“ fuhr Luthard fort. „Da ich aber wahrſcheinlich ſchon morgen wieder abreiſe, wäre es mir erwünſcht, den Wolf'ſchen Nachlaß noch heut zu ſehen und durch einen Ueberblick zu prüfen, ob die einzutauſchenden Werke noch vorhanden ſind. Wollen Sie die Güte haben, mir die Bibliothek zu zeigen?“

Herr Weyrich überlegte. „Iſt noch nicht aufgeſtellt —“ brachte er dann ſtoßweiſe hervor — „liegt Alles in meinem Saal noch durcheinander — Bücher, Schriften, Kunſtſachen — nichts zu finden — geht nicht!“ Er athmete auf, nachdem er dieſe Worte geſprochen.

„Das wäre wirklich ſchade!“ meinte der Gaſt nach einer Pauſe. „Brächte ich von meiner Reiſe keine beſtimmte Entſcheidung mit, ſo ginge Ihnen der beſagte Theuerdank und Weißkunig darüber wahrſcheinlich verloren. Der Beſitzer wird von mehreren Seiten gedrängt —“

„Hat es denn nicht bis morgen Zeit?“ fiel Peter Weyrich unruhig ein. „Es geht doch nicht — wer kann jetzt noch anfangen zu kramen — es iſt ſpät — ich denke morgen — morgen!“

„Ich bedaure recht ſehr. Entweder heut oder gar nicht. Morgen erlaubt es meine Zeit nicht mehr.“ Der Gaſt erhob ſich und ließ auf dem Hausherrn einen überlegen lauern-

den Blick ruhen, in welchem etwas von Genugthuung aufleuchtete. Peter Weyrich wand sich zwischen verschiedenen Entschlüssen. Auch er war aufgestanden, fuhr mit den Augen hin und her, und wie er pflegte, mit der Hand über die Stirn, es war, als könne er den Blick des Fremden nicht ertragen. „Nun denn," stotterte er, „wenn es so eilig ist —"

„Es ist in Ihrem eigenen Interesse, mein verehrter Herr!" sagte Luthard. „Sie sind einverstanden, nicht wahr — und zeigen mir die Bücher? Vortrefflich! Ist doch die Stunde ganz günstig, wir haben Muße zu eingehender Durchsicht." Mit diesen Worten ergriff er selbst die Lampe und schritt nach der Thür. Der Hausherr schien wie gelähmt vor Erstaunen und folgte ohne Widerstreben.

Aber was ihn am meisten hätte überraschen sollen, gerade das übersah er in der sonderbaren Verwirrung, die ihn überkommen hatte. Denn der Gast zeigte sich nicht unbekannt mit der Einrichtung des Hauses. Er nahm den Weg durch einen Corridor und ging ungeführt und sicher auf die Thür des Saals zu. Jungfer Jakobine, fast umgerannt durch den plötzlich heraustretenden Fremden, sah ihm ganz verdutzt nach und betrachtete noch verdutzter ihren Herrn, der mit einem Ausdruck von hülflosem Zorn wie ein Opfer hinter ihm drein schritt. Sie schlich den Männern nach, um sich auch hinter der Saalthür auf ihren Posten zu stellen.

Der große, gewölbte Saal, der größte Raum des Hauses, war seit Menschendenken nicht mehr benutzt worden und hatte ein verödetes Aussehen. Alte Mobilien, darunter manches ehrwürdige Stück, waren mehr aus der Hand gesetzt, als geordnet aufgestellt worden, und der Zuschuß des Wolf'schen

Nachlasses, den man hier abgelagert hatte, gab dem Ganzen das Aussehen einer großen Rumpelkammer. Auf einem mächtigen Eichentisch in der Mitte waren Bücher ausgebreitet — man sah, daß der neue Besitzer schon angefangen zu sichten und zu ordnen — andere lagen in Haufen bunt durcheinander am Boden, oder harrten in Kisten und Körben noch der Durchwühlung, in Gesellschaft von geschmacklosen Porcellanvasen, eisernen Sturmhauben, Panzerstücken und allerlei Raritätenkram, der nur für Den einen Werth hat, der einen solchen darin sehen will. Die Studierlampe brachte nur wenig Licht in den Raum. Luthard setzte sich auf den Tisch und überblickte zuerst prüfend die aufgehäuften Büchermassen. Dann griff er aufs Gerathewohl zu, nahm dies und jenes in die Hand, um zu blättern, während sein Auge doch suchend darüber hinaus schweifte. Er stieß mit dem Fuß an eine aufgethürmte Schicht, daß die Bücher über einander fielen, und bückte sich forschend nieder, er schob die Deckel der Kisten zurück, und stürzte getrost einen Korb um, daß das Unterste zu oberst kam. Alles das that er ohne Hast und Unruhe, mit sicherer Freiheit und gelassener Beherrschung des Augenblicks. Auch war er unterhaltend dabei, begrüßte dies und jenes Werk wie etwas freundlich Bekanntes, sprach von dem verstorbenen Besitzer desselben, und richtete auf geschickte Weise die Rede immer so an den Hausherrn, daß dieser der Gegenrede eigentlich überhoben war.

Von dieser Gewandtheit und Feinheit merkte Herr Peter Weyrich nichts. Er stand und starrte schweigend auf das Hantieren des Mannes, vor dessen Wesen sein eigenes Wesen gleichsam widerstandlos erschien. Es war nicht nur die un-

erhörte Thatsache, daß ein Fremder, der Abends in sein Haus gedrungen, unter seinen Büchern wühlte, es war der wundersame, unerklärliche Eindruck, der, von der Stimme, von der ganzen Persönlichkeit des Fremden ausgehend, ihn beherrschte, seine Gedanken gefangen nahm. Vor seinen Augen verschwamm die Erscheinung des Augenblicks, er sah kaum die Umrisse von der Gestalt seines Gastes, es war, als ob das Dunkel von der Wölbung des Saals sich auf ihn herab senkte, während seine Gedanken sich in eine lange, lange Vergangenheit zurück wendeten. Da trafen sie auf eine Stunde seines Lebens, die er zu bereuen hatte, deren er sich, wenn er sie noch nicht bereut, jetzt mit überwältigendem Grausen erinnerte. Aber — war denn nicht seit fast dreißig Jahren Gras über den Gräbern gewachsen? Ueber den Gräbern —? War es möglich, daß die noch lebten, die er todt geglaubt? Und wenn sie lebten — wer konnte ihn einer Schuld gegen weltliche Gesetze zeihen? Was er gethan, durfte ihm Niemand verbieten, und vor sich selbst hatte er sich stets zu rechtfertigen gewußt — in diesem Augenblick aber stand sein Gewissen wider ihn auf und sprach ihm anklägerisch von einer Schuld.

„Was enthält dieses?" fragte Luthard, ein Convolut von Papieren in der Hand haltend.

Peter Weyrich, getroffen von dem Klang seiner Stimme, schrie plötzlich laut auf, taumelte, griff um sich und erreichte mit Noth den Sessel am Tische, um darauf nieder zu fallen.

„Was ist? Was giebt's?" ruft der Gast, den Gegenstand seiner Aufmerksamkeit wechselnd.

Zugleich eilt Jakobine mit einem Schreckensruf herein

und ſtarrt mit fragenden Blicken bald ihren Herrn, bald den Fremden an.

„Aber was fehlt Ihnen denn, mein lieber Herr Weyrich?“ fährt dieſer fort, indem er die Hand des Hausherrn erfaßt. „Eine Ohnmacht? Nein! Wie iſt das, Jungfer Jakobine, leidet der Herr an ſolchen Zufällen?“

„Gott behüte und bewahre! Die zwanzig Jahre, daß ich im Hauſe bin, hat man ja nie geſpürt, daß er ſo was kriegte. Jemine, er wird doch nicht des Todes ſein?“

„Nicht doch! Wollen Sie ein Glas Waſſer holen?“

Jungfer Teckelbein eilte hinaus, ſo ſchnell es bei ihrer Fülle möglich war, und rief nach dem Hausdiener und nach Waſſer, denn zu weit mochte ſie ſich nicht von dem Schauplatze ihrer Sorge und Neugier entfernen.

Peter Weyrich ſammelt ſeine Lebensgeiſter und ſcheint gleichſam einen Traum von ſich abzuſchütteln. Er erhebt ſich und fährt auf ſeine Haushälterin los, ihr gebietend, ſich aus dem Saal zu trollen, wo ſie nichts zu ſuchen habe. Sie weiß ſich zu vertheidigen, während der Gaſt mit einem raſchen Blick das Schriftenbündel prüft, um es dann als gleichgültig wegzuwerfen.

„Ich ſage Ihr, es iſt nichts — ein Seitenſtich — ſchon vorüber! Will nichts mehr hören!“ ruft Herr Peter, und dann ſeine Blicke noch halb verſtört auf den Gaſt richtend, fuhr er fort: „Sie fragten etwas? Was war's?“

„Es hat ſich ſchon ſelbſt beantwortet,“ entgegnet Luthard gelaſſen. „Inhaltloſe Papiere! Davon wird ſich wohl noch mehr in dem Nachlaß finden — nicht wahr? Freund Wolf hatte die Schwachheit, Alles aufzubewahren.“

„Ein ganzer Haufen! Kann nichts davon brauchen — soll demnächst verbrannt werden!“ Herr Weyrich wies unter den Tisch, wo sich mehrere Ballen und Bündel befanden, zum Theil noch umschnürt, zum Theil aufgerissen und durcheinander geworfen. Luthard, der die Lampe genommen hatte, um das Chaos von Blättern zu beleuchten, schien mit seiner Aufmerksamkeit hier besonders anzuknüpfen. Dennoch sagte er gelassen, als handle es sich um gleichgültige Dinge: „Verbrennen wollen Sie das? Nun ja, es ist ja vielleicht am Besten! Wer mag alte Correspondenzen wieder lesen? Man schreibt so viel, was nach Jahr und Tag gleichgültig und nichtig erscheint. Oder,“ fuhr er lachend fort, indem er die Lampe wieder auf den Tisch setzte, „macht es Ihnen Spaß, dergleichen alten Trödel durchzustudieren? Ein Mann von Ihren wissenschaftlichen Interessen —“

„Das Zeug soll auch weg!“ unterbrach ihn Herr Peter. „Hab' es flüchtig durchgesehen. Nichts von Belang. Noch ein ganzer Korb voll da — mag mich gar nicht damit befassen!“

„Nun, mein lieber Herr Weyrich,“ sagte der Gast, „ich danke Ihnen bestens für den Einblick in die vorhandenen Bücher. In jener Kiste da“ — er wies auf eine, darin er eine Reihe von Bänden entdeckt, welche die Specialgeschichte einer Provinz des Landes behandelten — „in jener Kiste wäre genug, um den Besitzer der von Ihnen gewünschten Werke zu entschädigen. Ist es Ihnen recht so, dann lassen Sie die Kiste vorerst bei Seite setzen. Das Einzutauschende wird Ihnen demnächst übersendet werden.“

Der Hausherr neigte einverstanden das Haupt, trotzdem

sein Interesse längst nicht mehr bei der Sache war. Er wollte, da der Gast Miene machte, sich zu entfernen, nach der Lampe greifen, um diesmal selbst vorzuleuchten, als Luthard noch einmal die Rede aufnahm:

„Daß ich's nicht vergesse — Sie haben so freundschaftlich und gütig gehandelt, der Tochter des verstorbenen Wolf ein Asyl in Ihrem Hause zu gewähren —"

„Gar keine Güte von meiner Seite!" rief Herr Peter verwirrt und unwirsch. „Es wäre gar nicht nöthig gewesen — sie hätte zu leben gehabt —"

„Ich weiß! Sie hat ein kleines Vermögen ererbt, und das Haus ihres Vaters bleibt ihr auch. Aber sie steht denn doch allein, und so ist es edel und gut von Ihnen —"

„Nein! Nein! Nein!" rief Peter Weyrich heftig. „Es ging nicht anders, und so — so lasse ich sie bei mir wohnen, obgleich mir nichts daran liegt."

„Es wäre mir erwünscht, die Tochter meines alten Geschäftsfreundes zu begrüßen," sagte Luthard. „Darf ich das junge Mädchen sehen?"

„Nicht hier — unten, in ihrem Zimmer! Steht nichts dagegen!" rief Herr Peter schnell. „Die Haushälterin wird Sie führen." Er schien es nicht erwarten zu können, seinen Besuch los zu werden, und nahm die Lampe, um sich in sein Studierzimmer zurück zu ziehen.

Jungfer Jakobine stand als Führerin schon mit dem Lichte bereit. Als sie auf den Treppenabsatz gelangten, berührte Luthard flüchtig ihre Schulter und begann: „Liebes Kind — ein Wörtchen unter vier Augen!"

Sie blieb stehn und sah ihn verblüfft an, schwankend,

ob sie sich über die Anrede „liebes Kind" beleidigt oder geschmeichelt fühlen sollte. Ein unentschiedenes, gedehntes „Wa — as?" forderte ihn auf, sich weiter zu erklären.

„Das junge Mädchen, Matthea Wolf, die Tochter meines verstorbenen Freundes, steht, wie sich denken läßt, unter Ihrer besonderen Aufsicht und Leitung. Ich kann Ihnen nicht genug versichern, wie lieb und werth mir das Kind ist — wie eine eigene Tochter! Leider erlauben mir meine Geschäfte und Reisen nicht, sie jetzt schon zu mir zu nehmen, um so mehr wünsche ich, daß sie hier im Hause einen Ersatz finde, daß sie sich einigermaßen zu Hause fühle. Sie werden selbst einsehen, daß sich das Verhältniß Matthea's zu ihrem Vormund anders gestalten, daß eine schicklichere häusliche Beziehung angebahnt werden muß. Sie kann als ein wohlerzogenes Mädchen, das überdies die Mittel hat, unabhängig zu leben, nicht wie eine Person behandelt werden, die man aus Gnade und Barmherzigkeit aufgenommen hat. Sie hat das Recht, eine Stellung im Hause einzunehmen, und zu dieser Stellung muß man ihr verhelfen. Sie selbst können gewiß viel dafür thun, Sie sind eine brave und freundliche Dame, der ich mein Pathchen getrost empfehlen kann." — Er machte eine Bewegung nach ihrer Hand, und plötzlich fühlte Jakobine in der ihrigen ein gewisses Etwas, daß sie mit Ueberraschung halbwegs nach dem Lichte hielt. Es durchzuckte sie wunderbar — drei Goldstücke glänzten ihr entgegen! Ein verlegenes „Oh!" mit strahlendem Gesicht war Alles, was sie im Augenblick äußern konnte, denn so lange sie im Hause waltete, vielleicht in ihrem ganzen Leben, war dergleichen noch nicht vorgekommen. Der Eindruck schien sie zu überwältigen.

„Ich wünſchte alſo, daß Matthea einige Freiheit im Hauſe genöße," fuhr Luthard fort, „nicht wie eine Einſiedlerin auf ihr Zimmer beſchränkt bliebe. Sie iſt unter den Büchern ihres Vaters aufgewachſen, und hat eine Vorliebe dafür. Wenn ſie alſo einmal oben den Saal betreten will, um ſich die Dinge anzuſehen — laſſen Sie es ruhig geſchehen! Es iſt eben, als ob ein anderes Kind ſich ſein altes Spielzeug betrachtet. Und — Kind iſt Kind, nicht wahr?"

„Ja, ja, ja! Das liebe Herzensſeelchen!" Ich lege ihr ja nichts in den Weg. Wenn der Alte nicht — wenn Herr Peter Weyrich — ach was! An den muß man ſich nicht kehren. Sie haben ja ſelbſt geſehen, was für ein Menſch das iſt! Und ich kann Ihnen ſagen, was man mit Dem täglich für Noth hat —"

„Gewiß, es läßt ſich denken!" unterbrach er die Rednerin, welche eben in Fluß gerathen wollte. „Nun hat Matthea aber auch einen Bruder, einen Stiefbruder, den ſie doch manchmal ſehen möchte, deſſen Beſuch aber leider Herr Weyrich nicht dulden will —"

„Richtig! Es iſt eine Schande, wie der Alte den bildhübſchen jungen Herrn hinausgepoltert hat. Aber das laſſe ich mir nicht nehmen, Bruder und Schweſter ſollen nicht getrennt werden, die engliſchen Kinderchen! Das will ich ſchon vertreten!"

„Sie ſind eine würdige Dame," nahm Luthard die Rede auf, „und verdienen mein ganzes Vertrauen. Für Ihre Mühe werde ich ſtets erkenntlich ſein. In einiger Zeit komme ich wieder nach der Stadt. Wollen Sie mich jetzt zu Matthea führen?"

„Das versteht sich! Das hat nichts zu sagen! Was wird sich das Herzchen freuen!“ — Jungfer Teckelbein war mit Einemmal wie beflügelt. Sie eilte voraus, complimentirte, öffnete eine Thür und rief in angenehmer Aufregung hinein: „Fräulein, englisches Fräulein! Der Herr Pathe — na die Freude!“

Wirklich war Matthea's Freude groß, als sie den alten Freund, für den ihr Herz Vertrauen und Hingebung, wie zu einem Vater, fühlte, eintreten sah. Diesmal blieb Jungfer Jakobine nicht als Lauscherin an der Thür stehen, sondern begab sich in ihr Gemach, um die glänzenden Zauberstücke, die der Gast in ihre Hand hatte gleiten lassen, nochmals zu betrachten. Auch sie empfand den heutigen Abend als ein Ereigniß in der sonstigen Oede des Hauses, ja, es war ihr, als hätte sie an dem Fremden einen Bundesgenossen gefunden gegen den eigenen Herrn, mit dessen Schrullen sie allerdings ihre Noth hatte. Selbst für das junge Mädchen, dessen Einzug in das Haus sie gar nicht freudig begrüßte, und dem sie bisher keineswegs herzlich entgegen gekommen war, keimte in ihr von Stund an eine andere Empfindung. Der vornehme und freigebige Pathe, der sein liebes Mündel über kurz oder lang denn doch einmal in sein Haus abholen werde, gab der Sachlage eine andere Wendung. Jakobine sagte sich, daß sie, gegen ihre bisherige Besorgniß, nicht nur nichts von Matthea bei Herrn Weyrich zu fürchten haben werde, sondern daß ihr auch durch sie Nutzen und Hülfe gegen den alten polternden Haustyrannen erwachsen könne. Uebrigens war Jungfer Jakobine kein übelwollendes Gemüth und mochte gelten lassen, wo man sie selbst gelten

ließ. Und indem sie nun die Goldstücke durch ihre Finger spielen ließ, überkam sie eine ganz rosige Stimmung, gehoben durch allerlei hübsche Erwartungen von der Zukunft. Dann verschloß sie ihren Schatz, und plötzlich überkam sie wieder der Gedanke: „Es ist doch gar nicht zu sagen, wie schnell etwas da ist, wenn man es nicht erwartet hat. Hat man es erwartet, dann dauert es viel länger, und manchmal kommt es gar nicht."

Der Gast war längst gegangen, das Haus verschlossen, Jakobine schlief bereits, und auch der Knecht hatte seine Schlafkammer aufgesucht. Selbst in dem Studierzimmer Herrn Peter Weyrichs war das Licht erloschen, und tiefe Stille herrschte in seinem alten Hause. Nur in Matthea's Stübchen brannte noch Licht, die Ruhe war hier noch nicht eingekehrt. Denn das letzte Gespräch mit Luthard hatte sie im Innersten aufgeregt. Sie sollte einen Auftrag ausführen, der sie beängstigte, trotz der Versicherung, daß er nichts Schlimmes von ihr verlange, und trotz ihrer Ueberzeugung, daß sie das Verlangte getrost thun dürfe. Aber es mußte heimlich geschehen, sie sollte gleichsam auf Diebessohlen schleichen — ihr Feingefühl, sogar ihr Gewissen wollten sich dagegen auflehnen. Matthea konnte sich vor Erregung nicht zur Ruhe legen. Sie öffnete das Fenster, durch das die Nachtluft lau und lockend hereinströmte. Eine unwiderstehliche Lust überkam sie, noch einmal in den Garten hinaus zu gehen, wo der zunehmende Mond um die Bäume glänzte. Ihr Zimmer lag zu ebener Erde, nach dem Hofe hinaus, sie konnte ihren Wunsch mit Leichtigkeit erfüllen. Allein der Zeiger der großen Wanduhr (die sie mit aus der väterlichen

Wohnung genommen hatte) wies beinah auf Mitternacht, und sie schwankte, ob es recht sei, so spät noch hinaus zu gehen. Der Wunsch überwog endlich den Zweifel, und leise huschte sie hinaus, über den Hof, in den Garten, schritt den Gang zwischen den Gemüsebeeten entlang, bis zur Mauerbrüstung, und sog die erquickende Kühle mit Wonne ein. Von dem verfallenen Thurme rechts duftete das Geißblatt, das hier wild und frei das alte Gemäuer umsponnen hatte. Matthea setzte sich auf die niedrige Mauerbrüstung und ließ ihre Blicke über die dunkeln Umrisse der neuen Häuser hinschweifen. Da, in einem der letzten, wohnte Arnold Wachstein, ihr Stiefbruder und Jugendfreund, der jetzt nicht mehr ihr Bruder sein sollte. Auch in seinen Fenstern war kein Licht mehr. Unten auf der Promenade herrschte Stille, eine tiefe Nachtruhe lag über der Umgebung.

Aber plötzlich glaubt Matthea Tritte da unten zu vernehmen. Sie erhebt sich, um die Mauer zu verlassen. Es sind nicht allein Tritte, es ist ein halblautes Singen, welches näher kommt, ein Lied und eine Stimme, die ihr wohlbekannt klingen. Ihr Herz pocht freudig, und behutsam beugt sie sich über, um der unten vorbeischreitenden Gestalt, wenn auch im Dunkeln, nachzublicken. Jetzt ist er ganz nah, jetzt summt er dicht unter ihr, sie stützt sich auf, und rasch blickt sie hinab —

„Holla — regnet es hier Kies und Mörtel?“ ruft eine Stimme herauf, und Matthea fährt erschrocken zurück. Durch ihre Bewegung haben sich verwitterte Brocken von der Mauer gelöst und den Hut des Nachtwandlers getroffen. Aber auch sie selbst ist gesehen und erkannt worden. „Husch, husch!“

ruft Arnold hinauf. „Matthea, Schwesterchen! Bist Du noch auf? Komm nur hervor — guten Abend!"

„Um Gotteswillen — sprich leiser, Arnold!" flüstert sie angstvoll hinab. „Geh nach Haus — gute Nacht!"

„Nicht doch!" ruft Arnold. „Es ist ja die beste Gelegenheit — wir haben uns seit Wochen nicht gesehen, und ich habe die größte Lust, mit Dir zu plaudern."

„Wie ist das möglich, Arnold — jetzt in der Nacht? Geh nach Haus, ich bitte Dich!"

„Aber ich habe Dir viel zu sagen, Dinge von Wichtigkeit —"

„Die kannst Du mir doch so nicht mittheilen!"

„Das ist wahr! So steige ich zu Dir hinauf. Nicht umsonst will ich einst Vorturner gewesen sein. Es sind höchstens zwölf Fuß —"

„Arnold! Du wirst doch nicht — wenn es Jemand sieht —!"

Allein Arnold machte bereits Anstalten. In weniger denn einer Minute war er oben, setzte über die Brüstung und legte triumphirend und leise lachend seinen Arm um ihren schlanken Leib. „Da bin ich! Und nun noch einmal: Guten Abend!"

Sie suchte sich loszumachen. „Es ist sehr Unrecht, Arnold!" rief sie vorwurfsvoll.

„So sei doch gut und gieb Dich zufrieden! Sollen Bruder und Schwester, die man trennen will, nicht die Gelegenheit, sich zu sprechen, wahrnehmen, wie und wo sie sie finden? Nun — und wer, außer uns selbst, im ganzen Neste kennt uns anders, denn als Geschwister? Komm, setz'

Dich, und sei nicht so zaghaft.“ Er zog sie neben sich auf den niedrigen Mauersitz unter den Schatten des alten Thurmrestes. „Weißt Du, wo ich herkomme? Von unserm alten Freunde Luthard. Ich fand seine Karte in meiner Wohnung und ging gleich nach seinem Gasthof, wo wir bei einer Flasche Wein bis jetzt geplaudert haben. Er erzählte, daß er bei Dir gewesen, und daß er Dich gar zu gern mit sich fort genommen hätte, wenn es gegangen. Warum geht das nicht —? so frage ich im Stillen, und wage doch nicht, ihn selbst danach zu fragen.“

„Ich ginge gern mit ihm,“ entgegnete Matthea mit einem leisen Anflug von Vorwurf, „und Dir scheint es auch recht zu sein, wenn ich gehe.“

Er verstand sie. „Klettert man die Mauern hinauf, um so etwas zu hören?“ fragte er, indem er ihre Hand nahm. „Ich will ja nur, daß es Dir besser gehen soll als hier! Und was haben wir von einander, wenn wir uns nur so auf dem Raub sprechen können, und Du auch das nicht einmal erlauben willst? Sei doch vernünftig, kleine Matthea!“

Das junge Mädchen fühlte sich durchschauert von dem zutraulichen Ton seiner Stimme, und entzog ihm ihre Hand.

„Was ich meinte, war Folgendes,“ fuhr er fort. „Ist Dir nicht ein gewisses geheimnißvolles Wesen an Luthard aufgefallen? Und zwar bei aller scheinbaren Offenheit? Er verräth eine genaue Bekanntschaft mit der Stadt, und will doch Niemand hier kennen und nie länger als ein paar Tage hier gelebt haben. Ich hätte ihn überführen können, denn es kamen Widersprüche im Gespräch zu Tage. Wir redeten von den Neubauten der Stadt, und er verrieth eine Ver-

trautheit mit allen Gäßchen und Winkeln, wie ich selbst sie seit meiner Knabenzeit, wo ich Alles durchkroch, nicht besser habe."

„Wenn er Geheimnisse hat," entgegnete Matthea, „so ziemt uns, sie in Ehren zu halten, denn er steht uns herzlich nahe."

„Nun, ich grüble und forsche auch nicht danach! Ebenso wenig wie nach meinen eigenen Geheimnissen. Ist es nicht lustig, sich selbst ein Geheimniß, und nicht einmal neugierig darauf zu sein? Luthard sagte, Du habest ihm von dieser unaufgeklärten Geschichte etwas mitgetheilt, und fragte mich weiter darüber — weißt Du, ich glaube, er selbst weiß genug darüber, und —"

„Meinst Du — Arnold —?"

„Es macht mir den Eindruck — doch ich kann mich irren. Was liegt endlich daran! Luthard bleibt darum ein vortrefflicher Mann — überdies eine der anziehendsten Persönlichkeiten für mich. Er muß viel erlebt haben!"

Noch eine Weile unterhielten sich die jungen Leute über den gemeinsamen Freund, dann sagte Arnold: „Ist es denn nicht möglich, Mädchen, daß wir uns öfter sehen und sprechen, daß ich Dir Dies und Jenes zeigen kann? Meine Zeichnungen und Entwürfe — Du hast sonst immer Antheil daran genommen! Muß ich das jetzt Alles allein nach dem Hause da gegenüber tragen, um freundliches Interesse zu finden, ohne daß Du etwas davon siehst und hörst?"

„Nach welchem Hause?" fragte Matthea.

„Nun, da an der Promenade! Hab' ich Dir noch nicht erzählt! Der Justizrath Moorfeld, ein reicher Mann, hat

es bauen lassen. Eine Nichte von ihm aus Berlin, die ich dort in Gesellschaft kennen lernte, ist hier bei der Familie zum Besuch. Ich begegnete ihr, sie lud mich ein, und so kam ich in das Haus. Sie haben viel Kunstinteresse, besonders Fräulein Franziska, meine Berliner Bekanntschaft. Wäre es denn nicht möglich, daß ich auch Dich bei Moorfelds einführte?"

„Wo denkst Du hin, Arnold —"

„Warum nicht? Gesprochen habe ich schon öfter von Dir, ja ich habe sogar kein Hehl daraus gemacht, daß Du eigentlich nicht meine Schwester bist."

„Wirklich —? Würde ich denn auch in die Gesellschaft da drüben passen? Gieb das auf, und laß mich hier in der Stille, daß ich nach all diesen trüben Tagen anfange zu mir selbst zu kommen. Und nun geh — gute Nacht! Aber die Mauer ist so hoch — nimm Dich in Acht!"

„Und wann sehe ich Dich wieder?"

„Ich will Dir sagen lassen, oder schreiben, wenn es geht."

„Wenn ich darauf warten soll, kriege ich Dich in den nächsten Monaten nicht zu sehen, denn Du machst Dir nichts mehr aus mir, seit wir nicht mehr Geschwister sein sollen!"

„Du weißt nicht, was Du sagst, Arnold!"

„Wir wollen ja sehen, ob Du Wort hältst! Ich aber weiß jetzt, wie ich zu Dir gelangen kann, ohne durch die verhaßte Thür zu müssen."

„Niemals wieder auf diesem Wege — ich bitte Dich!"

„Sei doch nicht so bange!" lachte er, indem er sie arglos heiter umschlang. „Gute Nacht denn für heut, Schwesterchen!" — Schon stand er auf der Mauer, und mit keckem

Sprunge war er unten. Matthea sah ihm bebend nach. „Auf Wiedersehn!“ rief er noch hinauf. Dann verhallte sein Tritt, und er war im Dunkel verschwunden.

Nicht beruhigter, als sie hinausgegangen, huschte Matthea durch den Garten und in ihr Zimmer zurück. Das reine Gefühl des Glückes, das sie sonst in der Nähe des Bruders empfunden, war seit einiger Zeit durch Zweifel und Besorgnisse getrübt. Seine Unbefangenheit ängstigte sie, es war ihr unmöglich, ihm noch dasselbe schwesterliche Entgegenkommen zu zeigen, seitdem sie wußte, daß ihre Beziehung zu ihm keine verwandtschaftliche sei. Er war ihr theuer über Alles, und doch fühlte sie die Pflicht, sich von ihm zurück zu ziehen, in der Ueberzeugung, daß er sie im Innersten nicht sehr entbehren werde.

Sie schlief nur wenig, und die frühe Morgenstunde sah sie schon angekleidet. Sie schlich aus ihrem Zimmer — noch regte sich nichts in Flur und Küche, die drei übrigen Hausbewohner mochten noch im Schlafe liegen. Leise stieg sie die Treppe hinauf und blieb vor der Saalthür stehen, klopfenden Herzens, von unsäglicher Angst erfüllt. Schon hatte sie die Hand an der Klinke, als sie wieder zurück zuckte, von neuen Zweifeln gepeinigt. Dann wiederholte sie sich Alles, was Luthard ihr gesagt: Sie sollte in den Papieren, die Herr Weyrich zum Verbrennen ausgesondert hatte, nachforschen, ob sich noch Briefe von Luthard darunter befänden, und dieselben an sich nehmen. Vor Allem sollte sie nach jenem Päckchen suchen, das der Vater für Arnold bestimmt hatte, und worin dieser Aufschluß über seine Herkunft erhalten werde. Ein Versehen, erklärlich durch die getrübten

letzten Tage des Vaters, konnte dasselbe unter andere Schriften gebracht haben, und so mochte es unter den Büchernachlaß verpackt worden sein. Doch habe Herr Weyrich kein Anrecht an diese Papiere, wenn er auch kein einziges davon leicht herausgeben werde. Man dürfe ihn gar nicht darauf aufmerksam machen, um kein Interesse dafür in ihm zu erregen. Denn es sei nicht gut, wenn er Näheres über Arnolds Familie erführe. Andererseits aber wäre es für Arnold sehr nachtheilig, wenn die betreffenden Papiere in Flammen aufgingen, denn zu wichtig für ihn sei ihr Inhalt. Das Letzte gab den Ausschlag bei Matthea. Sie mußte an's Werk, es galt kein Zweifeln und Zaudern. Sie sammelte sich und öffnete die unverschlossene Thür. Welch ein öder, hoher, unbehaglicher Raum! Das Morgenlicht drang nur erst spärlich herein, ließ sie aber doch zwischen Bücherhaufen alle die Gegenstände erkennen, die sie zum Theil als Ladenhüter in den Gewölben ihres Vaters gekannt hatte. Das lag und stand nun Alles wüst durcheinander. Dort aber unter dem Tische lagen die bezeichneten Papiere. Zitternd bückte sie sich nieder und suchte. Sie hatte lange zu suchen. Glaubte sie doch jedes Blatt näher ansehen zu müssen, obgleich sie in ihrer Unruhe und Hast kein einziges recht prüfen konnte. Von Luthards Handschrift wollte sich nichts finden. Aber da war noch ein ganzer Korb mit Schriften — mußte der auch noch durchwühlt werden?

Horch! Geräusch im Hause! Matthea springt auf, ihr Herz klopft zum Zerspringen. Sie hört Jakobinens Stimme. Ist man unten schon wach geworden? Das furchterfüllte Mädchen hat den Muth verloren, weiter zu suchen. Da zeigt

ein Blick ihr unter dem Bücherhaufen ihres Vaters Handschrift. Rasch greift ihre Hand danach. Sie zieht ein Päckchen hervor, es trägt die Aufschrift: An Arnold Wachstein. Aber die Bande des Päckchens haben sich beim Umladen der Büchermasse gelöst, und verschiedene Schriften fallen auseinander. Sie nimmt, was sie erfassen kann, es sieht aus wie ein Taufschein und Atteste verschiedener Art, sie liest Arnolds Namen darin und läßt das Gefundene in ihre Tasche gleiten. Aber da ist noch mehr, ein umfassendes Manuscript ihres Vaters, ebenfalls an Arnold adressirt.

Da glaubt sie neues Geräusch zu vernehmen, diesmal Tritte auf dem Vorsaal. Das Manuscript ist zu groß, sie kann es nicht in der Tasche bergen. Schnell versteckt sie es unter den Schriften im Korbe, um es morgen zu noch früherer Tagesstunde abzuholen. Dann fliegt sie wie ein geschenchter Vogel gegen die Thür, denn sie vermag heut ihrer Angst nicht zu widerstehen. Noch hat sie die Thür nicht erreicht, da wird diese geöffnet, und Herr Peter Weyrich tritt ein.

Der Hausherr prallte zurück, nicht minder überrascht, als die zitternde Gestalt des jungen Mädchens, welches erbleichend vor ihm stand. Beide schienen einige Augenblicke sprachlos, bis Matthea eine Art von Entschuldigung mühsam und stammelnd über die Lippen brachte.

„Was will Sie — was wollen Sie — was suchen Sie hier?“ rief der Hausherr laut und in nicht eben freundlichem Tone.

Das Mädchen, von ihrem Gewissen geängstigt, rang nach Worten und mußte schweigen.

„Ich habe Ihnen zwar keinen Raum in meinem Hause verboten," fuhr Peter Weyrich fort, „will aber nicht, daß Sie sich da aufhalten, wo ich zu arbeiten pflege. Ungerufen kommt man überhaupt nicht in meine Zimmer. Ich habe Ihnen unten Raum genug gewährt, da mögen Sie machen, was Sie wollen. Hier verbitte ich mir Ihre Gegenwart!"

Er hatte seine Stimme mehr und mehr gesteigert, und Matthea, unter dem Eindruck dieser Scheltrede, und im Gefühl, nicht auf rechtem Wege gewesen zu sein, brach in bittere Thränen aus.

Peter Weyrich sah das weinende Mädchen befremdet an. Dergleichen hatte er lange nicht gesehen, es überkam ihn etwas von Aerger, gemischt mit einem sonderbaren, ihm unbehaglichen Gefühl. „Sie — können gehen!" sagte er, und als sie nicht sogleich ging, sondern Miene machte, ihn anzureden, fuhr er sie an: „Aber so gehen sie doch! Zudringliche Personen dulde ich hier nicht!"

„Na, so wahr ich lebe, das ist eine schändliche Behandlung, Herr Weyrich!" rief jetzt Jungfer Jakobine, die, durch die laute scheltende Stimme des Hausherrn heraufgelockt, mit Verwunderung dieser auffallenden Scene in so ungewöhnlicher Stunde beiwohnte. „Haben Sie weiter nichts zu thun," fuhr sie fort, „als vor Tage aufzustehen und durch Ihr schmähliches Betragen das gute Fräulein zum Weinen zu bringen? Schämen sollten Sie sich, Herr Peter Weyrich, ja schämen bis in den Hals hinein!"

„Was hat Sie sich hier auch noch einzudrängen? Schweig Sie!" rief der Hausherr aufgebracht.

„Nein, Herr Peter Weyrich, schweigen thu' ich nicht, wo

es meine Pflicht ist, zu reden, und gerade jetzt gehör' ich hierher, um Ihnen zu sagen, daß es sich für Sie nicht schickt, das gute Fräulein wie eine Dienstmagd auszuschelten! Das lasse ich mir nicht einmal gefallen, geschweige denn, daß ich ein solches Betragen gegen das Fräulein dulde! Und ich sag' es Ihnen, lieber geh ich aus Ihrem Hause —"

„Geh Sie zu den Türken, wo Sie hingehört!" schrie der Hausherr, mit dem Fuße stampfend.

„Wa—as? Zu den Türken?" versetzte Jakobine, jetzt erst im Ernst aufgebracht und ihrem Aerger freien Lauf lassend. „Das ist ein Schimpf und eine ganz unwahrscheinliche Grobheit! Bin ich ein Türke? Oder ist das Fräulein ein Türke? Nein, Herr Peter Weyrich, ich bin kein Türke, und das Fräulein ist auch keiner, wenn aber Eins von uns Dreien ein Türke ist, dann greifen Sie einmal an Ihre eigene Nase und betrachten Sie Ihre eigene Rede, woran kein Christenmensch etwas Gutes finden kann! Alles läßt man sich nicht gefallen, Herr Peter Weyrich, und Sie sind noch lange nicht der Großmogul, daß man sich vor Ihrem Trampeln fürchten soll, im Gegentheil, man sollte drüber lachen, denn so wie Sie beträgt sich kein vernünftiger Mensch! — Oho! Ich bin noch lange nicht fertig! Und man könnte gar nicht fertig werden, wollte man Ihnen all Ihr verkehrtes Wesen ins Gewissen reden. Zwanzig Jahre hab' ich's mit angesehen und meist geschwiegen, denn ich dachte, was hilft es, bei dem ist es doch nicht richtig im Kopfe, aber wie Sie es seit den letzten Monaten treiben, da möchte auch einem Engel in Gottes Himmelsthrone da droben die Geduld reißen! Schimpfen und Zetern, und

Schreien und Poltern und Stampfen — das ist Ihre Art, und denken, für Unsereins sei das gut genug! Aber das lassen wir uns nicht mehr gefallen — nicht wahr, Fränlein? Nein, das hört auf, Herr Peter Weyrich, oder so wahr ich Jakobine Teckelbein heiße, Sie sollen auch uns kennen lernen! Ich aber rede in drei Tagen kein Wort mit Ihnen. So, und nun sehen Sie zu, wo Sie heut ein Frühstück herkriegen!"

Mit diesem drohenden Schlußeffect ergriff Jakobine Matthea's Hand und zog sie mit sich aus dem Saale. Die redegewandte Dame, obgleich sehr im Eifer, hatte in einigen Stücken doch nicht unrecht. Sie konnte viel Launen und Grillen ihres Haustyrannen ertragen, und lange Zeiten pflegten zu vergehen, ohne daß es zu schroffen Auseinandersetzungen zwischen beiden kam. Auch hatten diese sich niemals bis zu solcher Heftigkeit gesteigert. Die letzte Zeit aber hatte Herrn Peters Wesen dermaßen geschärft, seinen Stimmungen einen so unliebsamen Ausdruck gegeben, daß Jakobinens Duldsamkeit sich gegen das Unerträgliche auflehnte. In dem Gefühl ihrer Unentbehrlichkeit glaubte sie etwas wagen zu dürfen, und so wagte sie denn auch einmal zu drohen, ja sie war Willens, sogar zu strafen.

Wirklich gelang es ihr, in Herrn Peter Weyrich ein Gefühl der Demüthigung hervorzurufen. Vorwiegend unangenehm war ihm die Gegenwart des jungen Mädchens bei seiner Abkanzelung. Noch sah er sie mit halbgetrockneten, niedergeschlagenen Augen dastehen, noch sah er, wie sie mit bittender Bewegung die Haushälterin zum Schweigen zu bringen suchte. Noch sah er den traurigen Blick, den sie auf ihn richtete, da sie den Saal verließ. Er wußte nicht,

wie ihm geschah — eine gewisse Rührung überschlich ihn, gegen die sein verbissener Groll nicht ganz anzukämpfen vermochte. — Er setzte sich in den Lehnstuhl vor den Büchertisch. Was wollte er denn in so früher Tagesstunde hier im Saal? Es war noch kaum die Zeit, wo er sonst aufzustehen pflegte. Der gestrige Besuch mit seiner Aufregung hatte ihm eine schlaflose Nacht gemacht und seine sonst geregelte Tageseintheilung zerstört. So trieb ihn die Unruhe früh heraus und nach dem Schauplatze der gestrigen Scene. Sie kam ihm heut wie ein wüster Traum vor und verschwand fast vor dem Bilde des weinenden Mädchens, das nicht aus seiner Seele wollte. — Er fand endlich, daß er im Saal jetzt nichts zu suchen habe, und ging in sein Studierzimmer, nicht ohne die Saalthür diesmal abzuschließen und den Schlüssel mit sich zu nehmen.

Unter den mancherlei Eigenheiten Herrn Weyrichs war die Unordnung eine der ausgeprägtesten. Wie sehr er auf Regel in seiner Tageseintheilung und in seinen Gewohnheiten hielt, nicht so that er es unter seinen Umgebungen, seinen Büchern und Geräthschaften, in seinen Schränken und Kästen. In seiner Studierstube sah es wie in einem Chaos aus, zumal Jakobine an ein Aufräumen niemals denken durfte. Zerstreut, wie er meist war, mußte er nach Allem, was er brauchte, lange suchen, um dann durch die Verwirrung, die er dabei anrichtete, das Suchen für das nächstemal noch zu erschweren. Die Hälfte seiner Zeit verbrachte er überhaupt mit Suchen und Kramen. So hatte er die ererbten Bücher und Antiquitätenschätze auch eben nur hinwerfen lassen, und es schien, als ob er die Wonne des Wüh-

lens darin sich möglichst lange erhalten wollte, denn an ein geordnetes Aufstellen derselben konnte er nicht gelangen. — Der verstorbene Antiquar Wolf pflegte zu behaupten, daß dieselbe Unordnung auch in Herrn Peters Kopfe zu Hause sei, er wisse zu viel unnützes Zeug und zu viel durcheinander, als daß für etwas Nützliches darin noch Platz vorhanden wäre. Freilich waren die Studien des gelehrten Herrn höchst gemischt und ihre Wahl unberechenbar, denn Laune und Grillen trieben ihn jeden Tag auf ein anderes, und von diesem wieder auf ein anderes Gebiet. Und so fiel ihm plötzlich ein, daß er einst eine vergleichende Statistik angestellt, wie oft das Wort Geist bei den verschiedenen Schriftstellern vorkomme. Aus Klopstock und Wieland hatte er bereits hübsche Summen addirt, er wollte jetzt wissen, wie weit er damals mit dem Exempel bei Gottsched gekommen sei. So kramte er nach seinem verlegten Manuscripte bereits seit einer halben Stunde.

Da wurde an die Thür gepocht, und herein trat Matthea, schüchtern, noch blaß und mit leise gerötheten Augen. Sie brachte ihm das Frühstück. Der Hausherr stand überrascht, und es ereignete sich, daß er sich mit einer Art von Höflichkeit verbeugte.

„Ich bitte um Verzeihung, wenn ich mich dennoch zudringlich mache!" begann Matthea kleinlaut. „Die Haushälterin verweigert heut die Bedienung, und so muß ich gegen Ihren Befehl handeln, wenn Sie zu Ihrem Recht kommen sollen."

Herr Peter verfiel wider Willen in eine abermalige Verbeugung und brachte ein brummiges „Danke!" hervor.

„Entschuldigen Sie meine Unkenntniß Ihrer Wünsche," fuhr Matthea fort, „wenn nicht Alles nach Ihrer Gewohnheit gelungen ist."

Der Hausherr warf einen prüfenden Blick auf das Kaffeebrett. Die Tasse stand nicht wie gewöhnlich, aber — sie stand nicht übel so. Der Rahmtopf war heut ein anderer, aber — ein hübscherer als gewöhnlich. Auch die Kaffeekanne war neu, viel zierlicher als die alte. „Gut — Danke! Danke!" sagte Herr Peter halb verlegen und verbeugte sich zum drittenmal.

Matthea verließ das Zimmer. Sie hätte es nicht so schnell nöthig gehabt, denn der Vormund sah ihr mit einem Blicke nach, darin etwas von Bedauern lag. Er brachte heut länger als gewöhnlich bei seinem Frühmahl zu. Sonst geschah es in der Zerstreuung, er wußte kaum, daß er es that, der Kaffee durfte so wässerig sein, als es Jakobine beliebte, er hätte es nicht gemerkt — heut fand er, daß man an solchen Dingen etwas wie Wohlgefallen und Geschmack haben könne. Sein Dasein sollte seit einiger Zeit aus den Erfahrungen und Ereignissen nicht herauskommen. Und da nun das Manuscript seiner Geist-Statistik durchaus nicht zu finden war, faßte er den Entschluß, einen Gang durch den Garten zu thun, was sonst um diese Stunde auch nicht zu geschehen pflegte.

Jungfer Jakobine hielt ihr Wort; sie ließ sich in drei Tagen vor dem Hausherrn nicht sehen. Der Conflict mit ihm war ein günstiger Vorwand, Matthea vorzuschieben, ihr die Gelegenheit einer Anbahnung des Verkehrs mit dem Vormund zu bieten. Matthea selbst wußte von diesem Plane

nichts. Sie glaubte an Jakobinens Groll, und übernahm freiwillig die Pflichten derselben, um den Hausherrn nicht darben zu lassen. Ihr nicht freies Gewissen trieb sie an, was sie gegen ihn verschuldet, durch Dienstleistungen wenigstens einigermaßen wieder gut zu machen. So deckte sie denn auch den Tisch für ihn in dem Speisezimmer neben seiner Studierstube und trat um Mittag pünktlich bei dem Verwunderten ein, um ihm anzusagen, daß angerichtet sei.

Peter Weyrich ließ sich die Nenerung mit verlegenem Brummen gefallen. Er wußte nicht, wie ihm geschah. Die Einrichtung der Tafel war auch sonst etwas abweichend von der Regel, und doch vermochte er nicht über sich, mißfällige Bemerkungen darüber zu machen. Er ließ sich bedienen, schweigend von der Schweigenden, und nur ab und zu schien er durch ein ausdrucksvolles Räuspern anzukündigen, daß er etwas sagen wolle. Matthea sah ihn fragend an. Da er aber nicht zum Reden gelangte, wagte auch sie nicht das Wort zu ergreifen. — So war es am zweiten, so am dritten Tage. Peter Weyrich fühlte sich in einer sonderbaren Lage. Seine Verlegenheit dem jungen Mädchen gegenüber nahm zu, das fremdartige Verhältniß fing an, ihn zu bedrücken. Er hätte am dritten Tage schon nichts mehr dagegen gehabt, wenn sie sich zu ihm an den Tisch gesetzt, ihm entgegenkommend das Anknüpfen eines Gespräches erleichtert hätte. Denn er selbst brachte es nicht über das Räuspern hinaus, eine Ausdrucksweise, in welcher Matthea schon keine Ankündigung eines Gesprächs mehr erblickte. Es wurde ihm unsagbar schwer, zum Worte zu gelangen. Denn Peter Weyrich hatte seit wohl zwanzig Jahren mit keinem

andern weiblichen Wesen gesprochen, als mit Jungfer Jakobine, und mit dieser nur im Tone des mürrischen Anordnens, des knappen Befehls, des Scheltens oder eigensinnigen Haderns. Er war innerlich ein armer, einsamer Mann, der sich gegen die Welt blind gemacht, der sich das Leben verscherzt, und dem der beste Theil des Daseins verloren gegangen war. Eine leise Ahnung davon überkam ihn in diesen Tagen. Mit verstohlener Hast richtete er die Blicke auf die zarte, schlanke Gestalt in Trauerkleidern, die schweigend um ihn geschäftig war, und erwartete mit Spannung, daß sie eine Unterredung eröffnen sollte. Er harrte vergeblich, Matthea wollte nicht gegen seine Gewohnheiten verstoßen und hütete sich, die Regel des Schweigens zu brechen. — Endlich, am Abend des dritten Tages, als seine junge Pflegebefohlene und Schweigensgenossin den Abendtisch abgeräumt und sich wiederum nur mit stummem Gruß entfernt hatte, überkam ihn eine Art von Angst, die ihn zu beschleunigtem Dauerlauf durch sein Zimmer antrieb. Plötzlich blieb er stehen und griff an seine Stirn — ein Entschluß war geboren. Er eilte die Treppe hinunter, stürmte die Küche und kündigte der Haushälterin hastig an, daß „Fräulein Matthea Wolf" künftig an seinem Tische sitzen und seine Mahlzeiten mit ihm theilen solle. Erschrocken und verlegen vor Jakobinens Augen, die ihn groß ansahen, zog er sich mit gleicher Eile zurück, um seinen Abendspaziergang durch das Chaos seines Arbeitszimmers neu beflügelt fortzusetzen. —

In dem neuen Hause an der Promenade, gegenüber der Gartenburg Peter Weyrichs, wurde nach wie vor Klavier

gespielt, gesungen und gelacht, und herrschte heiteres Leben vom Morgen bis zum Abend. Die Mutter, noch jugendlich genug mit den Töchtern, begünstigte jede muntere Laune; der Vater, Justizrath Moorfeld, war ein humoristischer Mann, und die Nichte Franziska, die aus der Hauptstadt gekommen war, brachte neue Elemente der Anregung und Heiterkeit in die Familie. Franziska, das übermüthige Kind eines üppigen Hauses, der verwöhnte Liebling eines großen Gesellschaftskreises, hatte auch in der Familie des Oheims bereits eine unbedingte Herrschaft angetreten. Ihren Cousinen, Louise und Clara, war sie Autorität in allen Dingen der Mode, Toilette und geselligen Bildung, und wenn die Tante zuweilen ihr Wesen etwas zu frei und ungebunden fand, so schrieb sie das auf Rechnung der Erziehung und des Tons in der großen Stadt, deren Art und Weise ihr doch im Stillen imponirte. Der Oheim lachte über die Einfälle Franziska's, war galant gegen das hübsche Mädchen und ließ sie in ihrer liebenswürdigen Herrschaft durchaus gewähren. Alle fühlten sich munter und in bester Laune dabei, selbst der verwöhnte Gast fand es unterhaltend und allerliebst, einmal in einem fremden, kleineren Kreise seine Vorzüge und seine Macht zu zeigen. Und wenn sich Franziska oft weidlich lustig machte über die Leute in der kleinen Stadt, so gab es doch auch hier zu ihrer Ueberraschung angenehme und gebildete Persönlichkeiten, es gab allerlei Kunstalterthümer, es gab vor Allem eine herrliche landschaftliche Umgebung, die zu täglichen Ausflügen und Spaziergängen hinaus lockte.

„Tante!" rief Franziska, indem sie nach beendeter Toi-

lette auf den Balkon trat: „Tante! Das Wetter ist wundervoll — laß uns heut eine Partie nach Buchberg machen! Ich muß diese himmlische Aussicht auf das Gebirge noch einmal sehen!"

„Sehr gern! Es steht nichts im Wege," meinte die Tante. „Wie ist es, Kinder, wollen wir noch einige Bekannte dazu auffordern?"

„Ah! Sieh doch!" sagte Franziska, indem sie die Promenade entlang blickte. Und in das Zimmer zurück gewendet, rief sie: „Louise! Clara! Geschwind, wenn Ihr noch einen Gruß haben wollt! Dort kommt er!"

„Wer? Wer?" fragten Mutter und Töchter.

„Nun — Phöbus! Phöbus im ganzen Strahlenglanze seines Gelockes!"

„Phöbus?" Die Cousinen traten mit einiger Zurückhaltung auf den Balkon, die Tante stand halb lachend am Fenster.

Es lohnte sich wohl, zu den drei hübschen Mädchen hinaufzusehen. Das that denn auch Arnold — den Franziska auf den Namen des Musageten getauft hatte — er grüßte hinauf, sehr artig, sehr verbindlich, wie Einer, der nicht die Absicht hat, allzu rasch vorüber zu eilen.

„Ruft Sie der Dienst der Musen schon so früh?" fragte Franziska.

„Oh, er rief mich schon viel früher! Bereits um sechs Uhr, als die Musen noch schliefen, ging ich dienstbereit hier vorüber!"

Franziska, angenehm berührt durch seine Entgegnung, lachte sehr reizend. „Ich bringe aus meiner Vaterstadt eher

die Gewohnheiten der Siebenschläfer mit, als die der frühen „Eos mit rosigen Fingern.“ So verderbe ich die guten Sitten des Hauses und lasse mir, wie es scheint, viel entgehen.“

„Sie bewirken freilich, daß der Tag uns armen Sterblichen später aufgeht, als wir bereit sind, ihn zu begrüßen!“

Die Tante trat auf den Balkon, machte den angenehmen Complimenten ein Ende und begann in guter Laune: „Herr Wachstein, die Aprikosen, deren langsames Reifen Sie vor einiger Zeit in unserem Garten so sehr beklagten, sind jetzt reif — darf man Sie einladen?“

„Wie sehr bedaure ich —!“ rief Arnold, nach der Uhr sehend. „Ich muß unverzüglich nach meinem Bau. Aber wenn ich im Laufe des Tages —“

„Wir fahren Nachmittag nach Buchberg —“

„Oh, herrlich! Darf ich die Gesellschaft später da aufsuchen?“

Franziska, die einen Augenblick ins Zimmer geeilt war, trat wieder heraus, in der Hand eine Schale mit den schönsten Aprikosen. „Halten Sie Ihren Hut auf!“ rief sie lachend hinunter.

Arnold folgte dem Befehl und fing geschickt die Früchte auf, die sie ihm hinunter warf.

„Wie Einer sein Frühstück mit in die Schule bekommt!“ sagte sie, und die Damen hatten ihr Vergnügen daran. „Wenn Sie nun zu spät kommen und Strafe erhalten —“

„Dann werde ich so lüstern nach Strafe, daß ich mich in wiederholte Versäumniß und Schuld stürze!“ unterbrach er sie.

„Fort, fort!“ rief die Tante. „Der Grund zur Versäumniß wird bald genug aufhören. Auf Wiedersehn in Buchberg!“

Man grüßte verabschiedend, und er entfernte sich in angenehmer Aussicht.

Diese kleine Scene hatte die Heiterkeit der Damen nur noch erhöht, sie hüpften wie die lustigen Sommervögel im Saal umher. „Dieser junge Mensch hat wirklich etwas Gefährliches,“ meinte die Hausfrau, indem sie sich niederließ.

„Gefährlich? Wem? Ei, ei, Tante!“ rief Franziska, keck mit dem Finger drohend.

„Nun, nun — Nichte!“ drohte die Tante zurück. „In der That, er verlockt uns Alle zu einem etwas absonderlichen Betragen. Bei diesem Gemisch von natürlicher Offenheit und Kindlichkeit, und wiederum Weltbildung und gesellschaftlicher Gewandtheit, vergißt man leicht das Eine über das Andere und geräth auf den Weg, ihn gründlich zu verziehen. Noch dazu bei seiner vortheilhaften Erscheinung, diesen frischen Farben — er ist einer der hübschesten Burschen, die ich jemals gesehen.“

Louise und Clara schwiegen und theilten schwesterlich eine Aprikose; Franziska aber sagte: „Hübsch? Nein, das finde ich doch nicht!“

„Nun, Du hast ihn wohl nicht umsonst auf den Namen Phöbus getauft!“

„Nur weil er krauses blondes Haar hat, Tante! Im Uebrigen — Schönheit ist auch das Geringste, was man von einem Manne verlangt. Und unser Phöbus — freilich, ein Mann ist er eigentlich noch nicht. Zum Manne gehört

ein Bart, sein Schnurrbärtchen aber ist für sein Alter noch ziemlich mangelhaft."

„Oh, da hättest Du ihn vor einem Jahre sehen sollen!" debütirte Clärchen plötzlich. „Da war noch kaum eine Spur, jetzt aber —"

Das gute Kind wurde von schallendem Gelächter der drei andern Damen unterbrochen und saß feuerroth und verlegen da. Dann aber lachte sie auch und rief: „Es ist schändlich von Euch! Wartet nur, das vergelte ich Euch bei nächster Gelegenheit!"

„Ach seht doch!" begann Louise, die dem Fenster gegenüber saß. „Da ist wieder das hübsche junge Mädchen in Trauer!"

„Wo? Wo?" Die jüngeren Damen erhoben sich.

„Da, auf dem Thurmgemäuer —"

„Die kleine Thurmprinzessin?"

„Sie scheint gerade zu uns herüber zu sehen — oh, weg ist sie!"

„Jedenfalls ist das seine Schwester, von der er uns erzählte!"

„Seine Schwester, die eigentlich nicht seine Schwester ist —" berichtigte Franziska; „ist das nicht so naiv als romantisch?"

„Das arme Mädchen wird auch keine frohen Tage im Hause des verkehrten alten Sonderlings da drüben haben," nahm die Mutter das Wort.

„Es soll aber ein wundervolles, alterthümliches Haus sein, Tante! Warst Du einmal darin?"

„Niemals! Kein Mensch darf hinein."

„Oh! Niemand? Ich höre, es ist das älteste in der

Stadt, es soll sich den schönsten in Nürnberg an die Seite stellen. Das müßte man doch zu sehen bekommen! Wißt Ihr was? Phöbus soll uns hinein führen, uns die Merkwürdigkeiten zeigen. Er ist Baumeister, also der beste Führer und Interpret dazu."

„Wo denkst Du hin, Kind! Wer weiß, was man wagt, wenn man die Junggesellenhöhle des alten Weyrich betritt. Er gestattet es auch nicht."

„Nun aber — Phöbus läßt es doch geschehen, daß seine kleine schwarze Diana in dem Hause wohnt! Durch sie muß er durchsetzen, uns hinein zu führen. Noch heut soll er es mir versprechen!"

Die Tante schien weder Vertrauen zu der Ausführbarkeit des Plans zu haben, noch auch Lust zu verspüren, überhaupt darauf einzugehen. Die jungen Damen erhoben sich, um einige Besuche zu machen und die Ausfahrt nach Buchberg den nächsten Bekannten vorzuschlagen. — —

Ein Zeitraum von vierzehn Tagen hatte im Hause Peter Weyrichs mancherlei Veränderungen hervorgebracht. Jakobine sah es mit Verwunderung und anfangs nicht ganz ohne Bedenken an. Matthea saß jetzt am Tische ihres Vormunds, sie unterhielt den Hausherrn, und es war ihr gelungen, ihn reden zu machen. Mehr und mehr begann sie die Stellung, wenn nicht einer Tochter, doch der weiblichen Repräsentantin des Hauses, einzunehmen, eine Stellung, welche Jungfer Teckelbein seit zwanzig Jahren unbestritten inne gehabt hatte. Es versteht sich, daß Jakobine sich mit einiger Eifersucht dieser Wendung der Dinge bewußt wurde. Allein Matthea war klug genug, dies zu bemerken und Alles zu vermeiden,

was eine solche Regung bei Jakobine hätte bestärken können. Sie ließ ihr das altgewohnte Bereich ungeschmälert und wußte sich durch gewinnendes Betragen nicht nur in Gunst bei ihr zu erhalten, sondern sogar ihr Vertrauen ganz und gar zu gewinnen. Es gelang dem jungen Mädchen, gewisse haushälterische Einrichtungen, welche Jakobine nicht hatte durchsetzen können, ins Werk zu richten und auf diese Weise alte Wünsche derselben zu erfüllen, sich dadurch ihren Dank und ihre Willfährigkeit zu erwerben. So wurde Jakobine allerdings in eine gewisse Abhängigkeit gedrängt, aber sie gab sich darein, da sie ihren Vortheil einsah und auf ihrem Lieblingsgebiet unbeeinträchtigt blieb.

Matthea hatte durchaus freie Bewegung im Hause, nur der Saal blieb ihr verschlossen. Sie hätte den Schlüssel nehmen können, er hing am Nagel in des Hausherrn Zimmer. Peter Weyrich würde ihr gestattet haben, ganz nach Gefallen unter dem Nachlaß ihres Vaters zu kramen. Matthea aber hatte es aufgegeben, den Auftrag ihres alten Freundes ganz auszuführen. Sie bereute, was sie gethan, sie hätte die wenigen Papiere, die sie im Fluge erbeutet, gar zu gern wieder an die alte Stelle getragen, ihr reines Gemüth sträubte sich gegen ein heimliches Thun, das sie einer strafbaren Entwendung gleich achtete. So wollte sie abwarten, bis der Vormund ernstlich Miene machte, den ihm nutzlosen Schriftenvorrath zu verbrennen. Im Saale konnte dies nicht wohl geschehen, und so mußte sie gelegentlich zur Kenntniß seiner Absicht kommen. Dann wollte sie von ihm offen und ehrlich die Handschriften ihres Vaters für sich erbitten.

Allein Peter Weyrich schien gar nicht mehr an seine Schätze aus dem Wolf'schen Nachlaß zu denken, er hatte den Saal, seitdem er ihn an jenem Morgen abgeschlossen, nicht wieder betreten. Auch seine sonstigen Studien machten ihm wenig Freude. Er war zerstreut, suchte stundenlang nach Gegenständen, die vor ihm lagen, und dehnte die Zeit seiner üblichen Zimmerspaziergänge über das Doppelte aus. Seine Studierstube genügte dafür nicht mehr, er brauchte mehr Raum, und so öffnete er die Thür des Speisezimmers, um sich ruhelos durch beide Räume zu bewegen. Oft sah er nach der Thür, die zum Vorsaal führte, ob sie sich nicht öffnen wollte. Wie hätte er sich gefreut, wenn eine schlanke Gestalt in schwarzem Kleid eingetreten wäre! Durfte sie doch eintreten, wann und so oft sie wollte! Er fuhr nicht mehr auf, polterte nicht, brummte nicht mehr, er war — wenn immer noch ein ungewöhnlicher Sonderling — er war ein Mann, mit dem sich reden ließ, und der sich leidlich gab, wenn man ihn zu nehmen wußte.

Ja, in dem Gemüth des einsamen, lebenentfremdeten, weltverlorenen Mannes bahnte sich eine ungeheure Wandlung an. Denn ungeheuer, unerhört mußte bei ihm erscheinen, was bei Andern naturgemäß und beglückend sich geltend zu machen pflegt. Peter Weyrich dachte an seine Kindheit, wo im Hause fünf Brüder sich um die glücklichen Eltern tummelten. Die waren nun alle gestorben, seit länger als dreißig Jahren war er der einzige Bewohner des väterlichen Hauses. Es stand einsam, öde, es begann auch in seinem Gemäuer zu verfallen. Aber — war es denn nicht noch möglich, neues Leben in diesem Hause zu wecken, es neu zu

begründen? Peter Weyrich war neunundfünfzig Jahre alt. Schon trieb es ihn an, nachzuschlagen, welche und wie viele Männer in diesen und wohl noch höheren Jahren erst gefreit und sich eine Familie geschaffen hätten. Er fand deren genug, in der politischen, in der literarischen, in der Gelehrten-Geschichte. Er legte vergleichende Tabellen darüber an und glaubte das erfreuliche Resultat in Aussicht zu haben, daß die Mehrzahl dieser Waghälse auf gelehrtem Gebiet werde zu addiren sein. Allein Peter Weyrich war alt über seine Jahre hinaus. Nicht gebrechlichen Körpers zwar, sondern eher rüstig und gesund — er hatte volles, buschiges Haar — aber ergraut; ergraut war sein Wesen, er war innerlich alt, er war niemals jung gewesen. Weit ab auch lag von einem jugendlichen Gefühl, was ihn jetzt erfüllte, es war eher ein verspätetes Bedürfniß nach Glück, nach Lebens- und Menschenglück, das ihm aufging und Wünsche und Hoffnungen in ihm erstehen ließ.

Wirklich, auch schon Hoffnungen? Gewiß in Augenblicken, wo Matthea eintrat, ihm lächelnd die Hand zum guten Morgen reichte und ihm erzählte, was ihn erfreuen sollte. Dann aber, wenn sie ihm gute Nacht gesagt und ahnungslos über das, was er im Stillen brütete, ihn allein ließ, dann überkam es ihn sorgenvoll, kummervoll, beängstigend. Der helle Strahl des Lebens und der Freude, der in seine Seele fiel, sagte ihm doch zugleich, wie fremd er dem Leben, wie rathlos er allen seinen Forderungen gegenüber stehe. Ob er ein liebenswürdiger Mann sei — eine Frage, die Jedermann verneint haben würde und verneinen durfte — dies fragte er sich freilich nicht, allein er zweifelte, ob

ſich eine ſolche Laſt von Erfüllung werde ertragen laſſen. Er hatte eigenſinnige Grillen und Schroffheiten, aber nicht das Selbſtbewußtſein des Mannes, der ſich durch Handeln und Wirken die Welt erobert hat und ſich die Fähigkeit zutraut, ein ſchönes ſtilles Glück dazu zu gewinnen. Was Peter Weyrich ſich erobert hatte, war tiefſte Vereinſamung, Entfremdung des Lebens und ein viel beſpöttelter Name in der kleinen Welt ſeiner Umgebungen. Ganz zwar wurde er ſich dieſer unglücklichen Lage nicht bewußt, aber er empfand doch viel, was er unter ihr zu leiden hatte. Denn wie ſollte er ausſprechen, was er empfand und wünſchte, er, der ſich ſo wenig auszuſprechen verſtand? War doch ſein Verhältniß zu Matthea ganz das des ernſten, zurückhaltenden Mannes, des Vormunds, des alten Herrn, der ſich lieber unterhalten ließ, als ſelber redete. Wie ſollte er die Gelegenheit vom Zaune brechen, um ſeinem Mündel zu ſagen, daß — er ſie zu heirathen denke! Der Moment rückte wie eine Unmöglichkeit vor ihm in die Ferne. Und wenn er ihn als möglich dachte, dann trat auch die Frage auf: was wird ſie antworten? Eigen war es, daß er ſich nicht denken konnte, ſie werde Nein ſagen. Aeltere Männer, als er, hatten junge Mädchen gefreit, ſie hatten nicht Nein geſagt — das ſtand feſt, darüber hatte er ſeine ſtatiſtiſchen Liſten. Dinge, wie Liebe oder Leidenſchaft, gehörten in die Romanwelt, er hatte nichts davon gefühlt, geſehen, erfahren — oder wo ihm dergleichen im Leben bekannt geworden, gehörte es in eine verwerfliche Rubrik. Er würde ſich entſetzt haben, wenn man ihm geſagt hätte, er liebe oder ſei verliebt. Und doch war er es. Er war es nach Sonderlingsnatur, nach Sonderlings-

empfinden, und dennoch verliebt auf gut Egoistisch, wie alle Verliebten. Aber glücklich fühlte er sich nicht dabei, er war ein armer, bemitleidenswerther Mann! Er konnte sich nicht verständlich machen, und wo er wähnte, es zu thun, da kam es zur Erscheinung, wie wenn ein Anderer zerstreut ist, weil er den Kopf voll bedrängender Geschäfte hat.

Diesen Eindruck hatte Matthea heut auch, als sie sich etwas früher als sonst vom Abendtisch erhob und ihm gute Nacht sagte, um ihn in seinen gelehrten Arbeiten nicht zu stören. Was hätte er nicht darum gegeben, wenn sie noch geblieben! Und doch wagte er nicht, sie zurückzuhalten. Wie ein gefangener grauer Bär in seinem Zwinger lief Peter Weyrich nun durch die Räume, zum Dauerlauf durch die halbe Nacht gerüstet.

Inzwischen hatte sich Matthea in ihr Stübchen begeben, welches, ganz vollgestopft mit Möbeln aus ihrem väterlichen Hause, und mit Behagen ausgeschmückt, ihr Asyl und Lieblingsaufenthalt blieb. Der Abend war regnerisch und fesselte an das Zimmer. So brannte denn die Lampe auf dem Tische, wo das junge Mädchen mit einer Handarbeit saß, und neben ihr Jakobine, die sich gesellig auf Hausbesuch eingefunden hatte. Es war ganz behaglich, draußen wehte der Wind und rieselte der Regen in den Nußbäumen, drinnen tickte die alte Wanduhr in ihrem Thurmgehäuse, während Jakobine in leutseliger Stimmung sprach und sich auf ein Nähmuster einübte, welches Matthea's geschicktere Hände ihr beibringen sollten. Da wurde stark an der Thür gepocht.

„Gott behüte und bewahre!" rief Jakobine. „Die Welt dreht sich verkehrt um! Ich glaube gar, da ist der Alte noch!"

Gleich aber ward die Thür geöffnet, ein blonder Kopf schob sich herein, und eine muntere Stimme rief: „Guten Abend, schöne Damen!“

Jungfer Teckelbein that einen Aufschrei und wäre bei Wahrnehmung des fremden Kopfes und der fremden Stimme vor Schreck beinah vom Stuhle gefallen. Matthea aber, obwohl befremdet genug, erhob sich und hieß den unverhofften Gast eintreten. „Was ist geschehen, Arnold?“ fragte sie. „Wozu dieser späte Besuch?“

„Du hast Dein Wort nicht gehalten, Schwester Matthea, hast mir nicht geschrieben, mir kein Gespräch wieder gewährt, und so mache ich meine Drohung wahr und komme ungerufen und auf meine Weise zu Dir!“

Jakobine hatte sich erholt und den jungen Mann als Matthea's Bruder erkannt. „Aber wie, um Alles in der Welt, sind Sie denn ins Haus gekommen, junger Herr?“ fragte sie. „Ich hab' ja doch keine Klingel gehört? Ja, wer hat denn aufgemacht?“

„Niemand, liebe Jungfer! Die Schwelle des Hauses hat man mir verboten, den Weg zu meinem Schwesterlein laß ich mir aber nicht völlig verbieten, und nehme ihn, wo ich ihn finde. Ich komme durch den Garten.“

„Wa—as? Durch den Garten?“ stannte Jakobine.

„Nun ja, von der Promenade her. Die Mauer ist nicht hoch.“

„Nicht hoch —? O Du grundgütige Vorsehung im Himmelsthrone da droben!“ (Jakobine gefiel sich in gedehnten Ausrufungen, sie hatte Zeit und war gewohnt, sich auch dazu Zeit zu lassen.) „Nicht hoch! Als ob man ein Haus in die

Höhe laufen wollte! Und das klettert so ein junger Herr hinauf! Arme und Beine hätten Sie sich brechen können, vom Genick gar nicht zu reden! Was —? Und den Dieben zugleich den Weg zeigen, wo es ohne Thür und Thor herein geht — ist das recht? Und ein paar unbescholtene Frauensleute gar um alle Reputation bringen, wenn's Jemand gesehen hat? O Du mein Heil, daran denkt so ein junger Herr gar nicht! Aber da sieht man, was das mit dieser neuen Promenade auf sich hat! Als wir da unten noch den alten Stadtgraben hatten, ja dazumal hätte so etwas nicht vorkommen können!" So eiferte Jakobine, indem sie sich aus ihrem Erstaunen in eine Art von Groll hinein redete. Allein er währte kaum ein paar Minuten. Denn jener Ausspruch im Hause gegenüber, daß dieser junge Mann etwas Gefährliches habe, wurde auch hier im stillen Jungfernzwinger sehr lebhaft empfunden.

Arnold hatte Jakobinens Hand ergriffen, streichelte die gewichtige mit Zartheit, bat so innig, nicht böse zu sein, und schmeichelte mit so humoristischer Schelmerei, er sei hauptsächlich ihretwegen eingedrungen, so daß sich Jakobine von Secunde zu Secunde wehrloser fühlte. Endlich blitzte sie ihn mit hellem Ausdruck des Vergnügens von der Seite an. „Ach, Sie Ausbund von einem lustigen Vogel!" rief sie. „Nein — oh du Welt mit allen deinen Sünden! — was haben es die jungen Leute heutzutage hinter den Ohren! Na, das ist hübsch von Ihnen, junger Herr, und nun nehmen Sie Platz!"

Das that denn Arnold und brachte so viel gute Laune und Gesprächigkeit mit, daß Jungfer Teckelbein nicht aus dem Lachen kam und die Ueberzeugung gewann, ihr Herz

noch verlieren zu können. — Nicht so leichten Gemüthes theilte Matthea die Unterhaltung, obgleich eine lebhaftere Farbe ihre Wangen erhöhte und sie dem heiteren Worte keine trübe Miene entgegensetzte. Sie hatte sogar kleine Schalkheiten für Arnold in Bereitschaft.

„Wie hast Du Dich neulich bei dem Ausflug ins Freie unterhalten?“ fragte sie.

„Wann? Ich war inzwischen mehrmals —“

„Nun, damals, als man Dir Morgens die Aprikosen mit in die Schule gab.“

„O Jerum — in die Schule gab!“ lachte Jakobine. „Das soll er noch wissen nach so viel Jahren!“

„Es ist nicht so lange her!“ meinte Matthea lächelnd.

„Ei, Du hast gelauscht, Schwesterchen —?“

„Nicht doch! Ich habe freies Spazierengehen im Garten, und die Damen da drüben verbergen sich nicht.“

„Nein, das weiß das liebe Sonnenlicht, das da auf den Erdboden herunter scheint!“ rief Jakobine. „Das ist ein Putzen da drüben, und Lachen und Scherwenzeln auf dem Balkon —“

„Stille, Jungfer Jakobine!“ unterbrach Matthea. „Verbrennen Sie sich nicht den Mund! Der da steht sehr gut mit den schönen jungen Damen!“

Arnold lachte. „Also findest Du sie auch hübsch, Schwesterchen?“

„Du meinst doch wohl Eine vorwiegend? Ist es die mit den prächtigen Locken?“

„Franziska — meine Bekanntschaft von Berlin her!“ nickte Arnold. „Gefällt sie Dir?“

„Sie ist schön, anmuthig, lebhaft," sagte Matthea. „Sie scheint auch liebenswürdig."

„Außerordentlich, unwiderstehlich! Um den Kopf darüber zu verlieren!" Arnold rief es zwischen Scherz und Ernst und machte eine pathetische Armbewegung, daß seine dicke Nachbarin zurückfuhr.

„Alle Tausend—!" rief sie. „Na, das muß die Richtige sein!"

„Nun aber, meine Lieben," begann Arnold wieder, „ich habe eine Bitte an Euch, oder wünschte Eure Hülfe in Anspruch zu nehmen."

Jakobine, für welche Liebesgeschichten ein lang entbehrter Leckerbissen waren, rückte näher, legte beide Arme auf den Tisch und sah den Sprecher erwartungsvoll an.

„Die Damen haben sich in den Kopf gesetzt, das Haus des Herrn Peter Weyrich in Augenschein zu nehmen. Eine Sehenswürdigkeit ist es allerdings. Könnt Ihr es möglich machen, daß ich die Damen durch die Räume führe?"

Jungfer Teckelbein machte ein enttäuschtes Gesicht. „Was? Das Haus besehen? Ja, was ist denn dran zu sehen? Ei, warum nicht gar!"

„Das wird schwer halten," meinte Matthea. „Herr Weyrich läßt nicht gern Jemand in seine Räumlichkeiten blicken. Hast Du den Damen das nicht gesagt?"

„Freilich! Ich habe nicht einmal verschwiegen, daß ich so gut wie hinausgeworfen bin und mich nicht mehr darin sehen lassen darf. Man lacht mich mit aller Anmuth aus und besteht trotzdem auf dem Verlangen. Seit vierzehn Tagen habe ich die Sache so hin zu halten gewußt, endlich aber muß ich zu Euch meine Zuflucht nehmen."

„Ich will versuchen, was ich bei Herrn Weyrich vermag," entgegnete Matthea. „Von seiner Erlaubniß hängt es allein ab —"

„Nein, nein und nimmermehr!" rief Jakobine mit Entschiedenheit. „Und wenn er die Erlaubniß gäbe, ich lasse das nicht zu — nein, ich nicht! Was müssen die fremden Damen sagen, wenn sie durch alle Stuben gehen wollen — so unordentlich wie es drin aussieht! Hernach kommt alle Schuld allein auf mich. Aber kann ich denn wohl im Hause etwas thun und machen lassen? Ja bei mir und in meiner Küche, und hier beim Fräulein, und zur Noth oben im Speisezimmer, da dürften alle Augen hinein sehen! Aber der Wust und Staub in der Studierstube und im Saal, und sonst — was da Alles herum steht, zerbrochen, abgerissen, in Unordnung — es ist eine Schande, daß der Alte seit Menschendenken nichts machen lassen will! Nein, da darf mir Niemand hinein! Das lasse ich nicht auf mich kommen!"

„Aber, liebe Jungfer, Jeder kennt doch die Schrullen und Sonderbarkeiten des Hausherrn und wird Ihnen nichts zur Last legen. Es ist ja nur die Bauart, die man sehen will —"

„Ja, die Bauart! Baufällig ist das Haus schon lange! Kann ich wohl durchsetzen, daß das Dach endlich reparirt wird, damit mir's nicht durch den Oberboden reguet? Oder daß die Kellertreppe einmal neue Steinstufen bekommt, so ausgetreten wie die alten sind, daß man seines Lebens nicht mehr sicher ist? Schöne Bauart das!"

Es war Jakobinen nicht beizukommen. Sie verweigerte ihre Einwilligung durchaus, sie erklärte, ihren ganzen Ein-

fluß bei dem Hausherrn zur Geltung bringen zu wollen, um ihn in seiner Zurückhaltung diesmal zu bestärken. Arnold sah ein, daß er die Unterhaltung abbrechen müsse. Doch gelang es ihm, Jakobinens Verstimmung wieder zu zerstreuen, und endlich nahm er, im besten Einvernehmen mit ihr, seinen Rückzug.

„Empfiehl mich Fräulein Franziska!" sagte Matthea lächelnd beim Abschied.

„Das will ich, Schwesterchen! Sie würde Dich gern kennen lernen."

„Oh, wir kennen uns schon einigermaßen! Fräulein Franziska nickt mir seit einigen Tagen sehr freundlich zu, wenn ich einmal an der Mauer vorübergehe, und heut früh wehte sie sogar mit dem Taschentuche."

Es war spät, Matthea selbst trieb den Gast aus dem Hause. Diesmal durfte er nicht den halsbrechenden Weg durch den Garten nehmen, sondern wurde fein schicklich durch die Thür entlassen, welche Jakobine selbst hinter ihm schloß. —

Einige Tage darauf saß Frau Moorfeld mit ihrer Stickerei am Fenster, die beiden Töchter, ähnlich beschäftigt, in ihrer Nähe. Franziska war zu einer kleinen Besorgung ausgegangen.

„Es ist mir recht lieb," begann die Mutter, „daß Wachstein uns abschlägigen Bescheid gebracht hat. Ich gestehe, daß ich, trotz Franziska's Wunsch, nicht mit in das Weyrich'sche Haus gegangen wäre, und ohne mich hättet Ihr es auch nicht gedurft."

Die Töchter bekannten ehrlich, daß ihnen auch nicht eben

viel an dem alten Hause gelegen sei. Da rief Clärchen plötzlich erschreckt: „Nein, ist es denn möglich?"

„Was denn? Was hast Du?"

„Franziska ist drüben! Dort auf dem Thurme!"

„Um Gotteswillen — sie ist allein hinübergegangen?"

Wirklich stand Franziska jenseits der Promenade auf dem verfallenen Thurme der Gartenburg, lachte triumphirend und wehte mit dem Taschentuche hinüber. Matthea's Gestalt, die etwas tiefer stand, war hinter ihr kaum zu sehen.

Die Familie, nicht wenig überrascht, wußte im ersten Augenblick nicht, was sie sagen sollte. Die Mutter war unangenehm berührt und dachte einen Augenblick daran, sich eiligst aufzumachen, um ihre Nichte heim zu holen. Sie gab es wieder auf. „Ob denn Wachstein auch drüben sein mag?" fragte sie. Die jungen Mädchen strengten ihre Augen vergeblich an. Auch Franziska war wieder verschwunden. — „Da geht er!" rief Louise. Arnold, der eben in Eile vorüber schritt, grüßte herauf.

„So hat sie es wirklich auf ihre eigene Hand unternommen!" sagte die Mutter verstimmt. „Sie wird sich und uns Verlegenheiten bereiten! Wie soll man sich zu diesem Uebermuth verhalten?"

Während die Damen sich in einiger Aufregung und rathlos hin und her bewegten, saß Franziska in Matthea's Stübchen und war im angenehmsten Geplauder. — Sie hatte ihre Absicht durchsetzen wollen und durchgesetzt. Es lag ihr weniger an der Besichtigung des alten Hauses — obgleich sie auch diesen Triumph gern gegen Arnold, der das für unausführbar erklärt, behaupten wollte — als an der Be-

kanntschaft mit der kleinen „schwarzen Thurmprinzessin". Und so hatte sie sich keck auf den Weg gemacht, um sie zu besuchen. Da Jakobine auf den Markt gegangen war, öffnete der Knecht ihr die Hausthür und ließ sie ohne viel Umstände bei Matthea eintreten.

Die glänzende, gewandte junge Dame wußte die Verlegenheit des überraschten Mädchens bald zu zerstreuen. Franziska ließ ihre ganze Liebenswürdigkeit spielen, sie erklärte, daß sie längst die herzlichste Zuneigung, ja Freundschaft zu ihrem Gegenüber empfunden und sich endlich nicht mehr habe überwinden können, ihr schwesterlich die Hände zu drücken. Sie fand das Stübchen entzückend, ein köstliches Asyl, ein liebes Schmollwinkelchen, sie verstand über jedes alte Möbel darin etwas Hübsches zu sagen. Matthea mußte empfinden, daß dieses Entgegenkommen, diese Grazie des Wesens etwas Hinreißendes habe. Sie fühlte sich wirklich mitgenommen von der Anmuth ihres Gastes, und doch ward ihr nicht ganz wohl dabei. Es drückte sie zugleich, so einfach, so wenig gewandt in Worten und Gedanken, neben der Weltdame da zu sitzen, sie mochte im Stillen auch wohl denken, wie natürlich es sei, daß Arnold sich beglückt unter diesen Zauber beugte. — Eine halbe Stunde mochte Franziska verplaudert haben, als sie plötzlich sagte: „Aber da ich nun doch einmal im Hause bin, liebe Matthea, so zeigen Sie mir auch die Räume — nicht wahr? Bitte, bitte! Nur den Saal — er soll das Hauptstück sein — nur den Saal! Sie erfüllen meinen Wunsch — liebe, liebe kleine Freundin!"

Matthea fühlte sich umschlungen von den Armen ihres schönen Gastes, fühlte einen Kuß auf ihren Lippen, und zu-

gleich ihren Widerstand gebrochen. „Ich will den Vormund fragen," sagte sie und schritt hinaus. Aber Franziska folgte ihr auf den Fersen, und die Treppe hinauf. Schon diese Treppe erklärte Franziska für ausgezeichnet schön und wußte mit guter Kenntniß gleich einige Seitenstücke aus andern alten Städten und Schlössern Deutschlands anzuführen. Oben angelangt, hieß Matthea sie einen Augenblick verziehen und trat mit etwas Herzklopfen in des Vormunds Zimmer.

Peter Weyrich erhob sich schnell, sein Gesicht nahm einen freundlichen Ausdruck an.

„Eine Bitte, Herr Weyrich!" begann Matthea schüchtern. „Eine junge Dame ist zum Besuch bei mir und wünscht Ihren Saal zu sehen — darf ich — mir den Schlüssel holen?"

„Meinen Saal —?" fragte Peter Weyrich. „Und eine Dame —? Was ist denn dort zu sehen?"

„Die schöne alterthümliche Bauart! Sie scheinen gar nicht zu wissen, welchen Kunstwerth Ihr Haus hat! Darf ich —?" Matthea lächelte und streckte fragend die Hand nach dem Nagel aus, an dem der Schlüssel hing.

„Nun, ja — nehmen Sie! Sie brauchten nicht zu fragen — Sie können thun und lassen, was Ihnen gefällt — Alles!" — So sprach Peter Weyrich, so hatten sich die Dinge geändert.

Matthea suchte ihren harrenden Gast auf, und beide betraten den Saal. Ein lautes „Ah!" flog als Bewunderungsruf über Franziska's Lippen. Gleichwohl konnte der erste Eindruck nur beklemmend sein, da die Fenster lange

nicht geöffnet worden waren, und ein Moderduft den Eintretenden entgegen kam. Franziska zeigte sich sehr befriedigt über die Kreuzgewölbe und machte liebenswürdige Glossen über die geniale Unordnung. Doch fand sie auch unter den Schränken, dem alten Kunsttrödel aller Art einiges Anerkennenswerthe und sprach beim Anblick der Bücherhaufen ihre Hochachtung aus vor der Gelehrsamkeit. „Wie viel Geist, wie viel edles Streben ist seit Jahrhunderten geschäftig gewesen, die Welt und die Menschheit zu bilden!" sagte sie. „Jedes Buch ist wie ein Baustein zu dem herrlichen Bauwerk unseres modernen Lebens, und nun liegt das hier so durcheinander gestreut, wie eine Ruine! Es ist doch schade! — Ach, was ist das? Lauter Schriften! Ganze Körbe voll! Sind das sehr werthvolle Sachen? Oh — lassen Sie mich zum Spaß einen Blick hinein thun!" — Aufs Gerathewohl nahm Franziska ein Manuscript in die Hand, ohne zu beachten, daß der dicke Staub an ihren zarten rosenfarbenen Handschuhen haften blieb. Matthea erkannte das Manuscript und zitterte vor der Entdeckung.

Schon aber rief Franziska wirklich überrascht: „Was habe ich da in die Hände bekommen! Die Ueberschrift lautet: An meinen Pflegesohn Arnold Wachstein! Hat Phöbus — (sie corrigirte sich lachend) hat Ihr Herr Bruder seine Bücher und Schriften auch hier?"

Matthea nahm sich zusammen. „Ach nein!" sagte sie mit so heiterem Gesicht als möglich. „Das sind alte werthlose Papiere aus meines Vaters Nachlaß, die nächstens verbrannt werden sollen."

Franziska begnügte sich dabei, warf das Manuscript hin

und lachte über die Staubflecken an ihren Handschuhen. „So geht's, wenn wir armen Mädchen uns an gelehrte Dinge machen! Aber das darf ich zu Ihnen nicht sagen, meine liebe Freundin! Weiß ich doch, daß Sie unter lauter Gelehrsamkeit aufgewachsen sind und genug davon abbekommen haben!"

Bald war man wieder bei anderem Gespräch. Die Mädchen verließen den Saal, und Franziska dachte sich schnell den Triumph aus, ihre Verwandten gegenüber durch ihre Erscheinung auf dem Thurm im Garten zu überraschen. Aber selbst nachdem dieses gelungen, konnte sie sich noch nicht von Matthea trennen und trat noch einmal in ihr Stübchen.

Inzwischen war Jakobine von ihrem Ausgang zurückgekehrt. Sie stand mit vor Verwunderung offenem Munde, als sie eine elegante Dame aus der Thür des jungen Mädchens treten sah. Aber auch ihr gegenüber wußte Franziska zu siegen. Diese begrüßte die Haushälterin wie eine alte Bekannte, fand die große, alterthümliche Küche himmlisch, war entzückt über die Sauberkeit und Zierlichkeit, nannte Jakobinens Verwaltungsgebiet ein wahres Putzkästchen, und reichte Jungfer Teckelbein zum Abschied herzlich die Hand. Und als Franziska endlich gegangen, schlug sich Jakobine gegen die Hüften und rief: „Da haben wir's! Das ist sie also? Und doch eingedrungen? Aber ausbündig hübsch und manierlich, das muß man sagen! Ja, der versteht's!"

Für Matthea war der Saal nun wieder offen, sie hatte, wie sie aus Peter Weyrichs Munde vernommen, unverwehrten Eintritt. Unangefochten auch hätte sie jetzt jenes Manuscript

ihres Vaters an Arnold zu sich nehmen und bei Seite bringen können. Allein was das junge Mädchen vor einigen Wochen unter dem Eindruck von Luthards dringendem Auftrag gehorsam, wenn auch gegen ihr Gewissen, versucht hatte, war sie jetzt fest entschlossen zu unterlassen. Anders war ihre Lage geworden. Der Hausherr stand nicht mehr im Hintergrunde als der grollende Tyrann, als der Feind, gegen den eine solche Heimlichkeit, wenn nicht zu entschuldigen, doch erklärlich gewesen. Peter Weyrich hatte sich zu ihr mehr in das Verhältniß eines Vormunds gesetzt, aus seinem Betragen gegen sie, wie absonderlich immerhin, erkannte sie Wohlwollen, Antheil, Vertrauen. Dies Vertrauen mochte sie nicht täuschen. So holte sie denn die Papiere, welche sie bereits erbeutet und bisher wohlverschlossen in ihrer Lade bewahrt hatte, wieder hervor und trug sie nach dem Saal hinauf. Hier steckte sie dieselben in jenes Manuscript ihres Vaters und barg das ganze Päckchen, um es vor dem möglichen Verbranntwerden zu schützen, in einem Schubfache des großen Eichentisches. Einen Moment noch zauderte sie. Sollte sie nicht wenigstens einen Blick in dieses Heft thun, dessen Inhalt für Arnold so wichtig war — nur einen einzigen verstohlenen Blick? Es war ja doch die Handschrift ihres Vaters, welche ihr Auge mächtig an sich zog! Matthea hatte Muße, Niemand hörte sie — aber sie erschrak fast vor ihrer Regung, und mit Hast schob sie die Lade zu. Sie verließ den Saal, schloß die Thür und brachte ihrem Vormund den Schlüssel zurück. Nun erst fühlte sie sich innerlich frei und leichten Herzens.

Tags darauf wurden für das Haus zwei Briefe abge-

geben. Der eine für Matthea, welche Luthards Handschrift erkannte, der andere aus der Stadt und an Herrn Peter Weyrich gerichtet. Ueber diesen verwunderte sich Jakobine sehr, denn der Hausherr empfing sonst keine Briefe und stand auch in der Stadt mit Niemand in einer nachweisbaren Verbindung.

Luthard schrieb, daß er in der Nähe von einigen Stunden, am Saume des Gebirges eine großartige Fabrikanlage an sich gebracht, nebst einem schönen Landhause, worin er bereits seine Wohnung aufgeschlagen habe. Er ließ die Hoffnung einfließen, hier auch „sein liebes Kind" bald zu empfangen, und versprach für die nächsten Tage seinen Besuch. Zum Schluß mochte er die Frage nicht unterdrücken, ob Matthea „etwas gefunden habe?"

Dieser Brief brachte dem jungen Mädchen neue Aufregung. Der alte Freund schrieb so herzlich, so väterlich, war so ganz liebevolle Sorge für sie, daß es sie schmerzlich berührte, seinen Wunsch nicht erfüllt zu haben. Durfte sie aber schwanken in ihren Entschlüssen, wenn ihre Hand und ihr Gewissen rein bleiben sollten?

Während sie noch unter dem Eindruck des Briefes nachsinnend saß, trat Arnold in ihr Stübchen. Matthea fuhr erschreckt zusammen — Jakobine hatte den jungen Mann ohne Umstände eingelassen.

Arnold mußte etwas auf dem Herzen haben, das merkte Matthea wohl, wie leicht und heiter er auch über Franziska's Besuch bei ihr, von dem er gestern Abend im Moorfeld'schen Hause erfahren, zu sprechen suchte. Matthea las ihm aus Luthards Briefe vor, doch schien seine Theilnahme zerstreut.

Und endlich begann er: „Schwesterchen, ich komme mit einer neuen Bitte zu Dir! Von Franziska erfuhr ich, daß sich ein Manuscript des Vaters, mit einer Aufschrift an mich, unter den Papieren Deines Vormunds befindet. Es enthält wahrscheinlich jene Eröffnungen, die er mir in seinen letzten Stunden zugedacht hatte. Du kannst Dir denken, daß es mir von Wichtigkeit ist, dies Manuscript zu besitzen —"

Aus seinem Tone ging hervor, daß Matthea den eigentlichen Inhalt seiner Bitte errathen sollte. Und sie errieth ihn wohl. Schmerzlich berührt durch seinen Wunsch seufzte sie und entgegnete nach einigen Augenblicken: „Lieber Arnold, Du verlangst, daß ich meinem Vormund jenes Manuscript stehlen soll?"

„Nicht doch, liebe Schwester! Es ist ja gar nicht sein Eigenthum, wenn es sich gleich zufällig unter seinen Papieren befindet. Es ist an mich gerichtet und gehört mir von Rechtswegen zu, ich darf es verlangen!"

„Und von mir verlangst Du es? Von mir darfst Du es verlangen?" warf Matthea ein. „Du warst bisher gleichgültig dagegen, Du hast öfter ausgesprochen, daß Dir nichts an der Entdeckung alter Geheimnisse liege, in welche sich Deine Kindheit hüllen soll — was treibt Dich jetzt, die Sache wichtiger zu nehmen?"

„Nun, es liegt doch auf der Hand, Matthea! So lange ich jene Schrift verloren glaubte, ließ ich alles Grübeln darüber bei Seite. Nun sie gefunden ist, erwacht mein Antheil dafür. Soll ich Geheimnisse, die mir gehören, fremden Augen aussetzen, mein Eigenthum fremden Händen überlassen?"

Matthea sah ihn mit einem ruhigen, herzlichen Blicke an. „Laß uns aufrichtig gegen einander sein, Arnold!“ begann sie. „Bekenne mir, daß durch Franziska's Interesse auch das Deine erwacht ist, daß es *ihr* Wunsch ist, Dein Geheimniß zu ergründen! Ist die Handschrift in Deinen Händen, so wird auch Franziska bald den Inhalt erfahren. Weißt Du aber, ob das, was mein Vater für Dich aufgeschrieben, zu eines Andern Kenntniß kommen *darf*? — Und nun nimm dafür *mein* Bekenntniß! Nicht Du allein, auch unser Freund Luthard wünschte mich als Mittel zu benutzen, Schriften aus dem Nachlaß meines Vaters wieder zu gewinnen. Ich war schwach genug, den unredlichen Versuch zu machen, allein ich brachte es nicht über mein Gewissen, den Auftrag zu vollenden.“ Sie erzählte ihm darauf der Wahrheit getreu, wie sie einige Papiere bereits zu sich gesteckt, dieselben aber zurück gebracht habe und ohne Wissen des Vormunds keine Hand mehr daran legen werde.

Arnold war durch die Reinheit ihrer Gesinnung, durch den schlichten Ausdruck ihres offenen, echt weiblichen Wesens, innerlichst bewegt. Niemals war ihm der Adel ihrer Natur, die schöne Harmonie ihres Denkens und Empfindens mit ihrer äußeren Erscheinung so lebhaft zum Bewußtsein gekommen. Er ergriff ihre Hand. „Du bist ein braves Mädchen, Matthea!“ rief er. „Ich danke Dir für Dein Bekenntniß und Deine Handlungsweise, und gestehe Dir offen, daß Franziska's Zureden und Dringen mich veranlaßt hat, jene Handschrift von Dir zu verlangen. Ich schäme mich jetzt meiner Schwäche — glaube mir, Matthea! Du stehst mir fortan um so höher —“

„Nicht doch!“ rief Matthea erröthend, indem sie ihm ihre Hand zu entziehen suchte. „Es soll mich freuen, wenn ich Dich überzeugt habe.“

„Vollkommen! Mag aus jenem Manuscript werden, was da wolle, ich will mich nicht mehr darum kümmern!“

„Und wie wirst Du Franziska befriedigen?“ fragte Matthea lächelnd.

„Franziska —? Oh — ich werde ihr sagen, daß sie ihre Neugier beschwichtigen möge, wie ich selbst mein Interesse zur Ruhe gewiesen.“

„Und wenn sie Dir dann zürnt —?“

„Warten wir das ab, liebe Schwester!“

„Arnold — es ist mir während unseres Gesprächs ein Gedanke gekommen! Ich wüßte einen Weg, auf dem ich die Handschrift erlangen könnte, ohne mein Gewissen zu beschweren. Vielleicht ist es doch besser, ich übernehme die Vermittlung — Luthard würde es mir nicht so dringend ans Herz gelegt haben, wenn es sich nicht um wichtige Dinge handelte. Aber, gesetzt, ich empfinge das Manuscript aus des Vormunds eigenen Händen und könnte es in die Deinen legen, würdest Du Franziska —“

„Laß das, Matthea!“ unterbrach er sie. „Ich will nicht, daß Du Dich um meinetwillen bemühst. Und wenn Du mir wirklich die Schriften überreichtest — ich gebe Dir mein Wort, ich nähme sie nicht, ich läse sie nicht, bis Luthard selbst davon Kenntniß genommen. Denn ihn scheinen sie auch anzugehen. Und nun genug davon! Leb wohl — ich muß nach meinem Bau! Bald sehe ich Dich wieder!“ Er drückte einen raschen Kuß auf Matthea's Hand und eilte davon. —

Unterdessen trabte Peter Weyrich in einem Zustande unbeschreiblicher Aufregung in seinem Zimmer auf und nieder. Der Brief, welchen er heut empfangen, mehr aber noch die Einlage desselben, hatten seine Gedanken in die Vergangenheit gelenkt und Beziehungen zur Gegenwart angeknüpft, die ihn außer Fassung brachten. Die Sendung kam von einem alten Herrn aus der Stadt, einem Schulrector, den er aus seiner Jugend her kannte, den er auch ab und zu später noch gesprochen, ihm auch wohl bei Matthea's Vater begegnet war, den er jedoch seit manchen Jahren nicht mehr gesehen hatte.

„Mein lieber Herr Weyrich! (schrieb der Rector) Auf der Auction des verstorbenen Antiquar Wolf kaufte ich für meinen jüngsten Sohn ein Schreibepult, zwischen dessen Schubfächern eingeklemmt sich das beifolgende Blättchen fand. Durch einen Zufall wurde es erst nach einigen Wochen entdeckt. Den jungen Mann, dessen Züge das kleine Porträt unverkennbar zeigt, kannte ich wohl, schätzte ihn sehr und habe sein Schicksal einst bitter beklagt. Wie gern ich das Bildchen als ein Erinnerungsblatt aus meiner Jugend auch behielte, ich achte es für meine Pflicht, diesen Fund Ihnen zuzustellen, da er zu Ihnen selbst in noch näherer Beziehung steht als zu mir." — Ein kleines Miniaturporträt fiel aus dem Briefe, auf Papier gemalt, oval, mit Spuren, daß es einst in einem Rahmen gelegen hatte. Es zeigte einen Jünglingskopf von außerordentlicher Schönheit, Geist und Lebensfülle in jedem Zuge, es war dazu in der Ausführung ein kleines Kunstwerk zu nennen.

Peter Weyrich ließ es aus den Händen fallen und zuckte

zurück wie vor der Berührung einer Schlange. Er sank in seinen Lehnstuhl, um das Bild nach kurzer Weile doch wieder vom Boden aufzunehmen und von Neuem zu betrachten. War es Widerwillen, Haß, Schuldbewußtsein, Beängstigung, was der wechselnde Ausdruck in den Zügen des Einsiedlers anzeigte? Ein innerstes Erschrecken war es jedenfalls. Denn wenn auch vergangene Dinge durch den Tod und die Zeit längst in Vergessenheit gebracht sein mochten, wie er wähnte, hier aus diesem Bilde trat ihm etwas entgegen, was ihn furchtbar berührte, eine Aehnlichkeit — ja eine Aehnlichkeit mit Arnold Wachstein, dem Stiefbruder seiner Mündel. Das waren dieselben Augen, derselbe Mund — nein, es war Alles etwas anders — das krause Haar des Jünglingskopfes auf dem Bilde braun, während Arnold blondes hatte — aber dennoch, der kecke, freie, durchdringende Blick, der Ausdruck — die Aehnlichkeit war überraschend! Aber noch mehr des Ueberraschenden! Auch jener Fremde fiel ihm wieder ein, der eines Abends bei ihm eingedrungen, jener Mann — er hatte den Namen vergessen — bei dessen Anblick, bei dessen Stimme ihn alte Erinnerungen mit Grausen überkommen hatten. Waren Wechselwirkungen und Beziehungen zwischen beiden denkbar? Peter Weyrich hatte von jeher eine Art von Haß gegen Arnold Wachstein gefühlt, er konnte seinen Anblick, die lebendige Freiheit seines Wesens, die den äußersten Gegensatz zu seinem eigenen Wesen bildete, nicht ertragen. — Immer wieder warf der aufgestörte Mann das Bild von sich, um es immer wieder zur Hand zu nehmen und sich in finstere Grübeleien zu versenken. Bis er endlich mit Hast aufsprang und sich mit seinen bedrängenden Gedanken in

einem beschleunigten Dauerlauf durch das Zimmer auszutoben suchte.

Da trat Matthea herein, und wie eine Erlösung kam es über ihn. Ein Sonnenstrahl, der aus der finstern, verwirrenden Nacht des Gemüths einen rettenden Ausweg zeigte! Peter Weyrich stand einen Augenblick still, dann ging er auf Matthea zu und sagte: „Sie wissen — zu rechter Zeit zu kommen! Schön — schön! Dank' Ihnen!"

Matthea, die ihn zum Abendtische zu rufen kam, wußte nicht, was sie aus der unverkennbaren Bewegung des Vormunds machen sollte. Auch während der Mahlzeit fühlte sie, daß sein Auge oft mit so räthselhaftem Ausdruck auf ihr ruhte. Doch glaubte sie Güte und Wohlwollen in seinem Wesen, in seinen wenigen Reden noch mehr als sonst wahrzunehmen, und so kam sie ihm freundlich entgegen und ließ einen Plan, den sie mitgebracht hatte, getrost zur Aussprache kommen. „Herr Weyrich —!" begann sie, „ich habe eine Bitte an Sie auf dem Herzen!"

Der Vormund sah sie erfreut an. „Eine Bitte?" rief er. „Was wünschen Sie? Sie sollen es haben — Alles — Alles!"

„O es ist nicht viel! Es sind unter dem Büchernachlaß meines Vaters auch vielerlei Manuscripte, und unter diesen einige Handschriften von ihm selbst in Ihrem Besitz — für Sie ohne Werth, für mich unschätzbar — überlassen Sie mir diese Schriften?"

„Nun, nun — warum nicht? Nehmen Sie, was Sie wollen!" sagte Peter Weyrich. „Aber wozu? Was sind es für Schriften?"

„Ich will ganz ehrlich sein, lieber Herr Vormund. Das Manuscript, welches ich eigentlich wünsche, geht weniger mich an, als vielmehr einen jungen Mann, der seither für meinen Stiefbruder gegolten hat — Arnold Wachstein.“

Peter Weyrich zuckte zusammen bei Anhörung dieses Namens. Matthea jedoch, ohne seine Befremdung zu bemerken, und ahnungslos über seine inneren Vorgänge, fuhr fort: „Auf dem Todesbette rief mein Vater den jungen Mann zu sich und eröffnete ihm, daß er nicht sein Sohn sei. Die näheren Aufschlüsse über seine Herkunft werde er in einem Päckchen erhalten, welches er ihm einhändigte. Leider aber fand sich darin nichts dergleichen — die unglückliche Geistesverwirrung, die sich in den letzten Zeiten bei meinem guten Vater so häufig gezeigt, muß ihn zu einer Verwechselung der Schriften geführt haben. Diese Schriften nun sind unter andere Papiere gerathen und befinden sich jetzt in Ihrem Saal, Herr Weyrich —“

„Diese Papiere — diese Aufschlüsse — sind in meinem Besitz?“ rief Peter Weyrich mit aufgerissenen Augen und vor wilder Erregung zitternder Stimme. „Und dieser Mensch ist *nicht* der Sohn — ha! So ist es richtig —! So ist der Andere auch —“

Der Hausherr sprang auf, riß in der Hast das Tischtuch mit sich, daß das Geschirr zum Theil zu Boden klirrte, und warf polternd seinen Stuhl um.

„Um Gotteswillen — Herr Weyrich! Was ist Ihnen?“ rief Matthea erschreckt.

„Wo sind die Schriften? Wo — wo?“

„Ich will meine Schuld bekennen, Herr Weyrich“ —

Matthea bebte, als sie es sprach — „ich habe danach gesucht, damit sie nicht den Flammen überliefert würden, und die gefundenen in das Schubfach des Tisches gelegt —"

„Sie haben danach gesucht? Sie —?"

„Ich fühle, daß es ein Unrecht war — doch wollte ich sie mir nur von Ihrer Hand erbitten —"

„Und gelesen haben Sie sie auch — Sie wissen —"

„Nichts habe ich gelesen! Mein heiliges Wort darauf!" Matthea begriff nicht, was den Vormund in diese ungewöhnliche Aufregung versetzte, doch glaubte sie zu erkennen, daß es nicht der Groll über ihr eigenmächtiges Verfahren allein sein konnte. Zu spät erinnerte sie sich, daß Luthard ihr gesagt, es wäre nicht gut, wenn Peter Weyrich von dem Inhalt jener Schriften Kenntniß nähme. Wenn ihn die bloße Entdeckung, daß Aufschlüsse über Arnolds Herkunft vorhanden seien, in eine solche Aufregung versetzte, was stand zu erwarten, wenn er das gefährliche Schriftstück selbst läse! Aber welches Ungeheuerliche konnte denn darin enthalten sein? In welcher Beziehung dazu und zu Arnold konnte Peter Weyrich stehen? Diese Befürchtungen und Fragen durchkreuzten in rascher Folge die Gedanken Matthea's und versetzten sie in eine beängstigende Verwirrung. Zumal sie sich selbst eine neue Schuld zumaß, da sie durch ihre Bitte den Vormund auf das unglückliche Manuscript erst aufmerksam gemacht hatte.

Peter Weyrich, der die Bebende eine Weile sprachlos angestarrt hatte, fuhr plötzlich wieder auf. „Es ist ein abgekarteter Plan!" schrie er, „und Sie sind mit im Complott! Jener Fremde — jener Eindringling, den ich in meinen

Saal führen mußte — er war auch bei Ihnen — wer ist er? Wie hieß der Niederträchtige —?"

„Herr Weyrich!" rief Matthea angstvoll, „Sie verkennen ihn! Er ist mein zweiter Vater —"

„Wie heißt er?"

„Luthard — er ist —"

„Luthard — Luthard? Nein! Er heißt — er muß anders heißen! Sie kennen seinen Namen, Sie sind verschworen mit ihm! Was wollt Ihr von mir? Was habe ich gethan —? Ich durfte es thun, mein Haus war mein — was ging mich das Weib an? Was ging mich der Bursche an, der unsern Namen geschändet, gebrandmarkt — was gilt mir ein Fluch — der —"

„Halten Sie ein — ich bitte, Herr Weyrich! Ich verstehe Sie nicht — ich weiß von nichts!" rief das Mädchen, schaudernd vor dem Ausdruck in des Hausherrn Zügen. Niemals hatte sie ihn so im Zusammenhange reden hören, und der verworrene, vieldeutige Inhalt seiner Worte erfüllte sie mit neuer Ueberraschung.

Von dem flehentlichen Tone ihrer Stimme getroffen, gelähmt von der Entdeckung, daß er sich selbst vergessen, sank Peter Weyrich in den Sessel und starrte vor sich nieder.

„Hören Sie nochmals meine Versicherung, die Ihnen wie ein Schwur gelten mag," begann Matthea von Neuem, „daß ich jene Handschrift meines Vaters nicht gelesen habe, daß mir Ihre Worte ein Räthsel sind! Daß ich nicht recht gehandelt, indem ich eigenmächtig den Nachlaß durchforschte, das fühle ich und bereue es bitter. Um so bitterer, als ich Ihnen eine unglückliche Stunde bereitet und meine eigene

Lage nur noch unglücklicher gemacht habe. Ich bin hart gestraft, und doch war ich ahnungslos —" Matthea's Thränen flossen, und ein krampfhaftes Weinen erstickte ihre Stimme.

Peter Weyrich ließ verstört die Blicke zu ihr hinüber gleiten. Zum zweiten Mal sah er sie in Thränen, und noch einmal wirkte dieser Anblick auf ihn rührend und besänftigend. Ja, diesmal noch tiefer, da seine Empfindung für Matthea eine andere geworden war. Obgleich argwöhnisch von Natur, fühlte er doch den Verdacht gegen sie mehr und mehr schwinden. Sie mußte rein sein, sie konnte nichts Böses gegen ihn beabsichtigt haben! — Er athmete auf, von einem Druck befreit — allein der andere lag noch schwer auf ihm. Zugleich erkannte er, daß er sich ihr gegenüber Blößen gegeben, Vorgänge in seinem Innern verrathen hatte, deren bloße Andeutung er gern zurückgenommen hätte. — Er erhob sich, und in nicht ungütigem Tone begann er: „Weinen Sie nicht mehr! Ich glaube Ihnen — Sie sind schuldlos. Aber jene Schriften —"

Matthea streckte flehentlich die Hände aus, als wollte sie um Abwehr noch kommender, unbekannter Schrecken bitten.

„Kann ich Ihnen nicht geben!" vollendete er. Dann schritt er in seine Studierstube und nahm hastig den Saalschlüssel vom Nagel. Er schien zu zaudern, überlegte, stand unschlüssig und — steckte den Schlüssel in die Tasche, um vorerst sein Zimmer mit großen Schritten, wie er pflegte, zu durchmessen.

Auch Matthea ging in ihr Stübchen hinunter, um verzweiflungsvoll ihren Thränen freien Lauf zu lassen. Jako-

bine, welche sie in diesem Zustand überraschte, war drauf und dran, sich zum Hausherrn zu begeben und ihn, als den unzweifelhaft schuldigen Theil, darüber zur Rede zu setzen, und konnte nur mit Mühe zurückgehalten werden. Sie begriff nicht, daß Matthea ihn durch ihr Benehmen verletzt haben sollte, wie diese sich selbst anklagte, und trug es nicht in der besten Laune, daß sie, bei ihrer sonst so bedeutenden Stellung im Hause, von einem häuslichen Geheimniß ausgeschlossen sein sollte. Sie stieg nach dem Speisezimmer hinauf, um den Tisch abzuräumen, und lauschte an Herrn Weyrichs Thür. Sie hörte seine Tritte und klapperte möglichst laut mit dem Geschirr, ging sogar in eine Art von scheltenden Monolog über, als sie einige Scherben vom Boden auflas, um Herrn Weyrich herbei zu locken. Allein er kam nicht, und so mußte sie sich in wetterschwüler Stimmung wieder zurückziehen. —

Matthea hielt es nicht aus im engen Stübchen, es drängte sie ins Freie, wo der Mond hell und klar über den Bäumen stand. Sie durchschritt den Garten, aufgeregt, angstvoll vor dem unbekannten Etwas, das, wie eine Ahnung ihr sagte, jetzt in Aussicht stand. Denn daß Peter Weyrich jene unheilvolle Schrift nun selbst lesen werde, leuchtete ihr nur zu sehr ein, und sie bebte vor den Folgen. Und doch konnte sie sich weder von diesen, noch von den Geheimnissen selbst eine Vorstellung machen, ihre reine, kindliche Phantasie schweifte rathlos hin und her, sie kannte Welt und Menschen nur wenig. Wie sehnte sie sich nach einem befreundeten Herzen, um ihr eigenes sorgenvolles Herz zu erleichtern! Daß Luthard doch käme! dachte sie.

Oder auch Arnold selbst! Heute hätte sie ihm verziehen — sie hätte es willkommen geheißen, wenn er selbst den ihr so unliebsamen Weg über die Mauer gekommen wäre! Aber er kam nicht. In dem Hause gegenüber waren die oberen Fenster dunkel, die Familie mochte unten im Gartensaal sein. Und horch! Erscholl da nicht aus dem Garten Gespräch und Gelächter vieler Stimmen herüber? Es war Gesellschaft, große Gesellschaft — sicherlich befand sich Arnold darunter. Armes, junges Mädchenherz! Du rangst heute vergeblich nach Trost und Ruhe, und hattest nur Thränen für die Bangigkeit, die Dein Gemüth schreckvoller als jemals belastete! —

Allein Arnold, obgleich geladen, befand sich nicht in der Gesellschaft. Der schweifte unterdessen weitab von der Stadt auf einsamen Pfaden umher. Auch er war heut in einer besonderen, ihm noch unbekannten Gemüthsstimmung. — Als er Franziska Nachmittags die Eröffnung gemacht, daß er ihren Wunsch, jenes Manuscript kennen zu lernen, durchaus nicht erfüllen könne, hatte sie ihn zuerst überrascht, dann mit höhnischem Lächeln angesehen, um dann eine Weile in überlegener Weise mit ihm zu schmollen, ihn ebenso gleichgültig zu behandeln, als sie ihn früher herausgefordert hatte. Dann kamen allerlei kleine spitze Anspielungen, die ihm mißfielen, Anspielungen auf Unselbständigkeit, Charakterschwäche, Abhängigkeit von fremder Autorität — lauter Bezüge, die er nur auf Matthea deuten konnte. Um so mehr mißfiel ihm dies, als ihm Matthea's Gestalt und Wesen seit der letzten Unterredung einen ganz eigenen und neuen Eindruck hinterlassen hatte. Er konnte nicht umhin, die beiden Mäd-

chen mit einander zu vergleichen. Auf Franziska's Seite war freilich strahlender Tagesglanz, alle Vortheile äußerer Erscheinung, alle Vorzüge einer blendenden gesellschaftlichen Bildung und Gewandtheit. — Allein, war denn Matthea unschön oder gar häßlich? Hatte er sonst nicht oft genug gefunden, seine Stiefschwester sei ein anmuthiges, sehr hübsches junges Mädchen? Sie war bescheiden, hielt mit ihren geistigen Vorzügen zurück, sie blendete nicht, aber sie verstand es, Alles um sich her freundlich zu erhellen. — Franziska hatte Kunstinteresse, bis zur Leidenschaft, sie hatte viel gesehen und es bis zum Kunstverständniß gebracht. Aber besaß sie auch reines Kunstgefühl, Empfindung für das Schöne? — Das besaß Matthea, Arnold wußte es, er kannte auch ihr Interesse für künstlerische Dinge, so weit diese schon in ihren engen Kreis getreten. — Aber was galt das Alles? Wenn er sich Franziska's Charakter vergegenwärtigte, so fand er genug, was er sonst reizend genannt, jetzt anzufechten. Es fehlte ihr, fand er, an Innerlichkeit, an Feingefühl und Takt, an Gemüth! Und nun Matthea — wie hell leuchtete sie gerade durch solche Eigenschaften hervor! Wie war jede schöne, reine weibliche Begabung so edel bei ihr ausgeprägt! Wie hatte Arnold das so lange an seiner Schwester übersehen können? An seiner Schwester — nein, sie war's ja nicht! Er that kein Unrecht, wenn er sein brüderliches Gefühl für sie gegen ein anderes austauschte. Und dieses andere wollte sich mehr und mehr geltend machen. Noch verwirrte ihn die Wandlung, die in ihm vorging, noch begegneten einander widersprechende Gedanken — und doch, die zarte Gestalt Matthea's stieg und stieg vor

seiner Seele — er sprang von dem Steinsitz am Wege auf, um nach der Stadt zurück zu eilen. Die Straße führte ihn über den Ring durch die Gassen. Er stand an der Schwelle des Hauses. Aber obgleich oben durch Peter Weyrichs Fenster noch der Lichtschein fiel, es war spät, die Mitternachtstunde nicht weit, er durfte jetzt nicht mehr die Glocke ziehen. Rasch ging er vorüber, auf weitem Umweg nach der Promenade, um einen Blick nach dem Garten hinauf zu gewinnen, den Matthea schon lange verlassen hatte. Er trat von der Mauer zurück, um möglichst weit sehen zu können. Er spähte vergeblich. Warum wagte er heut nicht den Weg die Mauer hinauf? Er warf sich auf eine Bank an der Promenade, Alles war still, auch in dem Hause drüben die Ruhe eingekehrt. Die Sommernacht brachte Düfte von dem Geißblatt am Thurmgemäuer, die Luft war balsamisch erquickend. Wozu nach Hause gehen in das schwüle Zimmer? Arnold streckte sich auf seiner Bank aus und stellte es der Stunde anheim, ob sie die aufgestörten Gedanken beschwichtigen und ihm auch hier im Freien den Schlaf bringen wolle.

Inzwischen schwelte die Lampe in Peter Weyrichs Studierzimmer fort und fort. Er hatte, nachdem Matthea ihn verlassen, wohl eine Stunde gezaudert, ehe er zu einem Entschlusse kam, und nachdem er ihn zur Hälfte ausgeführt, stand er schwankend zwischen widersprechenden Regungen. Schon lag das Manuscript Jacob Wolfs, das er aus dem Saale geholt, aufgeschlagen vor ihm — da standen Namen, die ihm widerwärtig waren, die ihn heut beängstigten — es flimmerte ihm vor den Augen, er sprang wieder auf, um rastlos das Zimmer zu durchwandern. Erst nachdem sich,

wie er vermuthete, Alles im Hause zur Ruhe begeben, warf er sich in den Lehnstuhl, rückte die Lampe zurecht und begann von Anfang an zu lesen.

„An meinen Pflegesohn Arnold Wachstein" — so war die Aufschrift des von Jacob Wolf verfaßten Manuscriptes. Dann lautete es weiter:

„Mein lieber Arnold! Daß Du nicht mein Stiefsohn bist, noch auch sonst in einem verwandtschaftlichen Grade zu mir stehst, wirst Du wissen, wenn Du diese Zeilen lieseſt, Daß ich Dich aber stets wie einen Sohn gehalten habe, wirst Du mir bezeugen, und daß ich Dich geliebt wie einen Sohn, magst Du, wenn Du es nicht erkannt, nach meinem Tode erfahren. Du wurdest mir werth, um Deiner selbst willen, Du warst mir schon werth, noch ehe Dein Wesen und Charakter zu Tage kam, denn Du bist das Unterpfand und wurdest das Abbild des Mannes, der mir seit meiner Jugend der liebste und theuerste von allen Menschen geblieben ist. Von ihm will ich Dir erzählen, doch muß ich dabei aus meinem eigenen Leben mancherlei vorausschicken. Habe Geduld mit meiner Redseligkeit! Vergangene Tage voll Glück und Leid stehen mir so lebhaft vor der Seele, daß ich ihren Inhalt schwer in gedrungene Worte fassen kann."

„Mein Vater hatte dasselbe Geschäft, das ich übernommen, schon von seinem Vater ererbt, der antiquarische und gelehrte Trödelkram war seit Urväterzeit in unserem Hause erblich. Es verstand sich von selbst, und ich wußte es nicht besser, als daß ich, der einzige Sohn, gleich meinen Vorfahren, mit Büchern und Kunstschätzen Handel treiben

würde. Lange lebte ich auch wirklich dumpf und gedankenlos bei diesem Geschäfte hin, und die schönsten Jugendjahre verstrichen darüber. Aber endlich, später als sonst bei jungen Leuten, kam es über mich, und ich begann zu fühlen, daß mir dies Wühlen in Staub und Wust nicht zusagte, ich begann mich nach frischeren Quellen des geistigen Lebens zu sehnen. Lange mußte ich diesen Drang in mir verschlossen tragen. Ich war bereits in die Jahre gekommen; für ein Studium schien es, nach den gewöhnlichen Urtheilen, bei mir zu spät. Dennoch aber machte ich mich im Stillen daran, die nöthigen Kenntnisse für ein Examen zu erwerben, that mich heimlich mit Schülern der oberen Klassen des Gymnasiums, und endlich mit den Lehrern selbst, zusammen, und nachdem ich genügend vorbereitet war, theilte ich meinem Vater den Entschluß mit, eine Universität zu besuchen. War nun aber der brave alte Herr schon im gewöhnlichen Leben etwas querköpfig und nicht leicht zu behandeln, so brachte ihn diese Eröffnung gar in die übelste Laune. Ueberdieß war ich nicht weit von meinem dreißigsten Lebensjahre entfernt, und es schüttelten auch wohl Nachbarn, Gevattern und alte Freunde des Vaters den Kopf zu dem gewagten Unternehmen. Nicht daß es schwer gewesen wäre, die Mittel für ein verspätetes Studium zu gewinnen. Wir waren leidlich wohlhabend, und ich durfte Ansprüche an das Meine von mütterlicher Seite erheben. Allein auf einen gewaltsamen Bruch wollte ich es nicht ankommen lassen, ich hoffte durch Ueberredung die Sache durchzusetzen. Mein Vater, wie er in allen Dingen am Hergebrachten hielt, mochte auch das Eingebrachte gern zusammen halten und gab nur für die

allernothwendigsten Dinge Geld aus. Ich erklärte ihm, daß ich keinen Anspruch auf seine Unterstützung machen und mir die Mittel für das Studium selbst erwerben wolle. Dies schien ihm mit der Zeit schon annehmbarer. Ohne mein Wissen verhandelten meine bisherigen Lehrer mit ihm, daß ich wenigstens für den Anfang ein Sümmchen auf den Weg bekam. So wanderte ich als ein sehr alter Schüler nach der Universitätsstadt B. — Ich hielt mich Anfangs zu den Philologen, doch stöberte ich bald auch in den übrigen Fächern umher. Meine vorgerückten Jahre schlossen mich von den Freuden der akademischen Jugend aus, und mein rastloser Lernensdrang hielt mich über den Büchern und in einem einsiedlerischen Leben fest. Abends saß ich mit Schulknaben zusammen, denen ich Nachhülfestunden gab. An Empfehlungen fehlte es mir nicht. Doch kam es zu keiner näheren Beziehung zu den Familien meiner Schüler. Mein unbeholfenes, kleinstädtisches Wesen machte mich nicht geschickt für die Gesellschaft. So durchlebte ich fast den ganzen Winter ohne allen Umgang."

„Da gerieth ich eines Tages in ein medicinisches Colleg, ich wollte von einem berühmten Professor, der über Psychologie las, etwas aufraffen. Die Stunde steht mir noch deutlich vor Augen. Es war ein heller Märzmorgen, der Sonnenschein drang in den Hörsaal und gab der ganzen akademischen Jugend, die des Professors harrte, ein lustigeres Aussehen. Ich hatte mich auf die letzte Bank gedrückt, denn der Saal wurde sehr voll. Schon trat der Lehrer ein — aber leider sollte es um meine Aufmerksamkeit für ihn auch schon geschehen sein! Denn hinter ihm drein schlüpfte noch

ein verspätetes Bürschlein in den Saal, sah sich um und nahm nach kurzem Besinnen in meiner Nähe Platz. Ich weiß nicht, was mit mir geschah, ich war wie elektrisirt von dem Anblick dieses Knaben. Doch, was sage ich — „Knabe!" Er hätte mir diese Bezeichnung sehr übel genommen, wenn er gleich mit seinen achtzehn Jahren — so alt mochte er damals etwa sein — gegen mein Alter weit genug abstand. Es war eine schlanke, elastische Jünglingsgestalt. Prachtvolles braunes Haar kräuselte sich sorglos und wirr um einen jugendlichen Kopf, wie ich ihn nie zum zweiten Mal gesehen habe. Dazu das Gesicht vom edelsten Schnitt, die Augen groß, leuchtend, durchdringend, Keckheit und frisches Leben in jedem Zuge. Es bleibe dahingestellt, ob man diesen jungen Burschen hätte „schön" nennen mögen — er selbst schien danach wenig zu fragen — auf mich machte der durchgeistigte Ausdruck seines Gesichts, machte die ganze Gestalt den eigenthümlichsten Eindruck. Ich war so überrascht, ihn plötzlich nachbarlich an meiner Seite zu sehen, daß ich einen Schritt abrückte, um ihm, der mehr hierher zu gehören schien als ich, vollen Raum zu gewähren. — Wie sehr ich mich nun auch anstrengte, dem Vortrag des berühmten Professors zu folgen, meine Blicke und meine Beobachtung kehrten immer zu meinem Nachbar zurück, für den in dieser Stunde bereits eine Zuneigung in meinem Herzen keimte, welche sich von Tag zu Tage steigern sollte. Freilich schien er noch nicht die geringste Notiz von mir zu nehmen. Und als der Professor geschlossen, ergriff mein junger Nachbar seine bunte Mütze, um sich munter zu seinen Freunden mit gleichen Farben zu gesellen. — Draußen auf dem Corridor standen

sie in einer Gruppe, lachten und waren guter Dinge, und der Jüngste unter ihnen schien der Lustigste von Allen. Sie bemerkten nicht, daß ich sie lange im Kreise umging und sehnsüchtige Blicke nach ihnen richtete. Ja, ich beneidete diese glückliche Knaben, die im Gefühl ihrer Jugend vergnügt die heitern Tage walten ließen! Ich hatte keine rechte Jugend gehabt und stand im Kreise der jungen Leute als ein verspätetes akademisches Gewächs, fremd, altbacken, in philiströsem Aufzuge, ohne Beziehungen zu dem heitern Treiben um mich her. Ich hatte noch keinen Freund gehabt, und noch niemals hatte ein Weib Eindruck auf mich gemacht. Jetzt mit Einemmal, verspätet wie Alles in mir, erwachte das Bedürfniß meines Herzens, und Liebe und Freundschaft vereinigten sich in dem Gefühl für einen mir noch unbekannten Jüngling, dessen Lebenswünsche und Anschauungen wie vollendete Gegensätze von den meinigen entfernt sein mußten. Dies verschwieg ich mir nicht, und konnte doch nicht aufhören, auf eine, wenn auch nur leiseste, Beziehung zu meinem jungen Freunde zu hoffen. Lange währte es, ehe ich auch nur seinen Namen erfuhr. Ich wagte kaum danach zu fragen, denn meine Empfindungen waren zart und scheu wie erste Liebe, und fürchteten, sich zu verrathen. Als ich aber endlich seinen Namen erfuhr — Benedict Weyrich — war ich glücklich, denn ein Anknüpfungspunkt schien mir nun gefunden. Es mußte ein Landsmann von mir sein, denn ich wußte, daß eine der ersten Familien meiner Vaterstadt diesen Namen trug, ich kannte das alte Haus, wenngleich ich mich nicht erinnerte, Jemand aus demselben zu kennen. — Ich besuchte fortan jenes Colleg über Psychologie sehr fleißig —

freilich nicht, um mich über das psychologische Räthsel meiner Neigung wissenschaftlich aufzuklären — ich war den ganzen Tag zufrieden, wenn Benedict ebenfalls eintrat, und recht enttäuscht, wenn er das Colleg „schwänzte" — was nicht selten geschah. Endlich konnte ich meinen Wunsch, seine Bekanntschaft zu machen, nicht mehr unterdrücken und beschloß, die Gelegenheit dazu vom Zaune zu brechen. Ach, leider that ich es so ungeschickt als möglich! In einer Pause trat ich rasch auf die Gruppe mit bunten Mützen zu, und indem ich meinen dicken alterthümlichen Chronometer in der Hand hielt, fragte ich Benedict, ob er mir nicht sagen könne, wie spät es sei, da meine Uhr stehen geblieben sei. Die jungen Leute sahen mich befremdet an, einige lächelten und wendeten sich ab — ich mochte wohl eine wunderliche Figur machen! — Benedict aber nahm mich in der höflichsten Weise am Arme, drehte mich um, und wies hinauf nach dem Zifferblatt der akademischen Uhr, die freilich groß und für Alle sichtbar in der Vorhalle hing. Sie schlug eben das akademische Viertel, und Benedict verneigte sich vor mir mit der beschämendsten Ironie. Ein allgemeines Gelächter erscholl um mich her, man zerstreute sich und ließ mich in meinem verlegenen Erröthen stehen. — Von diesem Tage an wurde ich zum Stichblatt der Scherze und des Spottes. Ich hatte ihn selbst herausgefordert. Wenn man meine Erscheinung bisher übersehen haben mochte, so war sie jetzt zum Gegenstand der Aufmerksamkeit geworden. Wo ich im Universitätgebäude ging und stand, bemerkte ich spöttisches Lächeln, Zusammenstecken der Köpfe, musternde Blicke. Ich drückte mich umher, um der Beobachtung aus dem Wege zu gehen, allein man

schien mich nun geradezu zu suchen, um Einer dem Andern die schnurrige Vogelscheuche von altem Studenten zu zeigen. — Eines Tages höre ich wieder halblautes Geflüster in meiner Nähe, darunter einige nicht schmeichelhafte Bemerkungen über meine Person. Ich wende mich um und sehe Benedict, wie er einigen Commilitonen mit andern Farben ernsthaft etwas zu verweisen scheint. Dann sieht auch er sich um, und plötzlich kommt er auf mich zu: „Nehmen Sie mir die Thorheit von letzthin nicht übel", mein Herr," ruft er. „Wenn Jemand Sie beleidigt, halten Sie sich an mich, ich werde für sie eintreten!" — Ich hätte dem Jungen vor Freude um den Hals fallen mögen. Schon aber war er wieder weg. Die nächsten Tage standen wir wenigstens auf dem „Grüßfuße" mit einander, allein Benedict war so vielgeschäftig und unstät wie ein Irrlicht, daß ich mit dem Worte nicht an ihn konnte, und die folgenden acht Tage sah ich ihn gar nicht. Bald sollte ich den Grund davon erfahren. — Es war kurz vor dem Schlusse des Semesters, die Hörsäle begannen schon leerer zu werden. Eine Gruppe von jungen Leuten mit Benedicts Farben steht in lebhaftem Gespräch, und ich höre hier und da die Worte: „Ich muß abreisen! — Ich auch! — Ich kann nicht bei ihm bleiben, es ist mir unmöglich! — Wenn man ihn in ein Krankenhaus brächte?" — Der Gedanke, daß von Benedict die Rede sein könnte, erschreckt mich, und im Nu bin ich bei den Unterhandelnden. „Verzeihen Sie, meine Herren," frage ich, „ist Herr Benedict Weyrich krank? Ich bin zu seiner Pflege bereit!" — Man sieht mich einen Augenblick prüfend an. „Nun ja," heißt es dann, „Weyrich ist krank,

allein wie kommen gerade Sie dazu —?“ Rasch entgegne ich, daß ich sein Landsmann sei, daß ich über die Ferien nicht nach Hause zu reisen gedächte, daß ich dem jungen Manne einen Dienst schuldig sei und ihn gerne leisten wolle, wenn er ihn annähme. Noch eine kurze Pause, ein Wechseln von verwunderten Blicken, dann freundliche Gesichter um mich her. Der Eine reicht mir die Hand, der Andere klopft mich auf die Schulter, der Dritte nennt mich eine „gute alte Haut“, und dann heißt es: „Wir haben es nicht um Sie verdient! Aber es soll gut gemacht werden. Sie gehören fortan zu uns. Kommen Sie!“ — Im Zuge ging es fort durch die Straßen, ich in der Mitte, die Vogelscheuche jetzt als der geschätzte Mittelpunkt der blühenden Jugend! Unterwegs erfuhr ich, daß Benedict „los gewesen“ sei — auf Deutsch: einen Strauß ausgefochten — und eine Wunde davon getragen habe. Diese sei zwar an sich ganz nichtssagend, allein durch Leichtsinn, Unachtsamkeit und trotziges Beharren, einem Abschiedsgelage beizuwohnen, habe er seinen Zustand verschlimmert. Ein heftiges Fieber fessele ihn an das Lager, und der Arzt schüttle bedenklich den Kopf. — „Wissen Sie auch, aus welchem Grunde er sich geschlagen hat?“ begann Einer. Ich wußte es natürlich nicht. „Nun, jetzt können wir es ihm ja sagen!“ fuhr er fort, zu den Andern gewendet. „Es geschah um Ihretwillen. Die Bemerkungen, welche Jemand über Sie machte, wollte er nicht dulden, und so kam es zur Forderung.“ — Diese unerhörte Eröffnung machte fast mein Blut stocken, machte mich verstummen. Dieser Jüngling, der mich noch kaum kannte, hatte sich um meinetwillen geschlagen, ging um meinetwillen

vielleicht dem Tode entgegen! Ich konnte nichts thun, als meine Schritte beflügeln. Bald stand ich an seinem Lager, um es nicht mehr zu verlassen. Seine Freunde reisten ab, mit lebhaften Dankesworten und einigen nöthigen Instructionen, deren ich bedurfte."

„Ich bin ausführlich gewesen über die Anfänge meiner Beziehung zu Benedict, nicht so breit will ich über die nächstfolgende Zeit erzählen, und meine eigene Person soll bis auf Weiteres gegen die Gestalt des Freundes mehr zurücktreten. — Benedicts Zustand begann sich zu bessern, die reine Jugendkraft trug in einigen Wochen den Sieg davon, und bald war seine Gesundheit hergestellt. Anfangs, als seine Besinnung wiederkehrte, war er verwundert, mich als seinen Pfleger um sich zu sehen (denn ich hatte ungeheißen ganz Wohnung bei ihm gemacht), doch gewöhnte er sich bald an mich. Später gestand er mir ehrlich, daß durchaus kein besonderes Gefühl der Zuneigung ihn bewogen habe, für mich einzutreten — wovon ich übrigens von Anfang an überzeugt war — sondern das Bewußtsein, durch einen kleinen Uebermuth mich dem Gelächter preisgegeben zu haben. Ich dauerte ihn, er fühlte Mitleid mit dem Verspotteten. In nicht langer Zeit gestaltete sich, soweit die Umstände und unsere persönliche Verschiedenheit es gestatteten, ein freundschaftliches Verhältniß, das mich beglückte, in welchem ich wie neu geboren auflebte. Trotzdem Benedict Weyrich aus meiner Vaterstadt war, erfuhr ich doch jetzt erst das Nähere über seine Familie. Seine Freunde hatten mir verboten, über seine Krankheit nach Hause zu schreiben, da nur noch ein Bruder von ihm lebe, der nichts von ihm wissen wolle,

während die vormundschaftliche Stadtbehörde sich auch nur um seine Geldangelegenheiten bekümmere. Später erfuhr ich, zum Theil durch Benedict selbst, mehr über die Familie Weyrich. Von den Söhnen des Hauses waren nur zwei am Leben geblieben, Peter, der das dreißigste Jahr überschritten haben mochte, und der viel jüngere und zugleich jüngste: Benedict. Dem Aelteren hätte obgelegen, Vaterstelle an dem Bruder zu übernehmen. Allein Peter war von jeher einer der ungeschicktesten, unpraktischsten und gehässigsten Menschen, dem der jüngste Bruder nicht nur lästig war, gegen den er sogar von frühauf einen Widerwillen, bis zum Haß, im Herzen hegte. Denn verschiedenere Charaktere gab es selten unter Brüdern. Benedict lebhaft, raschen Geistes, talentvoll, keck und schon als Knabe romantisch nach dem Ungewöhnlichen strebend; Peter schwerfällig, verkehrt und sonderbar in seinen Ansichten, pedantisch, egoistisch und selbstgefällig, eine Hausunke, in der Jugend schon alt und grämlich, in reifen Jahren ohne Lebensaufgabe und Lebensfreude. Benedict glänzend in seiner Erscheinung, früh körperlich reif und entwickelt; Peter voll Verachtung gegen äußere Vortheile, und bei allem Hochmuth geistig unreif und unentwickelt bis in sein Alter. Die Brüder stießen sich ab. Schon der Knabe übersah den Aelteren, und dieser haßte in ihm den Widerpart seiner eigenen Natur. Benedict mußte früh in eine Pension und war lieber dort, als in seinem einsamen väterlichem Hause, in welchem sich Peter schon in all seine hirnlosen Pläne und Beschäftigungen eingesponnen hatte. In der That wollte Peter nichts, gar nichts von seinem Bruder hören, sehen oder wissen. Für seine Erziehung,

seinen Unterhalt war gesorgt, die Stadt verwaltete das Vermögen Benedicts, Peter hatte sich dergleichen Sorgen bei Zeiten vom Halse geschafft. Und nun war es abgethan für den herzlosen Menschen, er mochte mit Benedict nichts mehr zu schaffen haben. Als dieser zur Universität ging, trat er noch einmal zum Besuch in das väterliche Haus ein, aber nur auf einen Tag. Denn es kam zum Bruch zwischen den Brüdern, da Peter sich, wie immer, viel zu albern, kindisch und hochfahrend benahm, als daß ein vernünftiger Mensch mit ihm hätte auskommen können. Ich habe ihn selbst später kennen gelernt und bin in einem Menschenalter mit dem abgeschmackten und verrückten Sonderling nicht zu Rande gekommen."

„So lebte denn Benedict auf der Universität, bei großer Jugend schon als sein eigener Herr, ohne Familie, ohne Anhalt. In seinen akademischen Freunden sah er seine Familie. Es versteht sich, daß eine solche Selbständigkeit gefährlich genug war für einen feurigen, lebensvollen und phantastisch strebenden Jüngling. In der That ließ er es nicht an Thorheiten fehlen, auch noch lange während unserer Bekanntschaft, so daß ich vom Leben pedantisch erzogener Mensch oft erstarrte und abzuwehren suchte, allein bei all seinem Leichtsinn habe ich nie etwas Gemeines oder auch nur Unedles an ihm gesehen. Er war hochherzig, aufopfernd, er machte Schulden für ärmere Freunde; er stürzte sich in verwegene Wagnisse auf seine eigene Hand, offen und frei, ohne alle Heimlichkeit. Er war heut ein Windbeutel, morgen harmlos wie ein Kind, und ein andermal riß er Alle mit sich fort durch seinen Reichthum an Geist, seine Phantasie,

die Ueberlegenheit, die plötzlich durch Gedanken und rechtes Wort wie Funken bei ihm aufblitzte. Mich hatte der Junge vollständig bezaubert, ich gestehe es. Mehr Mühe hatte er, sich in mich zu finden, aber daß er es that und es ihm gelang, bleibt ihm ewig unvergessen. Ich wurde in vielen Dingen sein Vertrauter, Manches berieth er mit mir, nahm sogar guten Rath an. Ich gewann einen gewissen Einfluß auf ihn. Stärker doch war, was er über mich vermochte. Er machte mich jung, erschloß mir eine innere Welt, die mich spät, aber darum nicht minder freudig auch die äußere Welt und das Leben schöner erkennen ließ. — Gleichwohl wurde unser Verkehr sparsamer, als mit dem neuen Semester seine jüngeren Freunde wiederkehrten. Ich hatte meine alte Wohnung wieder bezogen, gab Unterricht und war haushälterisch mit der Zeit. Benedict versuchte mich in den Kreis seiner akademischen Brüderschaft einzuführen, und ich wurde freundschaftlich empfangen. Doch lag es auf der Hand, daß ich da nicht heimisch werden konnte. Ich blieb ziemlich einsiedlerisch, wenn nicht Benedict Sonnenschein und Leben in meinen Tag brachte. Es waren glückliche Tage!"

„Wenn diese nun auch vorerst ein Ende fanden, da Benedict im nächsten Herbst eine andere Universität bezog, so kehrten sie nach Ablauf des Jahres mit ihm zurück. Allein er brachte auch neue Anschauungen und Lebensaufgaben mit, die mich Anfangs befremdeten und für ihn besorgt machten. Nicht gering war die erste Aufgabe, die er sich stellte, mich für seine Ideen zu gewinnen."

„Es war jene Zeit politischer Gährung in den jungen und in vielen alten Köpfen, die genugsam durch den Namen

der „Zwanziger Jahre" charakterisirt ist. Ein freiheitfeindliches, bösartiges Regierungssystem in fast allen Staaten Europa's, Mißstimmung überall gegen das Unerträgliche, gehässige Maßregeln gegen jeden Ausdruck der Ungeduld, feige und gewaltthätige Ueberwachung — was soll ich allgemein Bekanntes aufzählen oder darstellen? Die burschenschaftlichen Bestrebungen und demagogischen Umtriebe bildeten sich aus. Erfüllt von diesen Gesinnungen, begeistert von neuen großartigen Plänen, und, ich muß es sagen, sehr gut unterrichtet über den Stand der politischen Dinge, war Benedict zurückgekehrt. Er hegte Vertrauen genug, mich darein einzuweihen. — Nun muß ich gestehen, daß ich bisher wie ein Maulwurf in meinen philologischen Studien gelebt hatte, und, wie Benedict sich ausdrückte, vom hellen Tage nichts wußte. Wie die Welt ging, mußte sie gehen — wie könnte sie anders gehen? so dachte ich — oder hatte auch wohl noch gar nicht darüber nachgedacht. Jetzt wurden mir die Augen geöffnet. Mein junger Freund ließ es sich nicht verdrießen, mir ein politisches Privatcollegium zu lesen, und hat wohl niemals im Leben so viele Abende bei mir zugebracht. Und der alte Schüler war gelehrig. Inzwischen war ich auch vorsichtig genug, mich anderweitig über den Stand der Dinge zu unterrichten. Ich las und studierte historische Werke alter und neuer Zeit, Broschüren und Tagesblätter, und in demselben Maße, als ich früher der öffentlichen Welt entfremdet gewesen, lebte ich jetzt mit ganzer Hingabe in der Bewegung der Zeit. Bald hatte ich, wenigstens an Kenntnissen, meinen jungen Lehrer überflügelt. Wir wurden Mitglieder eines politischen Vereines, der sich

mit der Anbahnung besserer Verhältnisse in Deutschland beschäftigte. Die Entdeckungen, Verfolgungen, Einkerkerungen, von welchen die Mitglieder ähnlicher Vereine an andern Orten betroffen wurden, schürten die Ungeduld, den Zorn und Abscheu immer mehr, und nicht leicht war es, die glühende Thatenlust meines Freundes in Schranken zu halten. Dennoch vergingen Jahre, in welchen wir unbehelligt, wenn auch nicht unbewacht, fortlebten und unsern Studien oblagen."

„Ich war inzwischen nach meiner Vaterstadt zurückgekehrt und hatte eine Stellung als „jüngster," das heißt unterster Lehrer am Gymnasium angetreten, von welcher ich in zwei Jahren aufrückte. Mit Benedict, der währenddem sein Staatsexamen gemacht, stand ich in regem brieflichen Verkehr, dessen Inhalt großentheils politische Angelegenheiten betraf. Dann sah ich ihn einmal wieder als er mündig gesprochen und zum Herrn seines Vermögens gemacht wurde. Er ging auf Reisen, schrieb mir aus Paris, dann wieder aus entlegenen Orten Deutschlands, er wußte noch nicht, wo er sich einst dauernd niederlassen würde."

„Da, nach einer längeren Pause, erhalte ich einen Brief von ihm, voll geheimnißvoller Andeutungen, die jedoch nichts mit Politik gemein hatten, nebst der Einladung, ihn in seinem Asyl zu besuchen und Zeuge seines Glückes zu sein. Der Brief trug den Poststempel eines kleinen Städtchens im Gebirge unserer Provinz — ich war überrascht, den Freund in solcher Nähe zu wissen — dorthin sollte ich meine Entgegnung richten, und von dort würde ich abgeholt werden. — Es war kurz vor den Sommerferien, nichts hinderte mich, der Einladung zu folgen. Beflügelt durch die Freude auf ein

Wiedersehen, reiste ich ab, befolgte jedoch den dringend eingeschärften Wunsch Benedicts, das Ziel und den Zweck meiner Reise zu verschweigen, sogar einen Umweg zu nehmen, denn viel stehe auf dem Spiele. — Ich kam in dem bezeichneten Orte an und fand einen Wagen für mich bereit. Er brachte mich in mehreren Stunden nach einem anmuthigen Gebirgsthal mit einem hübschen Dorfe, an dessen entlegenstem Hause er hielt. Es war ein schmuckes Häuschen am Bergesabhange, fast verdeckt von Bäumen, mit einem herrlichen Ausblick in die Weite. Auf den Stufen vor der Thür aber stand Benedict, und ich flog in seine Arme. Da gewahrte ich hinter ihm eine weibliche Gestalt, das schönste Geschöpf, das meine Augen je gesehen. Benedict ergriff ihre Hand, führte sie mir entgegen und sagte strahlend vor Glücksgefühl: „Sieh her! Dies ist mein Weib! Sei ihr ein Freund, wie Du mir stets gewesen!" Wie schildere ich meine Ueberraschung, wie den Eindruck, welchen ich empfing? Goldblond mit blauen Augen, rosig, mit halb verschämtem Lächeln stand die junge Frau da, als auch sie mir die Hand zum Willkommen reichte. Neben ihr Benedict, stolz auf sein Glück, lachend vor Freude über meine Verwunderung. Er war fünfundzwanzig Jahre, er war verheirathet, er sollte, wie der Augenschein lehrte, in Kurzem Vater werden — und dazu dieser Aufenthalt im Verborgenen, das Geheimniß, welches sein Glück umhüllte — ich hatte wohl Grund, verwundert zu sein. „Komm nur!" flüsterte er mir ins Ohr, „sei gut gegen Cäcilie! Du sollst nachher jede Aufklärung empfangen!"

„Diese erhielt ich denn in einer Stunde unter vier Augen

mit ihm. — Benedict hatte in Paris die Schwester des .... schen Gesandten kennen gelernt, die Tochter eines unbegüterten, aber um so stolzeren gräflichen Hauses. Außer dem Gesandten hatte Cäcilie nur noch einen Bruder, jünger als jener, ebenfalls der Gesandtschaft zugetheilt. Sie selbst war die jüngste der Familie, früh der Eltern beraubt, jetzt im Hause des Bruders daheim, aber wenig heimisch, und am Wenigsten mit der hochmüthigen und herrschsüchtigen Schwägerin übereinstimmend. Cäcilie hatte nichts von dem gräflichen Stolz ihres Hauses, sie war eine weiche, tief innerliche Mädchennatur, sie fühlte, daß sie in einfacheren Lebensverhältnissen glücklicher sein würde. Aber ein romantischer Zug war darum von ihrem Charakter nicht ausgeschlossen. Als Cäcilie und Benedict sich kennen lernten, stand es ihnen fest, daß sie für einander geschaffen seien, und mit Leidenschaft folgten sie einer Neigung, die sie wie eine Naturnothwendigkeit zu vereinigen schien. Leider aber war nicht Aussicht vorhanden, daß ihre Vereinigung von der Familie werde gebilligt werden. Der Gesandte wollte mit seiner Schwester hoch hinaus und hatte bereits eine Partie für sie. Er nannte ihre Weigerung eine Laune, während seine Gemahlin ihrer jungen Schwägerin schärfer zusetzte. Die angeregte Verbindung mit dem Grafen N. verstand sich nach ihrer Ansicht ganz von selbst. Inzwischen hatte Graf Benno, Cäciliens anderer Bruder, etwas von ihrer Beziehung zu Benedict ausgespäht und machte Lärm in der Familie. Man erstarrte über Cäciliens Ansinnen, ihre Hand einem bürgerlichen jungen Arzte schenken zu wollen. Graf Benno drohte, den Hallunken niederzuschießen, wo er ihn fände. Den Lie-

benden schien nichts übrig zu bleiben, als schleunige Flucht, wenn sie nicht für immer getrennt sein sollten. So sehr die Gelegenheit erschwert ward, die Flucht gelang. Benedict entführte die Geliebte nach England, wo er sich mit ihr trauen ließ. Hier lebten sie ganz im Verborgenen, unter falschem Namen, Tage eines schmerzlich süßen Glückes. Aber sie wurden gewarnt vor Entdeckung und mußten ihren Ort wechseln. Hier im Gebirge wähnte Benedict sein Weib am sichersten zu bergen, sie bedurfte eines ruhigen Aufenthaltes. Und wirklich lebten sie nun seit dem Frühjahr unbehelligt in diesem ihrem Asyl. Benedict voll tröstlicher und goldner Aussichten in die Zukunft, sein Weib glücklich durch ihn — obwohl, wie der leise melancholische Zug in ihrem schönen Antlitz verrieth, nicht ganz so sanguinisch und von goldnem Leichtsinn erfüllt, wie ihr Gatte. — So fand ich beide. Ich mußte mich von ihm ausschelten lassen, daß ich, nachdem ich seine Erzählung angehört, bedenklich schwieg und nicht so unbedingt in den Preis seines Glückes einstimmen konnte. Zwar zu dem Besitz eines solchen Weibes konnte ich ihm nur Glück wünschen — allein wenn beide die Entdeckung ihres Aufenthaltes wirklich zu fürchten hatten, was standen nicht noch für Gefahren in Aussicht? Allein davon sollte jetzt nicht die Rede sein! Benedict war in beseligter Stimmung, und seine Freude, sich und sein Glück mir endlich vertraut zu haben, war mir werth und theuer. Die junge Frau behandelte mich herzlich, wie einen alten Freund, und ich war hingerissen von ihrer Güte gegen mich. Wir verlebten eine Woche in paradiesischem Selbstgenügen. Benedict ausgelassen, oft zu Possen fortgerissen wie ein Schulknabe,

dabei voll zarteſter Rückſicht für ſeine Gattin; Cäcilie heiter, und lachend über den alten Schulmeiſter, wenn er manchmal ſogar einſtimmte in Benedicts Luſtigkeit. Von Politik war wenig die Rede, ſie mußte bei Seite treten. Was wollte ſie mit dem ernſten, grollenden Geſicht in dem Sonnenſchein dieſer köſtlichen Ferientage! Sie ſollten früher als wir's dachten zu Ende gehen."

„Der junge Knecht, welcher gemiethet war, um aus der Stadt Briefe und Zeitungen für Herrn Amberg (dieſen Namen hatte ſich Benedict gegeben) abzuholen, erklärte eines Tages, man habe ihn auf der Poſt ſo wunderlich über den Herrn ausgefragt, was derſelbe im Dorfe thue und treibe, und über allerlei, worauf er keine Antwort zu geben gewußt. Machte uns dies ſchon ſtutzen, ſo verſetzte uns der Brief, welchen er mitbrachte gar in Beſtürzung. Ein Freund von uns in der Univerſitätsſtadt, mit welchem ſich Benedict auch hier in Verbindung geſetzt hatte, ſchrieb ihm, er möge auf der Hut ſein, da jene politiſche Vereinigung, welcher wir angehört hatten, verrathen ſei. Mehrere unſerer Bekannten ſeien bereits auf die Feſtung abgeführt worden, man fahnde auch auf ihn. Zur Beſtätigung dieſer Nachricht brachte die Zeitung, welche wir aufſchlugen, auch bereits einen polizeilichen Erlaß, der die ganze „Verſchwörung" aufdeckte und unter den verfehmten Namen auch Benedicts und den meinen aufführte. Cäcilie erblaßte. Es war Gefahr im Verzuge. Daß man auf der Poſt Briefe an Benedict aufgebrochen, ſtellte ſich ſpäter richtig heraus und war uns ſchon in dieſer Stunde unzweifelhaft. Wir beſchloſſen, ſchleunigſt abzureiſen. Die nächſte Nacht ſchon ſah uns auf einem Bauernwagen

unterwegs und aus dem Bereich des Städtchens. Aber wohin reisten wir? Wir wußten es selbst noch nicht. In einem kleinen Orte, wo wir Tags darauf Cäcilien Ruhe gönnen mußten, überlegten wir. Noch gab es keine Telegraphen, welche einen Flüchtling überholen und ihn früher anmelden, als ihm erwünscht ist. Während wir beriethen, machte Cäcilie einen Vorschlag, den wir Anfangs belächelten. „Laß uns in dem Hause Deines Bruders eine Zuflucht suchen, Benedict!" sagte sie. „Wie wenig er mit Dir übereinstimmt, ich kann nicht glauben, daß er alle brüderlichen Gefühle verläugnen werde. Nur für eine kurze Frist soll er uns aufnehmen und verborgen halten, bis Ihr Euch genau unterrichtet habt, in wiefern Ihr in Deutschland gefährdet seid. Müssen wir weiter fliehen — Du weißt, ich gehe mit Dir, wohin Du mich führst — allein für den Augenblick bedarf es eines gesicherten Aufenthaltes, und ich zweifle nicht, Dein Bruder wird uns das Asyl gewähren." So wenig wir im ersten Augenblick mit diesem Vorschlag übereinstimmten, er erschien uns während der Berathung bald annehmbarer. Wir konnten Cäcilien jetzt nicht viele Tagereisen umherführen, und an eine Trennung der jungen Gatten war auch nicht zu denken. Daß Peter Weyrich, der sich um den Weltlauf so wenig kümmerte und selbst einsiedlerisch lebte, eine Kunde haben sollte, um was es sich handle, war vielleicht nicht anzunehmen. Benedict hatte ja überdies ein Anrecht an sein väterliches Haus, in welchem man ihn unter den obwaltenden Umständen wohl am Wenigsten suchen würde. Was mich selbst betrifft, so war ich in mein Schicksal ergeben, ich wußte, daß ich auf die Festung würde spazieren

müſſen, allein ich wollte mich doch ſo lange wahren, als ich den Freunden Hülfe leiſten konnte. Vor Allem galt es, Cäcilien in Sicherheit zu bringen. Auch einen Grashalm ergreift man im Augenblick der Noth, und ſo beſchloſſen wir, den Vorſchlag der jungen Frau auszuführen. — Abends nach zehn Uhr langten wir an, ließen den Wagen in einer Ausſpannung vor der Stadt und begaben uns zu Fuß — um jedes Aufſehen zu vermeiden, nach dem Weyrich'ſchen Hauſe. Es war tiefe Nacht für das Städtchen, aber in Peters Studierzimmer brannte noch Licht. Die alte Haushälterin (ſie war einſt Benedicts Wärterin geweſen und iſt lange todt) erkannte den Sohn des Hauſes und ſchlug vor Freude die Hände zuſammen, als ihr ſeine junge Frau vorgeſtellt wurde. Benedict gebot ihr tiefſtes Schweigen. Sie führte die Gatten hinauf zum Hausherrn, ich folgte, ohne jedoch mit einzutreten.

„Wie ſoll ich die Scene ſchildern, die ſich jetzt entwickelte? Ich ſah ſie nicht, ich hörte nur die Worte, welche geſprochen wurden, aber noch heut erfaßt mich wilde Empörung, wenn ich ſie in meine Erinnerung zurückrufe. — Ich hörte, wie Benedict in herzlicher Sprache den Bruder um ein Aſyl für ſich, vor Allem für ſein Weib bat, ich hörte die ſanfte Stimme Cäciliens in die Bitte einſtimmen. Allein ich hörte auch die barſche Verweigerung des Hausherrn, der kalt und ungerührt die Bittenden zurückwies. Denn leider hatte Peter Weyrich denn doch bereits erfahren, daß Benedict politiſch compromittirt ſei, daß auf ihn gefahndet werde, und in ſeinen Augen war der Bruder ein Verbrecher, dem er keinen Vorſchub leiſten durfte. Und wie Unglück nie allein kommt, ſo

wußte er auch sonst bereits mehr, als für die Stunde gut war. Graf Benno, Cäciliens Bruder, durch die Entdeckung des politischen Geheimbundes auf Benedicts Spur geführt, war persönlich an demselben Tage bereits bei Peter Weyrich aufgetreten und hatte, unbekannt mit dem Verhältniß der Brüder, von dem älteren Auskunft verlangt über den Entführer seiner Schwester. So trafen wir Peter Weyrich in der erbittertsten Stimmung, die sich selbst durch die Thränen Cäciliens nur noch zu verhärten schien. — „Ich dulde Euch nicht in meinem Hause!" rief er. „Meine Schwelle soll rein bleiben von dem Verbrechen, Ihr werdet mich nimmermehr zum Hehler desselben machen. Meine Pflicht ist, die Behörde aufmerksam zu machen, daß der Frevler aufgefunden ist. Und ich werde es!" Noch entgegnete Benedict mit Mäßigung, aber auch seine Erregung steigerte sich, gegenüber der unmenschlichen Härte Peters, und bald hörte ich den furchtbarsten Wortwechsel der Erzürnten, von dem Cäciliens flehende Stimme übertönt wurde. — „Hinaus!" schrie Peter endlich wüthend. „Hinaus aus diesem Hause! Soll ich mir Hülfe holen, meine Schwelle von Euch zu säubern? Geht, wohin Ihr wollt, ins Gefängniß, ins Elend! Ich habe nichts mit Euch zu thun!" — Eine schwere Pause folgte. Dann begann Benedict ruhig aber eindringlich: „Gut, mein Bruder! Es sei so! Aber sieh zu, daß Du Dir nicht den Fluch auf Deine Schwelle gerufen hast! Einen Fluch für Deine Unmenschlichkeit, der dies Haus, das Du das Deine nennst, und das Du rein zu erhalten wähnst, zu Grunde richten muß. Du weißt nicht, was Du thust, aber Du wirst es an Dir selbst erfahren! Komm, mein geliebtes

Weib! Wir müssen unsern Fuß weiter setzen!" — Benedict und Cäcilie traten Arm in Arm aus dem Zimmer, die letztere halb ohnmächtig. Im Innersten erschüttert, half ich ihr die Stiege hinunter. Die jammernde Haushälterin bedeckte Benedicts und Cäciliens Hände mit Thränen und Küssen, wir aber eilten aus dem ungastlichen Hause, rathloser und gefährdeter, als da wir es betreten hatten. In der That wurde uns die Gefahr, in welche wir uns begeben hatten, jetzt erst recht deutlich. Wir täuschten uns nicht, wenn wir annahmen, daß Peter seinen Bruder bei der Behörde sofort angeben werde. Gleichwohl wünschten wir doch noch einige Meilen aus dem Bannkreise der Stadt fort zu kommen, um wenigstens keinen Sicherungsversuch zu versäumen. — Unsern Wagen fanden wir noch vor. Er brachte uns gegen Morgen nach einem Dorfe mit großem Wirthshause, welches ein Unterkommen versprach. Hier aber brach die junge Frau zusammen, erschöpft von den Anstrengungen der letzten Tage. An ein Weiterreisen war nicht zu denken. Ergeben in Alles, was nun kommen mußte, wendete Benedict seine ganze Aufmerksamkeit und Sorge Cäcilien zu, während ich bald Hülfe zu leisten suchte, bald vor der Thür meine Blicke nach der Heerstraße richtete. In jedem Wagen, der sich näherte, wähnte ich unsre Verfolger. Und sie kamen — wenn auch der erste Feind ein andrer war, als ich vermuthete. Aus einem leichten Gefährt sprang ein junger Herr, erkundigte sich bei dem Wirth nach etwaigen Gästen — nun, kurz: Wir hatten den Grafen Benno auf dem Halse! Eine neue furchtbare Scene! — Nicht lange, so stürzen Benedict und Benno aus dem Zimmer. Der erste ergriff meine Hand:

„Sieh nach Cäcilien!“ rief er mit einer Stimme und einem Ausdruck in den Zügen, daß ich es nie vergessen werde. Dann stürmt er mit Benno hinweg. — Ich eile hinein. Cäcilie liegt in Ohnmacht. Vergeblich suche ich sie zu beleben und rufe um weibliche Hülfe. — Jetzt knallen vom Walde her zwei Schüsse — von finsterer Ahnung durchzuckt trete ich an das Fenster. Cäcilie erholt sich und fragt nach ihrem Gatten. Zehn Minuten darauf kehrt er allein zurück, blaß, verstört, und sinkt zu Cäciliens Füßen nieder. Er hat seinen Gegner, der ihn auf Pistolen herausgefordert, erlegt, er hat Cäciliens Bruder erschossen. Nun gab es für uns keine Rettung mehr. — Cäcilie rang mit dem Tode. Um Mittag gebar sie einen Knaben, und eine Stunde darauf starb sie. Das Kind, zu früh der Welt gegeben, schien auch dem Leben nicht lange angehören zu wollen. Doch fand sich geeignete Hülfe, und an theilnehmenden weiblichen Händen fehlte es in dem großen, bevölkerten Weberdorfe nicht. — Abends erschienen denn auch die Beamten der Behörde, um Benedict fest zu nehmen — denn nur ihn hatte Peter Weyrich angegeben, von mir wußte er nichts, mich kannte er nicht. So gewann ich Zeit, Benedicts Aufträge auszuführen. Er nahm Abschied von der entseelten Hülle seines geliebten Weibes, von seinem Kinde und von mir. Mit welchen Empfindungen wir uns umarmten, lasse ich unausgesprochen. Dann sah ich den Wagen, der den Unglücklichen entführte, davon rollen, er nahm alle meine Lebensfreuden mit sich. — Ich sorgte für Cäciliens Begräbniß und brachte ihren Knaben in einer ordentlichen Weberfamilie unter, wo er für guten Lohn fürs Erste bleiben sollte. Er wurde rasch getauft

auf den Namen seines Vaters, Arnold Weyrich, allein um das Kind vor den etwaigen Nachforschungen seiner Familie von mütterlicher Seite zu bergen, ward er vorläufig nach dem Namen seines ersten Pflegevaters, des Webers Wachstein genannt. Später wünschte Benedict, daß ihm dieser Name belassen bliebe."

„So, mein lieber Arnold, wurdest Du geboren, getauft und in Deinen ersten Lebensjahren erzogen. Traurig war Dein Eintritt ins Leben, und Deine Geburt versprach keine lange Lebensdauer. Aber zu unserer Freude gediehest Du und wurdest groß, Du wurdest in Deiner äußeren Bildung das getreue Abbild Deines Vaters und Deiner Mutter zugleich."

„Doch wirst Du nun mehr wissen wollen über Deinen Vater, vielleicht auch über mich, der ich Dir immer ein getreulich sorgsamer Pfleger gewesen bin. — Was zuvörderst mich betrifft, so ging ich nach meiner Vaterstadt zurück, zeigte mich ganz offen, und es verstand sich von selbst, daß ich noch desselben Tages Besuch bekam, der mich meiner persönlichen Freiheit beraubte. Man machte mir den Prozeß als Staatsverräther und schickte mich für drei Jahre auf die Festung. Ich kam noch gelinde genug davon — ach, viel gelinder, als mein armer Freund Benedict! Als ich diese Strafzeit abgebüßt, konnte ich nicht daran denken, meine Stellung als Lehrer wieder einzunehmen. Was blieb mir übrig? Ich trat wieder in das antiquarische Geschäft meines Vaters ein, und dieser zeigte sich ganz zufrieden und glücklich, daß dasselbe nun doch bei unserem Hause bleiben sollte. Freilich waren mir diese alten Scharteken und

Schwarten recht gleichgültig, doch sorgte ich nun dafür, wenigstens einen mehr wissenschaftlichen Zug in das Geschäft zu bringen. Dann fand ich ein Weib, das ich liebte und welches mir mein liebes Kind, meine Matthea, schenkte. Sie war gut und brav und ließ es sich gefallen, daß ich bald auch Dich in mein Haus holte, um Dich wie einen Sohn zu erziehen. Sie war Dir die zehn Jahre, daß Du sie kanntest, eine zweite Mutter."

„Länger als mir, verhängte das Gesetz Deinem Vater, Benedict Weyrich, die Strafe der Einkerkerung. Aber seiner Jugend, seinem leidenschaftlichen Charakter erschien dies furchtbarer als der Tod. Anfangs machte der Schmerz über den Verlust Cäciliens ihn eine Zeit lang stumpf gegen alle äußeren Eindrücke, dann aber, als er zu sich kam, ging all sein Sinnen und Trachten dahin, sich zu befreien. Sein wahrhaft tollkühner Fluchtversuch gelang, und kurze Zeit nach meiner eigenen Befreiung erhielt ich bereits einen Brief von ihm aus Amerika, wohin er glücklich entkommen. Er führte fortan den Namen Luthard. Seine ärztliche Thätigkeit gab er auf, legte sich auf technische Studien, wurde Theilhaber an einem großen Geschäft und endlich Eigenthümer, er wurde ein viel reicherer Mann, als er gewesen war. Währenddem kam einmal das Gerücht nach unserer Stadt, Benedict sei in Amerika gestorben. Auch Peter Weyrich erfuhr es und glaubte daran. Ich aber ließ es dabei bewenden und correspondirte fleißig mit dem rüstig lebenden Freunde. Für Dich, lieber Arnold, sorgte er väterlich. Gern hätte er Dich in seiner Nähe gehabt. Allein sein Leben war lange ein unstätes, vielgeschäftiges, er hätte persönlich nicht

so für Deine Erziehung sorgen können, als er wünschte. Allein er kam im Laufe der Jahre doch öfter nach Deutschland — er mußte sehr vorsichtig auftreten, denn er war noch gefährdet — und so hast Du ihn kennen und als unsern Freund lieben gelernt. Jetzt, wo durch einen Regierungs- und politischen Systemwechsel, zugleich durch Gnadenakte, jede Gefahr für ihn im Vaterlande vorüber ist, hofft er einst zurückzukehren und sich hier anzusiedeln."

„Aber es lebt auch noch Derjenige, der durch seine unmenschliche Härte das Glück zweier Menschen zerstört hat, der an dem Tode Deiner Mutter schuld ist. Viel hätte er durch einen kleinen Dienst retten können, er hat gehandelt wie ein gemeiner, niedriger Charakter und sein Haus zu Schanden werden lassen. Wenn Gott ihm verzeiht — ich kann es nicht! Er wußte nicht, in welcher Beziehung ich zu seinem Bruder stehe, er wußte nicht, wie tief ich ihn selbst verachtete — ihn, Peter Weyrich, Deinen Oheim — und wenn ich ihn nur als einen lächerlichen Gecken behandelte, wie ich ihn doch stets für einen Schurken gehalten habe — — —"

Weiter konnte Peter Weyrich nicht lesen. Nur mit äußerster Anstrengung hatte er es bis zu dieser Zeile gebracht. Es flimmerte vor seinen Augen, das Heft fiel ihm aus den Händen. Von Entsetzen ergriffen, faßte er an seine Stirn, er konnte vor Erschöpfung die Arme kaum erheben. Er wollte aufstehen, seine Zuflucht wie gewöhnlich zu einem Lauf durch das Zimmer nehmen, aber er fühlte sich wie gelähmt, er konnte nicht aufstehen. Schreckliche Empfindungen durchkreuzten seine Seele. Ja, er fühlte in diesem Augenblicke, daß er den Fluch über sein Haus gerufen, daß er,

der seine Familie verstoßen, der die Menschen gemieden, jetzt ohne menschliche Hülfe, ohne menschlichen Antheil lebe! Er sank stieren Auges in seinen Lehnstuhl zurück. Wie ein Nebel lag es um ihn her, zog sich immer dichter und dichter im Kreise — das Athmen wurde ihm schwer —

Aber ist das nur eine Augentäuschung, ein Nebel der Einbildung? Grau und in Wölkchen kommt es heran, zieht im Kreis um die düster schwelende Lampe, ballt sich finsterer zusammen — da durch die Ritzen der Thür kommt es — dicke Wolken qualmen herbei, die Sinne betäubend, die Brust fast erstickend. Das ist Rauch — Rauch, der Verkündiger verzehrender Flammen im Hause!

Peter Weyrich schreit laut auf und macht eine letzte Anstrengung, sich zu erheben. Schaudernd erinnert er sich, daß er, als er das Manuscript aus dem Saal holte, auf dem mit Büchern bedeckten Tische in der Hast und Zerstreuung den Wachsstock hat brennen lassen. Er taumelt gegen die Thür und stößt sie auf — erstickender Qualm dringt ihm entgegen. Von Todesangst ergriffen, ist er keines Rufes, keines Lautes fähig. Noch kann er sich bis zur Thür des Saals schleppen und sie öffnen — Ein Flammenchaos lodert durch die schwarze Rauchmasse! Durch den Luftzug befreit und belebt, greift es mit hastiger Geschwindigkeit um sich, die Fensterscheiben klirren nieder, der Nachtwind bläst herein, und in dämonischer Zerstörungslust ras't das wilde Naturelement um sich her. Peter Weyrich liegt ohnmächtig am Boden.

Da ertönt von unten Jakobinens Stimme: „Gott im Himmel! Welch ein Rauch! Es ist Feuer im Hause! Fräu-

lein Matthea! Feuer! O du allmächtiger Schöpfer — es brennt bei uns!" Schreiend rüttelt sie an den Thüren und versucht durch den Qualm die Treppe hinauf zu dringen. Zugleich aber wird unten die Hausthür aufgerissen, und Arnolds rufende Stimme macht sich vernehmlich. Er hat von seiner Bank auf der Promenade den Feuerschein im Hause bemerkt, den Dampf durch die zerberstenden Fenster dringen sehen, und im Nu war er die Gartenmauer hinauf und im Hause. „Matthea — wo bist Du?" ruft er athemlos. „Hier, Arnold!" entgegnete sie, aus ihrer Stubenthür tretend. Auch sie hatte noch nicht geschlafen. Er drückte ihre Hand im Fluge und eilt zur Treppe, in deren Mitte Jakobine hingesunken ist, jammernd und nach Hülfe schreiend. Arnold giebt dem Knechte, der noch halb schlaftrunken, halb von Entsetzen ergriffen herbei taumelt, Befehl, nach Löschmannschaften zu eilen, und fliegt selbst die Treppe hinauf. „Wo ist Herr Weyrich?" ruft er. „Drinnen in seinem Zimmer!" wimmert Jakobine. „Gott im Himmel, man kann nicht mehr athmen!"

An ihr vorüber huscht jetzt auch durch Rauch und Qualm eine leichte Gestalt nach der wohlbekannten Stube des Hausherrn. „Hier ist das Zimmer — hier, Arnold!" ruft Matthea, und ist die erste drinnen. Aber Niemand antwortet auf Beider Rufen, Niemand ist zu sehen in dem von Rauch erfüllten Gemach, in welchem die Lampe nur noch wie ein trüber Mittelpunkt dämmert. Da stößt Matthea's Fuß an Papiere auf dem Boden. Sie tastet danach und erfaßt sie; sie tastet auf dem Tische — hier muß der Hausherr gesessen und gelesen haben, sie kennt den Platz. Und was kann er

gelesen haben, als das Manuscript ihres Vaters, das für Arnold so wichtig sein soll? Was sie ergreifen kann, nimmt sie blindlings, um es in ihrer Schürze fortzubringen. Halb erstickt tappt sie sich nach der Thür zurück, nach dem Corridor, wo sie Arnolds Stimme vernimmt. — Da hört man ein Krachen und Zusammenstürzen, Mauergestein, Staub, schwarze Wolken und Flammen prasseln, fliegen, dampfen, leuchten auf und durch einander, und wie ein Feuerwerk tanzt die Lohe durch alle Fugen und Räume. Matthea stößt einen Schreckensschrei aus, sie sieht Arnold inmitten eines um ihn her züngelnden, drohenden Chaos stehen. Er hebt den Körper Peter Weyrichs auf und trägt ihn der Treppe entgegen. „Hinunter Matthea!“ ruft er ihr noch zu, gewinnt die Stiege und legt seine Last im Erdgeschoß, in Matthea's Stube nieder. „Matthea! Wo bist Du?“ fragt er zurückkehrend und muß seine Frage mehrfach wiederholen, ohne Antwort zu erhalten. Sein umhertappender Arm findet sie halb ohnmächtig auf den obersten Stufen zusammengesunken. Sie belebt sich bei seiner Berührung und läßt sich, von ihm umschlungen, hinunter führen. — Oben aber tobt die Gewalt des Feuers mit furchtbarer Schnelligkeit umher. Die Gewölbe stürzen zusammen, das dürre Holzwerk scheint sich der Zerstörungslust der Flammen förmlich darzubieten. Schon brennt Alles bis hinauf in die Bodenräume, ergreift die Balken und Sparren, und blitzartig schlägt die Lohe zum Dach hinaus. Kaum war noch etwas zu retten, als die Löschmannschaft ankam und sich durch die von aufgestörten Nachbarn und Menschen aller Art erfüllten unteren Räume drängte. Unweit vom Hause, auf der Straße, saß Jakobine

auf ihrem noch glücklich mit fremder Hülfe in Sicherheit gebrachten großen Hauskoffer, umgeben von Kästen und Schachteln. Sie jammerte und klagte gegen die Umstehenden, was ihr Alles in Bodenräumen und Gemächern bei dem Brande zu Grunde gehe, und während sie doch die Hauptsachen gerettet hatte, konnte sie sich über den Verlust von Kleinigkeiten nicht zufrieden geben. — Peter Weyrichs Haus aber brannte und brannte, eine einzige furchtbare Feuer- und Rauchsäule stieg von ihm zum Nachthimmel empor. Die Bemühungen der Löschmannschaft konnten nur noch den Nachbarhäusern gelten, und es gelang, sie ohne großen Schaden zu erhalten. Im Morgengrauen war die letzte Giebelmauer von Peter Weyrichs Hause zusammengestürzt, und ein schwarzer, qualmender Schutthaufen bedeckte den Platz.

War die Brandstätte die ganze Nacht nicht leer geworden von helfenden oder nur gaffenden Gruppen, so brachten die ersten Tagesstunden ihr um so mehr schaulustige Besucher. Wo war das Haus geblieben, in dessen räthselhafte Gemächer so Mancher gern einmal geblickt hätte? Nun durfte Jeder in die zerstörten Räume schauen, die wie eine finstere Esse nur noch wirbelnden Dampf zum blauen Morgenhimmel entsendeten, der in hellstem Sonnenschein über der Stadt lag. — Unter der ab und zu wandernden Menge stand auch ein Mann mit untergeschlagenen Armen und starrte eine Weile stumm auf die Stätte der Vernichtung. Luthard war frühzeitig nach der Stadt gekommen, hatte von dem Brande gehört und, nachdem er in Erfahrung gebracht, daß sämmtliche Bewohner unverletzt und in Sicherheit seien, sich nach

dem Platze begeben. „Da liegst Du nun, mein Vaterhaus!“ dachte er. „Der Rest von kummervollen Jugenderinnerungen ist mit Dir in Asche gelegt. Wie ich mir selbst mein Leben erschuf, so baute ich mir auch das eigene Haus, das sei die Stätte, von der ein freudigeres Leben beginne!“ Er wendete sich und schritt die Straße entlang. —

In Arnolds Zimmer aber, durch dessen helle Fenster das Sonnenlicht tanzte, als wäre nichts geschehen, lag Peter Weyrich auf dem Sopha, mit dem Plaid seines Neffen bedeckt. Hierher hatte Arnold den Ohnmächtigen gerettet, hierher war ihm auch Matthea gefolgt. Peter Weyrich lag mit offen starrenden Augen da, und doch schien er nichts zu sehen. Er athmete schwer, und doch hatte der Arzt, der eben das Zimmer verlassen, die Versicherung gegeben, der Unglückliche sei nicht krank, man müsse ihm eben Ruhe lassen. Was dachtest, was empfandest Du, Peter Weyrich, in dieser Lage, die über Deine Fassung ging? Abgestreift, verloren, in Trümmern Alles, woran Du Dich in Deinem Trotz geklammert! Sorgsame, liebevolle Pflege um Dich her, und von Händen gespendet, die Du einst gehaßt hattest! — Peter Weyrich schloß die Augen, und Arnold verließ das Lager und trat auf leisen Sohlen mit Matthea zum Fenster. Er ergriff ihre Hand, hielt sie in der seinen und sah sie mit glücklichen Augen an. Sie wehrte ihm nicht mehr, sondern erwiederte den Blick, nur schüchterner und mit leichtem Erröthen. In Flammen und Rauch, in der Stunde der Gefahr hatten sich ihre Herzen gefunden, und beide fühlten, daß sie für das Leben einander gehörten. Noch aber hatte sich kein entscheidendes Wort über die Lippen gewagt. Eine glück-

selige Scheu hielt die Liebenden noch in gemessenen Schranken. Auf Arnolds großem Zeichentische lagen unter allerhand Geräthschaften, welche durch fremde Hände herbeigetragen waren, die von Matthea geretteten Schriften, welche für Arnold so wichtig sein sollten. Er hatte sie von ihr empfangen, aber noch nicht Muße gefunden, einen Blick hinein zu thun. Werthvoller und wichtiger war für ihn die Hand, welche sie ihm gereicht, das reine, liebevolle Herz, welches er endlich verstanden und erkannt hatte.

Da trat Luthard in das Zimmer, und die Ueberraschten flogen in seine Arme. Auch Peter Weyrich schlug die Augen auf und ächzte laut, da er den Eintretenden erkannte. Luthard setzte sich an sein Lager. „Sie haben einen harten Verlust erlitten, Herr Weyrich," begann er, „aber Sie sind unverletzt. Nehmen Sie mein Haus zur Wohnung an, so lange es Ihnen beliebt. Es steht zu Ihren Diensten."

Peter Weyrich machte eine krampfhafte Anstrengung, Worte zu gewinnen. „Benedict — mein Bruder!" stammelte er endlich. „Der Fluch ist über mein Haus gekommen! Es liegt — durch mich — zu Grunde gerichtet!"

Benedict sah ihn groß an. „Du kennst mich, Bruder Peter?" fragte er erstaunt.

Arnold und Matthea traten überrascht näher.

„Da — da! Die Schrift für Deinen Sohn Arnold — ich habe sie gelesen —"

Arnold sprang herzu und legte seine Hand auf Benedicts Schulter, als wolle er mit Freuden von dem neuen Geschenk Besitz ergreifen. Matthea aber, schnell begreifend, um was es sich handle, flog nach dem Tische, zog das Manuscript

hervor und reichte es Luthard. „Das sind meines Freundes Wolf Schriftzüge," sagte dieser, gelassen die Blätter umwendend. „Was sie enthalten, ahne ich wohl, da der Inhalt an Dich gerichtet ist, Arnold — mein Sohn!"

Arnold lag in den Armen seines Vaters, während Matthea mit freudigem Erstaunen bei Seite stand.

„Noch kennst Du mich wenig, mein Sohn!" fuhr Luthard fort. „Aber der Mann, der mich am meisten liebte und kannte, scheint hier mein Leben und Geschick für Dich aufgezeichnet zu haben. Was auch diese Blätter enthalten mögen — lerne mich aus seiner Schilderung kennen!" Damit übergab er Arnold die Handschrift. — „Nun aber zu Dir, mein Bruder!" fuhr er zu Peter Weyrich gewendet, fort. „Laß Vergangenes vergangen sein und versuche mit uns zu leben —"

„Nein, Benedict — nein!" rief der Unglückliche. „Der Fluch ist erfüllt — mein Haus —"

„Lieber Bruder," unterbrach ihn Benedict, „entschlage Dich dieser unheilvollen Gedanken! Mein Haus ist das Deine. Es lebt glücklich und segensvoll fort in unsern Kindern — denn auch dies liebe Mädchen soll fortan mein Kind sein! Betrachte sie auch als die Deinen. Laß die alten Mauern, die nicht mehr zu retten waren, in Asche liegen und versuche mit uns in neuen Umgebungen zu leben!"

Peter Weyrich ließ seine Blicke über Arnold und Matthea streifen, welche mit glücklichen Gesichtern neben einander standen, und glaubte etwas zu entdecken, was ihn in dieser Stunde nicht mehr mit Groll erfüllte.

Da öffnete sich die Thür mit Geräusch, und herein trat

Jakobine mit Jammer und Thränen, gefolgt von dem Knechte, der traurig und verlegen auf der Schwelle stehen blieb. Jakobine sank schluchzend auf dem Stuhle neben dem Lager ihres Herrn nieder, wehklagte über das Unglück Peter Weyrichs und über den Verlust von sechs neuen Schürzen, die auf dem Boden mit in Flammen aufgegangen.

„Sie sollen ersetzt werden, wie Alles, was Ihnen verloren gegangen ist!" rief Luthard, der die Scene abzubrechen wünschte. „Wollen Sie draußen bei mir einen neuen Dienst annehmen, so ist es mir recht. Und auch Sie (er wendete sich zu dem Knechte) können wir brauchen. Herr Weyrich zieht bis auf Weiteres zu mir nach „Cäcilien-Hof".

Damit war Alles abgemacht. Peter Weyrich hatte keine Widerstandskraft mehr und ließ den fremden Willen über sich ergehen. Bevor er aber abreiste, begehrte er sein Testament zu machen, was noch an demselben Tage in aller Form geschah. — Nachmittags fuhr Luthard mit seinem Bruder und Matthea aus der Stadt. Die Uebrigen sollten nachkommen. Arnold sah den Scheidenden mit tausend Grüßen nach. Er mußte bleiben, ihn fesselten seine Geschäfte. Aber auf den nächsten Sonntag hatte er seinen Besuch zugesagt.

Und als es Abend geworden und seine Mußestunde kam, verzichtete er auf den Gang ins Freie und entfaltete die Handschrift seines verstorbenen Pflegevaters. Auch ihn beschlich die Nacht darüber, auch er fühlte sich im Innersten ergriffen, aber anders empfand er und anders las er, als es sein Oheim Peter Weyrich gethan. Rührung und dankbare Erinnerung erfüllte ihn für den Verstorbenen, Trauer,

Erhebung, Zuneigung und Liebe für den Lebenden, dessen Sohn zu sein er sich freute. — Arnold betrachtete jetzt auch die übrigen Papiere, welche mit der Handschrift in seinen Besitz gelangt waren. Da fand sich neben einem Taufschein und anderen ihn betreffenden Documenten, noch ein Brief des Pflegevaters an Luthard oder Benedict Weyrich gerichtet und, dem beigefügten Datum nach, wohl ein halbes Jahr vor dem Zeitpunkte geschrieben, da an Jakob Wolf die ersten Spuren geistiger Schwäche bemerkbar wurden. Arnold faltete den Brief ungelesen zusammen, um ihn für seinen Vater aufzubewahren.

Tags darauf ging Arnold auf dem gewöhnlichen Wege über die Promenade nach seinem Bau. Seine Augen schweiften nach Peter Weyrichs Gartenburg, die jetzt verödet stand. Dann aber wendete er die Blicke nach dem gegenüber liegenden Hause. Im richtigen Moment — eben trat Franziska, zum Ausgehen gerüstet, aus der Thür. Es war ihm nicht lieb, ein unerklärliches Gefühl scheuchte ihn jetzt aus ihrer Nähe. Allein da sie stehen blieb und somit das Zeichen gab, daß sie ein Gespräch wünsche, mußte er wohl höflich näher treten.

„Soll ich Ihnen mein Beileid bezeigen," begann sie in leichtem Tone, „daß Sie die Nacht viel Mühe und Arbeit gehabt? Ihr Ruhm als Lebensretter, der bereits die Runde macht, wird Sie entschädigen. Meine Verwandten wurden recht sehr erschreckt über das Feuer, und die Tante fing schon an zu packen!" Franziska lachte bei dieser Mittheilung. „Ich selbst bin nicht ängstlich, wie Sie wissen, und ließ mich bis zum letzten Moment nicht vom Balkon vertreiben. Es

war ein wundervolles Schauspiel! Wie ein Feuerwerk flogen ganze Garben von Funken herüber, ein wahrer Feuerregen. Ich habe nie etwas Schöneres in dieser Art gesehen!"

„Ich kann es mir denken," sagte Arnold, sich verneigend.

„Aber Sie machen ja ein entsetzlich tragisches Gesicht!" fuhr sie lustig fort. „Es ist wahr, um das hübsche alte Haus ist es schade! Sie, als Architekt, werden es um so mehr beklagen. Aber die Menschen sind ja gerettet — sogar auf Ihr Zimmer! Ist Matthea noch daselbst?"

Arnold fühlte sich von einer widerwilligen Regung durchzuckt und sah die Sprecherin scharf an. „Matthea ist mit meinem Vater nach dessen Gute gefahren," entgegnete er kurz.

„Mit Ihrem Vater —?" rief Franziska überrascht. „Oh! Wo ist denn der plötzlich hergekommen? Das ist ja ganz —"

„Ganz komisch — nicht wahr?" rief er, in ihr Lachen höhnisch einstimmend. Er lachte so laut, daß einige Vorübergehende auf das Paar aufmerksam wurden. Franziska verstand die Situation. Beide hatten ihre Rollen gewechselt. Sie machte plötzlich ein sehr ernstes Gesicht und ging mit vornehm kaltem Gruße weiter. Niemals hatte das schöne Mädchen einen so ungünstigen Eindruck auf Arnold hinterlassen, als heut. Sie mißfiel ihm gründlich und sein strafendes Gewissen richtete an sein Herz die Frage, wie es sich von dieser gemüthlosen Schönheit jemals habe können fesseln lassen? Das war nun vorbei, und mit Sehnsucht harrte er dem Wiedersehen mit Matthea entgegen. —

Nichts Anmuthigeres konnte man sich wünschen, als den freien Ausblick von der grün umrankten Vorhalle des Wohn

hauses in Cäcilien-Hof. Es lag zwischen hohen Bäumen, zu seinen Füßen, leicht gesenkt, das breite sonnige Thal mit Dörfern und Gärten, begränzt von den Höhenzügen des Gebirges. — Hier in der schattigen Vorhalle saß Peter Weyrich im Rollstuhl und blickte trüben Auges in die schöne, glänzende Gegend, von deren Schönheit er doch nichts mehr empfand. Er hatte sich eben hier hinaus schieben lassen, wie er jetzt Alles über sich ergehen ließ. Denn seine Füße waren seit jener Schreckensnacht wie gelähmt, er konnte nicht gehen, und auch der Gebrauch der Arme wurde ihm schwer. Er redete nur wenig, und das Wenige nicht mehr in dem alten, mürrisch barschen Tone, sondern leise, gedrückt, mit hinfälliger Stimme. Hinfällig war sein Körper, war sein ganzes Wesen geworden. Er genoß die treueste Pflege, er bemerkte, wie man ihm die trüben Eindrücke zu verscheuchen, ihn zu erheitern suchte. Allein er hatte keinen Antheil, keinen Sinn mehr für das neue Leben, für die neuen Umgebungen, für neue Eindrücke. Er war ein alter, vom Sturm gebrochener Stamm. Das Laub an den Zweigen führt wohl noch eine kurze Frist ein Scheinleben fort, aber es muß welken, denn die Wurzel ist zerstört. — Er ließ sich bald in sein Schlafzimmer rollen, während Benedict und Matthea ihm freundlich gute Nacht wünschten.

Gleichwohl war es noch früh, die Sonne noch vom Untergang entfernt. Luthard bot seinem „Töchterchen" den Arm zu einem Spaziergang durch den Garten, der, zum Theil neu angelegt, doch schon den schönsten Rosenflor zeigte. Beide waren in heiterem Gespräch, sahen sich zuweilen nach dem Hause um, lächelten und verstanden einander. Denn es

war Samstag, und sie wußten, daß noch vor Nacht ein Gast eintreffen werde, um den Sonntag bei ihnen zu verleben. — Endlich kam er, flog in die Arme seines Vaters und drückte dem freudig erröthenden Mädchen die Hand. Bald überreichte Arnold auch den von ihm unter den Papieren gefundenen Brief. Luthard ließ die jungen Leute voraus gehen, um den Brief allein zu lesen.

„Mein theurer Benedict (so lauteten die Zeilen), ich will Dir Rechenschaft geben über eine Handlung, die Dich, wie ich vermuthe in Verwunderung setzen wird; und da Du so lange nichts von Dir hast hören lassen und ich Dich vielleicht nicht wieder sehe, muß ich es schriftlich thun. Ich habe meinen ganzen antiquarischen Krimskrams testamentarisch Peter Weyrich vermacht, unter der Bedingung, daß er meine Tochter in sein Haus aufnehme und Vormundstelle bei ihr vertrete. Es wird Dir auffallen, daß ich mein liebes Kind unter die Obhut eines Menschen gebe, der so gering in meiner Achtung steht, da es doch viel näher gelegen hätte, Dich zum Vormund Matthea's zu bestimmen. Aber Du bist weit weg, Niemand kennt Dich hier, und ich kann plötzlich sterben. Ich schätze Peter Weyrich nicht, aber sein Haus ist ein geachtetes, die Welt kennt ihn nicht wie wir. Er ist ihr nur ein Sonderling. Matthea hat bei ihrem Vater gelernt, mit einem wunderlichen alten Manne zu verkehren und sich in die Verhältnisse zu schicken. Ich habe keine Verwandte, und unter Bekannten Niemand, bei dem ich dem Kinde einst Wohnung zu machen wünschte. Peter Weyrich, lüstern nach meinem Kram, ist auf meinen Vorschlag eingegangen, und Alles zwischen uns abgemacht. Nicht lange,

denk' ich, wird Matthea in seinem Hause sein. Denn, unter uns, Dein Arnold und sie, obgleich beide sich vorerst als Halbgeschwister betrachten, werden doch wohl einst ein Paar werden und unsre alten Wünsche sich erfüllen —" u. s. w.

Luthard faltete den Brief zusammen und sah lächelnd den jungen Leuten nach. „Es war immerhin eine wunderliche und gewagte Bestimmung, mein alter Wolf," dachte er, „allein Du scheinst Recht gehabt zu haben!"

Mit Peter Weyrich aber ging es von Tag zu Tage schwächer. Ein geringes Fieber rieb seine Kräfte völlig auf, und nach wenigen Wochen war er todt. Bei der Eröffnung seines Testamentes fand man Matthea als seine Universalerbin eingesetzt. —

Das Haus in Cäcilienhof konnte nun ein glückliches genannt werden. Freilich hatte Jungfer Jakobine ihre Noth, sich in die neuen Verhältnisse zu schicken. Denn eine ähnliche Machtstellung, wie in Peter Weyrichs Hause, gab es hier für sie nicht. Ein ganz anderer, ruhigerer Wille gebot hier, ein Wille, vor dem sie sich fürchtete, vor dem sie ungeheuren Respekt hatte. Doch war ihres Bleibens auch nicht gar lange im Hause. Daß sie noch Reize habe und erobern könne, nahm sie bald mit holder Ueberraschung und Genugthuung wahr, und so reichte sie dem Herrn Inspector, der um sie warb, getrost ihre Hand und dachte: „Es ist doch merkwürdig, wie schnell etwas da ist, wenn man es nicht erwartet hat! Hat man es erwartet, dann dauert es viel länger, und manchmal kommt es gar nicht!"

Früher schon waren Arnold und Matthea Hand in Hand als Verlobte vor Luthard getreten und hatten um seinen

LG
R786n

42935

Author Roquette, Otto

Title Novellen.

DATE.

NAME OF BORROWER.

UNIVERSITY OF TORONTO
LIBRARY

Do not
remove
the card
from this
Pocket.

Acme Library Card Pocket
Under Pat. "Ref. Index File."
Made by LIBRARY BUREAU